

WILS
CLS
PT1337
.B53x
1905
bd.10

IBLIOTHEK
DER
ERHALTUNG
UND DES
WISSENS



UNION
DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT
STUTT GART • BERLIN • LEIPZIG •

Aus der Bibliothek

von

Twin Cities Campus



Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von **Anzeigen** durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft** in **Stuttgart, Berlin, Leipzig.** * * *

Maschinenfabrik Esslingen
Elektrotechnische Abteilung Cannstatt
baut und liefert
komplete elektrische Beleuchtungs- und Kraftübertragungsanlagen, elektrisch angetriebene Krane, Aufzüge, Bierdruckregler und Orgelantriebe.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Soeben erschien:

Schillers Heimatjahre.

Von **Hermann Kurz.** * Mit 50 Illustrationen von **G. Adolf Cloß.**

In elegantem Geschenkband Preis 7 Mark.

(Auch in 10 Lieferungen zu je 50 Pfennig zu haben.)

Der großen, alle Gebildeten umfassenden Schillergemeinde bieten wir diese neue, würdig ausgestattete Ausgabe des für alle Zeiten wertvollen Buchs. Von der Meisterhand des Malers **G. Adolf Cloß** reich mit fein empfundenen, die Stätten der Handlung und jene denkwürdige Zeit getreu widerspiegelnden Abbildungen geschmückt, wird das Werk — ein historisches Dokument seiner Zeit — bei alt und jung freundliche Aufnahme finden, sowohl als gebiegene Festgabe zur Säcularfeier des Lieblingsdichters der deutschen Nation, wie auch als sinniges Erinnerungsbuch.


Zu haben in den meisten Buchhandlungen.

Kohl's Briefmarken-Katalog

der beste und vollständigste Katalog. 5. Aufl. 1905: ca. 1100 doppelzspaltige Seiten, 6000 Abbildungen, 62000 Preise.

Elegant gebunden Mk. 3.—

Kohl's Permanent-Album. Vielfach prämiert. Umklebene Ausgaben. Hochelegant. Prospekt franko.

Großartigstes Briefmarken-Lager auf dem Kontinent.  Auswahlen zu Diensten gegen Referenzen.

Paul Kohl, Chemnitz.

Neu eingeführt.

Allen Hotels und Restaurants
empfohlen.

Rioja - Bordeaux,

flaschenreifer roter Tafelwein, übertrifft an Qualität,
Bouquet u. Feinheit alle kleineren **Bordeaux-Weine**,
verzollt

ab Konstanz zu **85 Pf. per Liter.**

1 Postkistchen mit 2 ganzen Flaschen **M. 2.70.**
franko gegen Einsendung von

SAMOS-SÜSS-WEINE

vorzügliche Kranken- und Dessert-Weine

verzollt

ab Konstanz zu **M. 1.— per Liter.**

1 Postkistchen mit 2 Flaschen franco **M. 2. 80.**

Natur-
reinheit
garantiert.

ZIEGLER & GROSS, Inhaber:
Carl Aug. Ziegler,

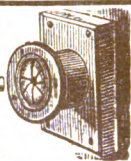
Konstanz 59, Baden, u. Kreuzlingen, Schweiz.

Proben und Preisliste gratis und franco.

Verbess. Universal-Flaschen- Verkapsel-Maschine

Preis M. 6.—, steht bis jetzt in jeder Be-
ziehung unerreicht da, redact. bespr. in
Nr. 2296 der Ill. Zeitung, Leipzig.

ZIEGLER & GROSS, Inh.: Carl Aug.
Ziegler, Konstanz 59.



Illustr. Preisliste
gratis und franco.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

In zwölfter, vollständig neu bearbeiteter Auflage erschien soeben:

Anleitung zur Pflege der Zähne und des Mundes nebst einem Anhang: über künstliche Zähne.

Von **Dr. Wilhelm Süersen, senior**,

K. Preussischer Geheimer Hofrat und ehemal. Hofzahnarzt in Berlin.

Zwölfte Auflage. Mit vier Einschalttafeln. Zeitgemäss durchgesehen und her-
ausgegeben von **Gustav v. Walther-Süersen**, Dr. chir., dent., Zahnarzt in Berlin.

Preis broschiert 2 Mark, elegant gebunden 2 Mark 50 Pf.

Die neue zwölfte Auflage dieser gefürhten Preisschrift wurde unter Berücksichtigung
des neuesten Standes zahnärztlichen Wissens und zahnärztlicher Technik durchgesehen und
erweitert. Außerdem wurden neu beigegeben 4 Tafeln mit Abbildungen, welche vielen
als zur besseren Erläuterung dienend willkommen sein dürften. Das Buch ist seinem
ganzen Inhalte nach allen denen zu empfehlen, welche den Wert der Zähne erkannt
haben und für die Erhaltung derselben ernstlich besorgt und eifrig bestrebt sind. Wir
dürfen diese populäre Darstellung um so mehr als sicheren Ratgeber bezeichnen, da sie
das Ergebnis der geläutertesten Ansichten und Erfahrungen wahrer Sachverständiger und
demnach frei von einseitiger Anschauung und Auffassung ist. Bei der heutzutage immer
mehr zunehmenden Verderbnis der Zähne ist ein solch zuverlässiger Leitfaden für die
Pflege und Erhaltung derselben in den weitesten Kreisen ein großes Bedürfnis.

— Zu haben in den meisten Buchhandlungen. —



Bibliothek der
Unterhaltung
und des Wissens



Zu der Humoreske „Eifersüchtig“ von Oskar Kühne. (S. 77)
Originalzeichnung von Carl Münch.

== Bibliothek der ==
Unterhaltung
und des Wissens
==

Mit Original-Beiträgen der
hervorragendsten Schriftsteller
und Gelehrten ~ sowie zahl-
reichen Illustrationen ~

Jahrgang 1905. Zehnter Band



~ Stuttgart, Berlin, Leipzig ~
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

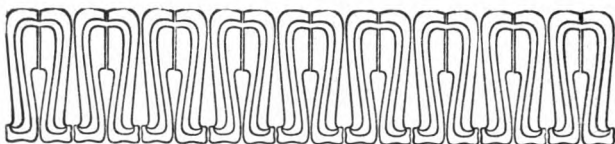


Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Zu feig! Roman von Reinhold Ortmann (Fortsetzung)	7
Eifersüchtig. Humoreske von Oskar Kühne	66
Mit Illustrationen von Earl Münch.	
Im Kohlenbergwerk. Ein unterirdischer Spaziergang.	
Von E. E. Weber	79
Mit 17 Illustrationen.	
Das Altarbild. Novelle von Paul Weise	106
Dar es Salaam. Ein Städtebild aus unseren Kolonien.	
Von Ch. v. Witttembergk	155
Mit 8 Illustrationen.	
An der Schwelle des Codes. Novellette von Jda Grossmann	170
Die teuersten und seltensten Briefmarken der Welt.	
Philatelistische Skizze von Dr. H. Brendicke	184
Mit 25 Illustrationen.	
Die Gefahren der Eisberge. Bilder vom blauen Wasser.	
Von Fr. Parkner	193
Mit 8 Illustrationen.	
Mannigfaltiges:	
Von Gottes Gnaden	211
Eine Kondorjagd in den Kordilleren	214
Neue Erfindungen:	
I. Hansatintenfass und Hansaanfeuchter	215
Mit 3 Illustrationen.	
II. Mechanischer Tisch- und Zimmerventilator „Egdir“	217
Mit 2 Illustrationen.	

	Seite
Die letzte Schleifung	218
Fürst Bismarck und die Semmeringbahn	220
Rote Hände	221
Das „magnetisierte Papier“	225
Mit 2 Illustrationen.	
Zähe Liebhaber	227
Schwalbennester	229
Shakespeare-Unterschriften	232
Merkwürdige Hotels	233
Die nordamerikanische Riüsselschlange	235
Mit Illustration.	
Eine Mumienfabrik	236
Die Arbeitsleistung einer Taschenuhr	237
Seltene Rennen	237
Über Träume	238
Der Gipfel der Schmeichelei	239
Glatte Rechnung	240





Zu feig!

Roman von Reinhold Ortmann.

(Fortsetzung.)



(Nachdruck verboten.)

Siebentes Kapitel.

Helmut war nach seiner Gewohnheit auf die Minute pünktlich gewesen, aber Fanni hatte sich doch schon vor ihm eingefunden. Von weitem bereits erspähte er ihre schlanke Gestalt, wie sie mit raschen, ungeduldigen Schritten in einer der Seitenalleen bei der Florastatue auf und nieder ging.

Der Park war um diese Stunde fast menschenleer, und sie hatten kaum das zudringliche Auge eines lästigen Beobachters zu fürchten.

Sobald sie seiner ansichtig geworden war, eilte Fanni auf ihn zu und streckte ihm die Hand entgegen. „Wie gut von Ihnen, daß Sie gekommen sind! Ich fürchtete schon, Ihr Versprechen könnte Sie gereuen.“

Helmut hatte ihre Hand genommen, aber er führte sie nicht, wie Fanni erwartet haben mochte, an seine Lippen. „Ein gegebenes Versprechen darf uns niemals gereuen,“ erwiderte er in einem Tone, dessen zurückhaltende Kühle der jungen Frau offenbar nicht entging,

denn sie suchte mit forschendem Blick in seinem Gesicht zu lesen.

„Lassen Sie uns etwas tiefer in den Park hineingehen,“ bat sie. „Ich sah vorhin einen Freund meines Mannes, der hier seine Morgenpromenade machte, und ich möchte nicht, daß wir ihm noch einmal begegnen.“

Helmut widersprach nicht, und sie bogen in einen schmalen Seitenpfad ein.

„Ich will nicht damit anfangen, mich wegen meiner Dreistigkeit bei Ihnen zu entschuldigen,“ brach Fanni das Schweigen, in welchem sie anfangs nebeneinander hergegangen waren. „Daß sie nur durch außergewöhnliche Gründe erklärt und gerechtfertigt werden kann, haben Sie sich ja ohne Zweifel schon selbst gesagt. Es ist vermutlich in Ihre Hand gegeben, mir eine große — eine sehr große Unannehmlichkeit zu ersparen.“

„Ich werde glücklich sein, wenn ich Ihre Erwartungen zu rechtfertigen vermag.“

„Mein Mann erwähnte gestern in Ihrem Beisein den Namen eines Herrn v. Lettow, dessen Bekanntschaft er auf seiner Heimreise gemacht, und er nannte diesen Herrn Ihren Freund. Trotz Ihres gestrigen Protestes muß ich darum wohl annehmen, daß Sie einigen Einfluß auf ihn besitzen.“

„Ich zweifle, ob ich diese Vermutung bestätigen kann. Vor mehreren Jahren habe ich mich allerdings ein paar Wochen hindurch in einer Gesellschaft bewegt, der auch Herr v. Lettow angehörte, aber ich bin ihm niemals nähergetreten. Seine Persönlichkeit und sein Wesen waren mir von Anfang an sehr wenig sympathisch.“

Die Enttäuschung spiegelte sich deutlich auf ihrem Gesicht, und er gewahrte eigentlich erst jetzt, wie elend und angegriffen sie aussah. Ihre Wangen schienen

ihm seit gestern schmäler und hagerer geworden; tiefe dunkle Schatten unter ihren Augen deuteten auf eine schlaflos verbrachte Nacht.

Wärmer als es eigentlich seinen am verflommenen Abend gefasteten Entschlüssen entsprach, sagte er, nachdem er ein paar Sekunden ohne Antwort geblieben war: „Möchten Sie mir nicht ganz frei und unumwunden mitteilen, was Sie von mir erwarten? Die Erfüllbarkeit Ihres Wunsches ist doch wohl nicht von dem Grade der Freundschaft abhängig, die mich mit Herrn v. Lettow verbindet?“

„In einem gewissen Sinne doch,“ erwiderte sie in hastigen, wie mit schwerer Selbstüberwindung hervorgestoßenen Worten, „denn ich wollte Sie bitten, Ihren Einfluß auf ihn dahin geltend zu machen, daß er der Einladung meines Mannes nicht Folge leistet, daß er seinen Fuß niemals über die Schwelle unseres Hauses setzt.“

Helmuth zweifelte, ob er sie richtig verstanden habe. „Ich sollte ihn dazu veranlassen — ich? Und hinter dem Rücken Ihres Mannes, der auf die neue Bekanntschaft ersichtlich so großes Gewicht legt?“

„Ja — hinter seinem Rücken!“ bestätigte sie mit einem seltsam harten und entschlossenen Tone. „Denn wenn Herr v. Lettow zu uns kommt, ist es um meine Ruhe, vielleicht um meine ganze Zukunft geschehen. Ich habe niemand, den ich um diesen Dienst angehen könnte als Sie.“

„Ja, wenn ich nur verstünde —! Herr v. Lettow ist also auch Ihnen kein Fremder mehr? Sie haben ihn schon vor Ihrer Verheiratung gekannt?“

Fanni nickte, während ihre feinen Lippen sich fest zusammenpreßten. Ihre Nasenflügel bebten, und ihre Augen waren mit starrem, leerem Blick ins Weite ge-

richtet. Die Anzeichen eines schweren Seelenkampfes auf ihrem schönen Gesicht mußten Helmut jeden Zweifel nehmen, daß es sich hier um anderes und Gewichtigeres handle als um eine bloße Laune.

„Ich will ja gerne tun, was in meinen Kräften steht,“ versicherte er. „Aber Sie begreifen, daß ich vorerst noch vollkommen ratlos bin. Ich kann Herrn v. Lettow doch nicht ohne weiteres das Betreten eines fremden Hauses verbieten, in das man ihn geladen hat. Er würde selbstverständlich Erklärungen und Gründe von mir verlangen, die ich ihm nicht zu geben vermöchte.“

„Sie werden ein Mittel finden, wenn ich Ihnen alles sage. Vielleicht erinnern Sie sich noch an das, was ich Ihnen gestern abend aus meinem Leben erzählte. Die unerwartete Ankunft meiner Schwester hatte mich gezwungen, Rudolf über meine Vergangenheit aufzuklären. Natürlich mußte mir in jener Stunde daran gelegen sein, seine Verzeihung zu erlangen, wenn ich mich nicht zu dem Entschlusse aufraffen wollte, sein Haus als eine Verstößene zu verlassen, und ich durfte ihm deshalb nicht alles sagen. Wenigstens nicht so gleich. Außer sich vor Erregung über mein Geständnis forderte er die Erklärung, daß ich während meiner Bühnenlaufbahn keine Herzensbeziehungen zu einem Manne unterhalten habe. In meiner Angst vor einer Katastrophe versicherte ich, was er zu hören wünschte. Es war keine Unwahrheit — wenigstens nicht vor meinem eigenen Gewissen. Aber er würde mir in seiner damaligen Gemütsverfassung nicht geglaubt haben. Das Bekenntnis, daß ich als blutjunges, unerfahrenes Ding meine erste Neigung einem Manne geschenkt hatte, dessen Absichten ich für die edelsten und ehrenhaftesten halten mußte, würde ihm genügt haben, eine Unwürdige in

mir zu sehen. Vielleicht hätte ich es darauf ankommen lassen sollen. Es war eine klägliche Feigheit, das gebe ich Ihnen bereitwillig zu. Aber ich habe es nun einmal getan, und jetzt ist es unter allen Umständen zu spät, das damals Versäumte nachzuholen. Niemals darf Rudolf erfahren, daß ich ihn — buchstäblich genommen — in jener Stunde belog. Um seiner selbst willen sollen Sie mir helfen, es ihm zu verbergen.“

Bei den letzten Worten kehrte sie ihm ihr marmorbleiches Gesicht wieder zu. Er sah die Tränen, die in ihren Augen glänzten, und die heiße, flehentliche Bitte, die aus dem Blick dieser herrlichen Augen zu ihm sprach.

„Ich bitte Sie: kein Wort weiter!“ sagte er. „Was Sie mir mitgeteilt haben, ist vollkommen ausreichend, mich zur Erfüllung Ihres Wunsches zu bestimmen. Ich begreife, daß Ihnen daran gelegen sein muß, diesen Lettow Ihrem Hause fern zu halten, und ich werde tun, was ich vermag, ihn dazu zu bewegen. Aber vielleicht wäre es doch ein noch einfacherer und sicherer Weg, wenn Sie selbst ihn brieflich darum ersuchten. Soweit ich ihn kenne, zweifle ich nicht, daß er die herkömmlichen Gesetze der Ritterlichkeit als bindend für sich ansieht. Als er die Einladung Ihres Gatten annahm, mußte er wohl gar nicht, wessen Haus er da betreten sollte.“

„Ich kann Ihnen darauf weder mit ja noch mit nein antworten. Als ich Rudolf kennen lernte, waren meine Beziehungen zu Herrn v. Lettow längst abgebrochen, und es bestand keinerlei Verbindung mehr zwischen uns. Bis gestern hielt ich mich überzeugt, daß er nichts von meiner Verheiratung wußte. Aber daß er gerade hierher kommt, in diese kleine, abgelegene Stadt, die einem Manne von seiner Art nicht das geringste zu bieten vermag, macht mich in meinem Glauben

wieder wandend. Ich fürchte beinahe, daß er meinetwegen gekommen ist, und daß er recht wohl wußte, mit wem er sich befreundete, als er Rudolfs Bekanntschaft suchte. Wenn diese Vermutung aber zutrifft, so darf ich weder eine Begegnung mit ihm suchen noch an ihn schreiben, denn ich würde ihm damit ja eine Waffe in die Hand geben, deren er sich, wenn es ihm gefiele, jederzeit bedienen könnte, um mich zu verderben.“

„Sie denken nicht sehr hoch von der Ehrenhaftigkeit des Mannes, der —“ er besann sich und endete: „der in dem Kreise seiner Bekannten zwar nicht gerade für einen Adelsmenschen im höchsten Sinne, aber doch immerhin für einen tadellosen Cavalier in der gewöhnlichen Auffassung des Wortes gilt. Doch ich möchte am Ende der letzte sein, eine Bürgschaft für Herrn v. Lettow zu übernehmen, und ich sehe ein, daß Ihre Bedenken gegen eine unmittelbare Verständigung mit ihm auch aus anderen Gründen wohlberechtigte sind. Ich werde also noch heute zu ihm gehen — vorausgesetzt natürlich, daß es mir gelingt, seine Adresse zu ermitteln.“

„Er wohnt in den Vier Jahreszeiten — mein Mann, der gestern abend nicht müde wurde, von seinem neuen Bekannten zu sprechen, hat es mir erzählt. Aber ich beschwöre Sie, keine Zeit zu verlieren. Wenn er wußte, daß ich Rudolf Eggers Frau geworden bin, und wenn er gekommen ist, um mich wiederzusehen, wird er es jedenfalls sehr eilig haben, mich aufzusuchen.“

„Ich werde zu ihm gehen, sobald ich meine Sprechstunde abgehalten habe. Daß ich ihm meinen seltsamen Wunsch nur in Ihrem Namen und in Ihrem ausdrücklichen Auftrage zu erkennen geben kann, müssen Sie allerdings einsehen.“

Ein schwerer Seufzer hob Jannis Brust, aber sie

nickte zustimmend. „Ich überlasse es ganz Ihrem Ermessen, was Sie sagen und tun wollen. Nachdem ich mich durch mein Geständnis so ganz in Ihre Hände gegeben, wissen Sie wohl auch ohne meine ausdrückliche Versicherung, daß ich Ihnen schrankenloses Vertrauen schenke.“

Ein vielsagender Augenaufschlag war es, der ihre letzten Worte begleitete, aber er hatte auf Helmut Eggers heute nicht mehr die Wirkung, die er vielleicht noch gestern auf ihn geübt hätte.

Er entschuldigte sich mit dem gebieterischen Zwang seiner ärztlichen Pflichten, und Fanni machte keinen Versuch, ihn länger zurückzuhalten.

Sie nickte nur stumm und setzte, während er raschen Schrittes nach der Stadt zurückging, ihren Weg langsam in der entgegengesetzten Richtung fort. Als Helmut aus der Ferne einen flüchtigen Blick nach ihr zurückwarf, sah er, daß sie noch immer die demütige, traurige Haltung hatte, die ihrer holden Erscheinung in seinen Augen einen so eigenartigen, bestrickenden Reiz verlieh. Noch einmal wollte es bedenklich warm in seinem Herzen aufsteigen, aber er schalt sich unwillig einen schwachen, wankelmütigen Toren und zwang seine Gedanken gewaltsam zu anderen Dingen. —

Bald genug freilich mußten sie sich wieder mit Fanni Eggers und ihren Angelegenheiten beschäftigen, denn als er bei dem Eintritt des ersten hilfesuchenden Patienten durch die geöffnete Thür seines Ordinationszimmers einen Blick in den Warteraum warf, erspähte er am Fenster desselben eine schlanke, elegante Männergestalt, deren charakteristischen, ausdrucksvollen Kopf er sofort als den des Rittmeisters a. D. Egon v. Lettow erkannte. Gewiß konnte es ihm nur angenehm sein, daß jener seinem beabsichtigten Besuch zuvorgekommen

war und ihn selbst aufgesucht hatte, aber hinter dieser durch ihre flüchtige Bekanntschaft kaum hinlänglich motivierten Eilfertigkeit mußte sich notwendig irgend eine bestimmte Absicht verbergen, und zum ersten Male regte sich in Helmut die Besorgnis, daß er sich durch sein Fanni gegebenes Versprechen möglicherweise doch in eine recht bedenkliche Angelegenheit habe verwickeln lassen.

Egon v. Lettow war rücksichtsvoll genug, den Patienten den Vortritt zu lassen, und da die Sprechstunde des neu hinzugezogenen Arztes begreiflicherweise noch nicht gerade überlaufen war, wurde seine Geduld dadurch auf keine allzu harte Probe gestellt.

Mit einem verbindlichen Lächeln auf dem scharfgeschnittenen Gesicht, vom Scheitel bis zur Sohle ein Bild vornehmster Eleganz und weltmännischer Sicherheit, trat er über die Schwelle.

„Guten Morgen, mein lieber Doktor! Dem angenehmsten Zufall von der Welt verdanke ich die Kunde, daß Sie hier am äußersten Ende der bewohnten Welt Ihre Zelte aufgeschlagen haben, und ich wollte nicht zögern, Sie zu begrüßen. Hoffentlich haben Sie die genußreichen Tage noch nicht ganz vergessen, die wir vor etlichen Monaten miteinander erleben durften.“

Er hatte das alles rasch und lebhaft hervorgebracht, als wäre es ihm darum zu tun, die Begegnung von vornherein auf einen vertrauten, ja herzlichen Ton zu stimmen, und es war so viele bestechende Liebenswürdigkeit in seinem Wesen, daß Helmut einen leisen Zweifel verspürte, ob er dem Manne in seiner Schätzung bisher nicht doch vielleicht unrecht getan habe. So freimütig und chevaleresk war sein ganzes Gebaren, so flug und offenherzig blickten seine scharfen blauen Augen, daß man unmöglich einen anderen als sym-

pathischen Eindruck von seiner Persönlichkeit gewinnen konnte. Nach landläufigen Begriffen war er vielleicht nicht eigentlich ein schöner Mann; aber auch Helmut Eggers hatte die Frauen hinlänglich kennen gelernt, um zu begreifen, weshalb Lettow in den Kreisen seiner Bekannten zu dem Rufe eines vom Glücke schier überreich begünstigten Damenlieblings gekommen war. Diese geschmeidige, sehnige Gestalt, die bei aller ihrer Packerkeit in jeder Bewegung doch eine nicht gewöhnliche Kraft und Ausdauer offenbarte, diese schmale, kühn vorspringende Adlernase, diese energischen, charaktervollen Gesichtszüge, diese aristokratisch zierlichen Hände und Füße, sie waren viel eher danach angetan, dem Auge einer Frau zu gefallen als die weichen Linien und die glatten, rosigten Wangen einer süßlichen Tenoristenschönheit. Alles an diesem Manne atmete stolze Kraft und ein starkes Selbstbewußtsein. Man sah es ihm an, daß er gewöhnt war, sich selbst seine Gesetze vorzuschreiben und seinen Willen ohne Rücksichtnahme auf seinen lieben Nächsten durchzusetzen, und das vor allem ist es ja, was den Frauen gefällt und den Weg zu ihren Herzen findet.

Zwar war die Begrüßung, die Helmut ihm zu teil werden ließ, trotzdem ohne besondere Wärme, aber sie fiel immerhin freundlich genug aus, daß Lettow keine Zurückweisung seines lebenswürdigen Entgegenkommens darin erblicken konnte. Bereitwillig nahm der Kittmeister die angebotene Zigarre und lehnte sich gemächlich in seinem Stuhl zurück, wie jemand, der in der Tat nicht so bald gesonnen ist, an den Aufbruch zu denken.

„Dies allerliebste Städtchen ist, wie ich gehört habe, Ihre engere Heimat,“ sagte er lächelnd, „aber ich gestehe offen, lieber Doktor, daß Ihr Entschluß, sich hier

niederzulassen, mich trotzdem mit nicht geringem Erstaunen erfüllt hat. Für einen Mann, der sich jemals in der Enge kleinstädtischer Verhältnisse bescheiden konnte, habe ich Sie eigentlich nie gehalten.“

Unbedenklich ging Helmut auf seinen leichten, scherzenden Ton ein. „Auch einem engen Rahmen läßt sich ein bedeutsamer Inhalt geben, Herr v. Lettow! Vielleicht bin ich sogar meiner ganzen Naturanlage nach mehr für das beschauliche Kleinstadtleben als für das großstädtische Gassen und Treiben geschaffen. Viel eher könnte ich mich vielleicht darüber wundern, Sie, den Mann der großen Welt, hier bei uns zu sehen.“

Lettow lachte zustimmend. „Eigentlich, teuerster Doktor, wundere ich mich selbst darüber. Obendrein mit der Absicht, auf ungewisse Zeit zu bleiben. Wahrhaftig, ich würde jeden, der mir das vor einigen Wochen geweissagt hätte, für einen herzlich schlechten Propheten gehalten haben.“

„Sie werden sich allerdings auf einige Langeweile gefaßt machen müssen — es sei denn, daß Sie gesonnen sind, die eigenartigen Reize intimer Skatabende und kleinbürgerlich solider Familienkränzchen zu studieren.“

„Davor bewahre mich der Himmel! Nein, so lebensüberdrüssig und ausgepumpt bin ich doch noch nicht. Aber ich meine, ein paar umgängliche Leute finden sich wohl auch hier. Mit dem einen von ihnen habe ich ja bereits das Vergnügen zu plaudern und mit einem anderen führte mich das freundliche Ungefähr gestern in der Eisenbahn zusammen. Ihr Vetter, der Herr Baumeister Eggers, machte mir den Eindruck eines ganz scharmanten Mannes — vielleicht nicht gerade in dem Sinne, wie wir es im Klub verstehen würden, aber ich gehöre doch auch schließlich nicht zu den verknöcherten Rastenmenschen, für die der Cavalier not-

wendig mit der Vorstellung von Lackstiefeln und Krauwatte nach der neuesten Mode verbunden ist."

In der Betonung dieser Vorurteilslosigkeit war etwas, das Helmut verletzte, und er wurde unwillkürlich etwas steifer. „Mein Better ist in der Tat ein ausgezeichnete Mensch,“ sagte er ziemlich kurz, und dann, fest entschlossen, die Gelegenheit ohne viele Umschweife beim Schopfe zu packen, fügte er hinzu: „Er hat mir von seiner Begegnung mit Ihnen erzählt und erwähnt, daß er Ihren Besuch erwarte. Haben Sie ihm eine dahingehende Zusage gemacht, Herr v. Lettow?“

„Allerdings. Ich freue mich auf den Verkehr und gedenke noch heute meine Antrittsvisite zu machen.“

„Und wenn ich Sie nun im Vertrauen auf die Discretion eines Ehrenmannes bäte, davon Abstand zu nehmen?“

Der Rittmeister zog die Brauen in die Höhe. „Pardon — ich weiß nicht, ob ich recht verstanden habe. Sie wollen mich vor einem Umgang mit Ihrem Herrn Better warnen? Das ist merkwürdig. Darf ich vielleicht um eine nähere Erklärung bitten?“

Es war eine der peinlichsten Aufgaben seines Lebens, vor die Helmut sich da gestellt sah, aber es half nichts — er mußte sie zu lösen suchen, so gut oder so schlecht es die Umstände eben gestatteten. „Ziehen Sie vor allem in Betracht, Herr v. Lettow, daß es ein Arzt ist, der zu Ihnen spricht — ein Mann, dem die Eigenart seines Berufes hie und da Einblick verschafft in Verhältnisse, die sonst dem Auge eines dritten verborgen bleiben. Ich weiß nicht, ob Ihnen mein Better davon gesprochen hat, daß er verheiratet ist —“

Er sah den Rittmeister scharf an, aber das Gesicht seines Gegenübers blieb unbeweglich.

„Jawohl. Der Herr Baumeister sprach von seiner

Gemahlin sogar sehr viel und mit einer Wärme, die den angenehmsten Rückschluß auf ein sehr glückliches Familienleben gestattete.“

„Nun wohl — dieses glückliche Familienleben irgendwie zu stören, liegt doch sicherlich nicht in Ihrer Absicht.“

„Herr Doktor!“

„Bitte, mißverstehen Sie mich nicht. Meine Worte enthalten nichts, das Sie auch nur im entferntesten beleidigen könnte. Wenn ich von der Möglichkeit einer durch Sie veranlaßten Störung jenes ehelichen Glückes sprach, so dachte ich dabei nicht an Künftiges, sondern an Vergangenes. Sie würden eben in der Gattin meines Freundes keine Fremde gefunden haben, Herr v. Lettom!“

Mit einer Geberde leichten Erstaunens warf der Rittmeister den Kopf zurück. „Wie, sie hat Ihnen das gesagt? Man könnte Sie in der That um Ihren ärztlichen Beruf beneiden, Herr Doktor!“

„Ich wüßte nicht, inwiefern gerade diese Tatsache einen Anlaß dazu böte, und meine Person kommt hier wohl auch nicht weiter in Frage. Es war Ihnen also bekannt, daß Fräulein Lindholm die Frau des Bau- meisters Eggers geworden war? Und weil Sie es wußten, suchten Sie geßiffentlich seine Bekanntschaft?“

„Verzeihung! Auch ich möchte Sie nicht kränken. Aber finden Sie es nicht bei einiger Überlegung selbst etwas sonderbar, daß ich mich hier einem derartigen Verhör unterwerfen soll? Man pflegt in solchen Fällen doch wohl vor allem nach der Legitimation des In- quirenten zu fragen.“

„Als die meinige wird Ihnen, wie ich hoffe, ge- nügen, daß die Gattin meines Verwandten, der zugleich“ — und er gab seiner Stimme einen besonderen Nach-

druck — „der zugleich mein bester Freund ist, sich mit der Bitte um meine Vermittlung bei Ihnen an mich gewendet hat. Sie konnte es nicht tun, ohne mir zugleich einige Andeutungen über die Natur der Beziehungen zu machen, die vorzeiten zwischen ihr und Ihnen bestanden. Von Einzelheiten weiß ich nichts und will ich selbstverständlich nichts wissen. Meine vorhin ausgesprochene Bitte aber, eine Bitte, die ich im Auftrage und im Namen einer Dame an Sie richtete, wird Ihnen jetzt hinlänglich erklärt sein, und ich bin sicher, daß ich diese Dame hinsichtlich ihrer Erfüllung nunmehr vollständig beruhigen darf.“

„Nicht so rasch, lieber Herr Doktor! Ihre Voraussetzungen und Folgerungen schlagen mir ein etwas zu hitziges Tempo ein. Da ich nach Ihrer eigenen Erklärung den Vertrauensmann des ehemaligen Fräulein Lindholm in Ihnen zu erblicken habe, darf ich nun wohl auch meinerseits die Rücksichten beiseite lassen, an die ich mich sonst im Interesse der Dame für gebunden erachten würde. Sie sagen, die Gattin Ihres Verwandten wünsche mich nicht wiederzusehen. Das wäre begreiflich, wenn wir uns einst im Unfrieden getrennt hätten, aber sie hat Ihnen doch wohl auch gesagt, daß gerade das Gegenteil richtig ist. Die Lösung eines Herzensbündnisses konnte gar nicht ruhiger und freundschaftlicher erfolgen als in unserem Falle.“

Mit einer abwehrenden Handbewegung fiel Helmut ihm ins Wort. „Ich bin nicht berechtigt, darüber irgendwelche Mitteilungen entgegenzunehmen. Ich hatte auch, offen gestanden, nicht erwartet, daß Sie für den unter solchen Umständen kundgegebenen Wunsch einer Frau erst noch nach Gründen und Erklärungen suchen würden, statt ihn einfach zu respektieren.“

„Wenn ich überhaupt in der Lage wäre, ihn zu

.....

respektieren, könnte ich darauf ja allerdings verzichten, aber so einfach liegen für mich die Dinge leider nicht. Ich leugne gar nicht, daß ich ganz bestimmte und für mich äußerst wichtige Zwecke verfolge, und daß ich vorläufig nicht gesonnen bin, sie an der unmotivierten und unbegreiflichen Laune einer Frau scheitern zu lassen. Es ist mir zu meinem Bedauern nicht möglich, mich Ihnen gegenüber ganz unummunden darüber auszusprechen, aber wenn Ihre Auftraggeberin mir vor meinem Eintritt in ihr Haus eine Unterredung unter vier Augen gestatten will, bin ich gern bereit, ihr jede gewünschte Aufklärung zu geben.“

Helmuth fühlte nur zu deutlich, wie sehr er sich ihm gegenüber im Nachteil befand, und die peinliche Empfindung, daß er sich seines Auftrages vielleicht nicht gerade mit übergroßem diplomatischen Geschick entledigt habe, ließ ihn ein wenig die ruhige Selbstbeherrschung verlieren, deren er in diesem Augenblick wohl vor allem bedurft hätte.

„Einen solchen Vorschlag werde ich der Dame selbstverständlich nicht machen. Einer verheirateten Frau derartiges zuzumuten, kann mir schon deshalb nicht in den Sinn kommen, weil sie berechtigt wäre, es für eine Beleidigung zu nehmen.“

„Sie müssen verzeihen, Herr Doktor, wenn ich darüber anderer Meinung bin, aber ich möchte auch nicht, daß Sie meinen Worten eine mißverständliche Deutung geben. Der Zweck meines Hierseins hat nichts mit der Frau Baumeister Eggers zu schaffen, das betone ich noch einmal mit allem Nachdruck.“

„Um so leichter müßte es Ihnen fallen, das Haus meines Freundes zu meiden.“

„Pardon — ich habe nicht gesagt, daß auch dieses Haus nichts mit meinen Absichten zu schaffen habe.“

Es könnte doch sein, daß ich mich für irgend eine andere Persönlichkeit interessierte, die unter dem Dache jenes Hauses lebt.“

Helmut Eggers horchte auf. Eine seltsam peinliche Empfindung regte sich in seinem Herzen. „Wenn es eine Dame ist, von der Sie sprechen, so könnte es sich nur um die Schwester der Frau Fanni Eggers handeln. Ich kann aber doch wohl unmöglich annehmen, daß dies junge Mädchen —“

„Ich verbiete Ihnen nicht, es anzunehmen, wenn Sie sich dadurch bezüglich meiner Absichten endlich beruhigt fühlen.“

„Fräulein Eva also? Ihretwegen sind Sie gekommen? Und ihretwegen wollen Sie auf unbestimmte Zeit hier verweilen?“

„Sie sind mir hoffentlich nicht böse, wenn ich eine Antwort auf so präzise formulierte Fragen einstweilen ablehnen muß. Ich widerspreche Ihren Vermutungen nicht, das ist vorläufig alles, was Sie von mir erwarten dürfen, aber ich meine, es sollte genug sein, um Sie und Frau Fanni Eggers von jeder Sorge zu befreien.“

Der Ton seiner Rede war jetzt wieder ganz verbindlich und liebenswürdig geworden; und wie zum Zeichen, daß er die Verhandlung mit dieser Erklärung als abgetan betrachtete, hatte er sich sogleich aus seinem Stuhle erhoben.

„Ich erachte mich nicht für befugt, Ihnen im Namen meiner Cousine darauf zu antworten,“ erwiderte Helmut kühl. „Aber ich werde den Überbringer Ihrer Erklärungen machen, und ich erwarte Ihr Versprechen, daß Sie das Haus des Baumeisters nicht betreten werden, bevor Sie weiter von mir gehört haben.“

„Ich kann Ihnen versprechen, daß ich meinen Be-

sich nicht vor drei Uhr Nachmittags zu machen gedente, und ich werde bis dahin in meinem Hotel jederzeit zu Ihren Diensten sein. Selbstverständlich bitte ich Sie, der gnädigen Frau meine ehrerbietigsten Empfehlungen zu Füßen legen zu wollen.“

Er verbeugte sich artig, und daß sie ohne Händedruck voneinander schieden, war das einzige äußere Merkmal, daß diese Trennung einen anderen Charakter trug als ihre Begrüßung.

Helmuth Eggers aber hatte, als die Thür sich hinter dem Fortgehenden schloß, die sichere Empfindung, daß diese Unterredung nichts weiter gewesen war als die erste Szene eines Wirklichkeitschauspiels, das alle Ansätze zu einer Tragödie in sich barg, und daß darin ihm selber vielleicht eine ganz andere Rolle zugebachzt war, als er sie an diesem Morgen mit seinem allzu rasch gegebenen Versprechen zu übernehmen geglaubt.

Achtes Kapitel.

In breiten Strahlenbündeln fiel das goldene Sonnenlicht über Eva Lindholms Lagerstätte. Ihre Augen tranken mit Entzücken den langentbehrten Glanz.

Wie bitter auch immer die Kummernisse gewesen sein mochten, die ihr junges Leben der Vernichtung nahe gebracht hatten; heute machte doch die Natur ihre Rechte geltend, und Evas Seele war ganz erfüllt von jenem köstlichen Hochgefühl, das nur der aus schwerer Krankheit Genesende kennt.

War ihr gegenwärtiger Zustand doch noch immer ein sanftes Hindämmern an der unbestimmten Grenze zwischen Traum und Wirklichkeit. Nur daß ihre Phantasie nicht mehr angefüllt war mit den schreckhaften Spukgestalten der Fieberdelirien, sondern mit lieblichen,

zartfarbigen Bildern, die sich jedesmal sanft in nebelhafte Körperlosigkeit auflösten, wenn ihr der klaren Gedanken noch ungewohnter Geist sie festzuhalten suchte.

Wenn ihr das Vermögen der Erinnerung auch teilweise zurückgekehrt war, so verrichtete ihr Gedächtnis seine Funktionen doch noch sehr unvollkommen, denn alles, was vor dem Tage ihrer Erkrankung lag, war einstweilen noch so vollständig ausgelöscht, als wäre es nie gewesen. Die Menschen, mit denen sie zu tun gehabt hatte, ehe sie bei ihrer Schwester Schutz und Zuflucht gesucht, existierten vorerst noch nicht wieder für sie, und in ihrer Vorstellung tauchte neben dem schönen Antlitz ihrer Schwester und dem treuherzigen Gesicht des Mädchens, das sich mit Fanni so aufopfernd in ihre Pflege geteilt hatte, nur noch ein einziges Menschenantlitz auf, das eines Mannes, dem sie keinen Namen zu geben mußte, und von dem sie doch meinte, daß sie ihn oft gesehen haben müsse.

Es war seltsam, wie deutlich sie gerade dies Gesicht vor sich sah, immer mit demselben Ausdruck freundlicher Teilnahme, demselben ernstern, forschenden und doch so wunderbar wohlthuenden Blick der klugen Augen. Sie bemühte sich, darüber nachzudenken, ob die Gestalt wohl der Wirklichkeit angehören könne, oder ob sie nur ein Gebilde der Träume sei, von denen sie so viele und, ach, so schwere geträumt hatte. Aber sie kam nicht sehr weit mit diesen Grübeleien; ihre Müdigkeit war noch zu groß, und jedesmal, wenn ihre Gedanken mühsam bis zu einem bestimmten Punkte gelangt waren, zerfloß wieder alles in dämmernde Ungewißheit und farbigen Nebel.

Sie ahnte nicht, ob es Minuten oder Stunden gewesen waren, die sie in diesem Zustande wohliger Mattigkeit zugebracht, die großen Augen, in denen heute

nichts mehr von dem Glanze des Fiebers war, immer auf den breiten Streifen goldigen Sonnenlichts geheftet. Da öffnete sich leise die Thür des Zimmers, in dem sie so lange allein gewesen war, und die blassen Lippen der jungen Rekonvaleszentin verzogen sich unwillkürlich zu einem freudigen Lächeln. Denn ohne sich irgendwelche Rechenschaft über die Natur ihres Fühlens geben zu können, empfand sie es doch wie etwas sehr Schönes und Beglückendes, daß sie hinter ihrer Schwester den Mann eintreten sah, dessen Gesichtszüge ihre Einbildungskraft eben so lebhaft beschäftigt hatten.

Wenn auch dies nur ein Traum war — und es schien ihr fast gewiß, daß es ein Traum sein müsse — so freute sie sich doch, ihn zu träumen, und sie war noch viel zu wenig Herrin über sich selbst, daß sie daran gedacht hätte, es aus irgendwelchen Schickslichkeitsrück- sichten zu verbergen.

Helmut Eggers, der behutsamen Schrittes an ihr Lager getreten war, schien freudig überrascht von der Veränderung, die seit gestern in dem Aussehen seiner Patientin vor sich gegangen war. Er hatte ja gewußt, daß die Macht der Krankheit gebrochen, und die Gefahr vorüber sei, darauf aber, daß die unverkennbaren Zeichen der Genesung so schnell zu Tage treten würden, war er nicht vorbereitet gewesen.

Es war da auch noch etwas anderes, das ihn überraschte. Selbst in den schwersten Leidensstunden zwar war ihm Eva rührend lieblich erschienen, heute aber, mit diesem sonnig verträumten Blick der wundervollen Augen und diesem kindlichen Lächeln auf den Lippen, dünkte sie ihn geradezu bezaubernd. Die ätherische Schönheit der Schwerkranken hatte sich in eine irdische verwandelt. Sie war von einer Art, wie der durch manchen Frauenreiz Vermöhnte sie ähnlich nie gesehen

— nicht berauschend und sinnberückend wie die strahlende Anmut ihrer Schwester, sondern wunderbar ergreifend und mehr zu andächtiger Bewunderung als zu heißem Begehren herausfordernd.

„Wie geht es Ihnen, Fräulein Lindholm?“ fragte er, seiner Stimme unwillkürlich den weichsten Ton gebend, dessen sie fähig war. „Erkennen Sie mich? Wissen Sie, daß ich Ihr Arzt bin?“

Eva sah ihn eine kleine Weile an, als koste es sie Mühe, den Sinn seiner Worte zu enträtseln. Dann bewegte sie verneinend den Kopf.

Helmuth aber nickte ihr lächelnd zu: „Nun, das ist auch vorläufig Nebensache. Wir werden schon noch Bekanntschaft miteinander machen. Das Wichtigste ist, daß Sie endlich auf dem Wege sind, gesund zu werden, und daß wir uns nun bemühen müssen, Sie hübsch schnell auf diesem Wege vorwärts zu bringen. Haben Sie noch über Beschwerden zu klagen? Fühlen Sie irgend einen Schmerz?“

Eva verneinte wieder, und in dem Blick ihrer voll auf sein Antlitz gerichteten Augen war jene unbefangene freudige Dankbarkeit, die zuweilen in den Augen eines Kindes aufleuchtet, wenn es instinktiv eine ihm erwiesene Freundlichkeit empfindet.

Aber die da in rührender Unschuld vor ihm lag, war eben kein Kind mehr, sondern ein voll erblühtes junges Mädchen. Während der ganzen bisherigen Dauer ihrer Behandlung hatte er kaum ein einziges Mal daran gedacht, in diesem Augenblick aber kam es ihm plötzlich so lebhaft zum Bewußtsein, daß ihr dankbarer Blick ihm ein ganz eigenes Gefühl der Verlegenheit erzeugte, und daß er plötzlich ein wenig zurücktrat, um irgend eine gleichgültige Bemerkung an ihre Schwester zu richten.

Als er sich wieder nach Eva umfah, hatte sie die Augen geschlossen, und die sanften, gleichmäßigen Atemzüge ließen vermuten, daß sie wirklich fest eingeschlafen war. Nun gab es für ihn keinen Grund mehr, länger zu verweilen. Er winkte Fanni, mit ihm das Zimmer zu verlassen.

Draußen sagte er ihr noch einige fast beglückt klingende Worte über Evas heutigen Zustand, der selbst seine kühnsten Erwartungen übertraf.

Die schöne Frau des Baumeisters hörte kaum, was er zu ihr sprach. Ihre Stirn war beschattet, und ein scharf ausgeprägter herber Zug wurde an ihren Mundwinkeln sichtbar. Schweigend geleitete sie ihn bis in das untere Stockwerk hinab, und erst, als er nicht Miene machte, durch die offene Thür des Wohnzimmers einzutreten, sondern vor der Schwelle stehen blieb, in der unverkennbaren Absicht, sich zu verabschieden, sagte sie: „Ich danke Ihnen noch einmal, Herr Doktor — sowohl für das, was Sie an meiner Schwester getan haben, als für Ihre Bemühungen in meinem Interesse.“

„Leider habe ich auf Dank sehr wenig Anspruch, Frau Fanni, denn in dem einen Fall war der Erfolg nicht mein Werk, und in dem anderen habe ich den Mißerfolg vielleicht einzig meinem Ungeschick zuzuschreiben.“

„Nicht doch!“ wehrte sie mit einer müden Geberde ab. „Niemand verdient hier einen Vorwurf als ich selbst. Ich muß heute morgen halb von Sinnen gewesen sein, als ich Sie mit dieser Zumutung behelligte. Ich schäme mich dessen jetzt von ganzem Herzen, denn was müssen Sie nun von mir denken? — Nein, nein, sagen Sie mir nur jetzt keine Artigkeit, die Ihnen ja doch nicht von Herzen kommen könnte. Erst wenn Sie mich viel, viel besser kennen gelernt haben werden, können Sie

vielleicht dahin gelangen, mich wieder milder zu beurteilen.“

„Sie haben mir wirklich keinen Auftrag mehr für Herrn v. Lettom zu erteilen?“

„Nein! Ich bin darauf gefaßt, seinen Besuch zu empfangen.“

„Wollen Sie mir erlauben, Ihnen einen Rat zu geben, liebe Frau Fanni, den Rat eines aufrichtigen Fremdes?“

„Ich glaube zu wissen, wie er lauten soll, und ich fürchte, daß ich nicht im stande bin, ihn zu befolgen. Sie wollen mir raten, mich meinem Manne zu offenbaren?“

„Allerdings — das war es, was ich Ihnen aus Herz legen wollte, denn ich glaube doch, daß Sie Rudolfs Charaktergröße ein wenig unterschätzen. Ich weiß, daß er Sie aufrichtig liebt, und selbst, wenn er Ihnen im Augenblick der Überraschung zürnen sollte, wird diese Liebe ihn doch gewiß dahin bringen, Ihnen zu verzeihen.“

Er hatte noch mehr hinzufügen wollen, aber der bittere, fast höhnische Zug, den er auf ihrem Gesichte erscheinen sah, ließ ihn verstummen. Die Art, wie sie mit einer abweisenden Bewegung den Kopf zurückwarf, war ihm ein Beweis, daß seine Worte sie beleidigt hatten, obwohl er nicht begriff, was sie Beleidigendes enthalten haben sollten.

„Verzeihen Sie, wenn ich darüber etwas anders denke,“ erwiderte sie fast schroff. „Selbst auf die Gefahr hin, Ihnen als eine ganz verstockte Sünderin zu erscheinen, möchte ich diese Unwahrheit doch lieber auf dem Gewissen behalten.“

Da eben das Mädchen auf dem Korridor erschien, war ihm ein willkommener Anlaß gegeben, das durch

die letzte, peinliche Wendung sehr unbehaglich gewordene Gespräch zu enden.

Fanni trat nach seiner Entfernung in das Wohnzimmer; aber es duldete sie nicht lange darin. Nachdem sie eine kleine Weile mit fest ineinandergepreßten Händen am Fenster gestanden, sichtlich in einem schweren inneren Kampfe begriffen,kehrte sie sich plötzlich mit einer entschlossenen Bewegung um und stieg wieder in das obere Stockwerk empor.

Eva lag noch immer in ruhigem, sanftem Schlummer, als die Schwester an ihr Bett trat. Fanni war nicht unbarmherzig genug, sie durch eine Berührung oder ein lautes Wort zu wecken; aber es schien, als ob der kalte, lieblose Blick, den sie auf das Gesicht der Schlafenden richtete, dieselbe Wirkung täte, denn nach Verlauf einiger Sekunden begannen Evas Augenlider zu zucken, und plötzlich erhob sie völlig ermuntert den Kopf.

„Du bist es, Fanni,“ sagte sie leise und mit demselben glücklichen Lächeln, das ein so beredtes Zeugnis war für das Vergessen alles dessen, was hinter ihr lag. „Wie gut, daß ich dich wieder habe! Oder waren wir niemals getrennt? Habe ich all das wirre Zeug nur geträumt?“

Fanni hatte sich auf den Rand des Bettes niedergelassen und die Hand ihrer Schwester ergriffen. „Nein, du hast nicht geträumt, Eva. Wir waren lange getrennt, und es scheint, daß es böse Dinge sind, die sich unterdessen ereignet haben. Fühlst du dich stark genug, um davon zu reden?“

Die Genesende legte die freie Hand an die Stirn. „Ich weiß nicht — du mußt noch ein wenig Geduld mit mir haben, Fanni. Ich kann mich trotz allen Grübelns auf nichts Bestimmtes besinnen. Sage mir

doch, wie ich hierher gekommen bin und wo ich zuletzt war.“

Eine Wolke der Ungeduld legte sich auf Fannis Gesicht. „Das eben hoffte ich von dir zu hören. Du überraschtest uns spät in der Nacht, und du warst so angegriffen, daß ich nicht das Herz hatte, dich viel mit Fragen zu quälen. Jetzt aber ist es doch wohl nötig, daß ich Klarheit darüber erhalte, schon um zu wissen, was ich meinem Manne und den Leuten sagen soll, die ein Recht darauf haben, etwas über dich zu erfahren.“

Eva gab sich ersichtlich Mühe, ihre Gedanken zu sammeln, aber es war ein ebenso hoffnungsloses Beginnen wie vorhin. Ein paar Sekunden lang verharrte sie schweigend, mit dem Ausdruck angestregten Nachdenkens auf dem Gesicht. Dann aber schüttelte sie wieder entmutigt den Kopf. „Ich weiß es nicht. Es wirbelte alles so toll durcheinander. Mir ist nur, als hätte ich irgend etwas Schreckliches erlebt.“

„Stand es vielleicht im Zusammenhang mit Egon v. Lettow?“

Die Frage klang scharf und hart, und wie ein Messerstich mußte sie in Evas Seele gefahren sein, denn die Züge ihres Antlitzes veränderten sich plötzlich in fast erschreckender Weise. Angst und Entsetzen spiegelten sich in ihnen. Sie zog ihre Hand aus der ihrer Schwester und richtete sich trotz ihrer Schwäche im Bette empor. „Ja — ja — jetzt weiß ich, was mir geschehen ist. O mein Gott, warum konnte ich es nicht für immer vergessen?“

Der sonnige Frieden ihrer Erinnerungslosigkeit war grausam zerstört. Das Furchtbare, das sie an den Rand des Grabes gebracht hatte, stand wieder mit voller Deutlichkeit vor ihrer Seele, und es war, als

sei der durch die Krankheit geschwächte Körper noch nicht widerstandsfähig genug, es zu ertragen. Ihre zarten Schultern erzitterten wieder in jenen Fieberschauern, die Fanni in der ersten Nacht ihres Hierseins so erschreckt hatten. Sie barg das Gesicht in den Händen, und ein qualerpreßtes Weinen drang zwischen den feinen, abgemagerten Fingern hervor.

Fanni verhielt sich eine kleine Weile abwartend, aber nichts von Mitleid mit dem durch sie hervorgerufenen Zustand der Schwester war auf ihrem Gesicht zu lesen. Endlich sagte sie: „Es tut mir leid, wenn ich unangenehme Erinnerungen in dir geweckt habe, aber einmal mußten wir ja doch davon reden, und es liegen Umstände vor, die mir nicht mehr gestatten, länger damit zu warten. Egon v. Lettow ist hier — und deinetwegen ist er gekommen.“

Die schmalen Kinderhände sanken kraftlos herab, und ein totenbleiches, verstörtes Antlitzkehrte sich Fanni zu. „Er ist hier? O, dann laß mich sterben, ehe ich gezwungen bin, ihn zu sehen.“

„Du wirst ihn selbstverständlich vorläufig nicht sehen — am allerwenigsten gegen deinen Wunsch. Ich aber werde ihm gegenüber treten müssen, und da ich nicht ahne, was zwischen euch geschehen sein kann, weiß ich nicht, was ich ihm sagen soll. Du siehst selbst ein, daß es unter diesen Umständen deine Pflicht ist, mir alles mitzuteilen.“

Doch Eva machte eine verneinende Bewegung. „Ich kann nicht, Fanni — ich kann nicht! Löte mich, aber fordere nicht von mir, daß ich es dir erzähle.“

„Danach muß es ja allerdings etwas Fürchterliches gewesen sein. Du hast ein Verhältnis mit ihm gehabt?“

„Ich? O, wie kannst du mir das antun, so schlecht von mir zu denken? Nein, ich habe ihn eine Zeit-

lang für einen Freund gehalten. Jetzt aber haße ich ihn wie sonst keinen Menschen auf der Welt."

"Willst du etwa, daß ich ihm das sage?"

"Ja, ja, das sollst du ihm sagen — und mit denselben Worten. Er darf nicht wagen, mir noch einmal nahe zu kommen."

"Und wenn ich mich nicht zur Überbringerin einer solchen Botschaft machen kann? Wenn ich es um meinertwillen nicht kann?"

Ewas armer gepeinigter Kopf, der sie seit einigen Minuten schon wieder unerträglich schmerzte, vermochte die Worte der Schwester kaum noch zu fassen. Mit einem verzweifelten, hilfesehenden Blick sah sie zu ihr auf. „Um deinetwillen? Das verstehe ich nicht. Was hast du nach ihm zu fragen?"

"Er hat dir also nicht gesagt, daß er mir früher nahe gestanden?"

Eva schüttelte den Kopf. „Ich mußte, daß er dir in einer schweren Zeit freundliche Hilfe geleistet, und gerade deshalb schenkte ich ihm ja so schrankenloses Vertrauen. Aber er sprach davon immer nur wie von etwas ganz Nebensächlichem und Halbvergessenem. Mehr als einmal hat er mir versichert, daß du ihm keinen Dank schuldig seist."

"Und er sprach damit wahrhaftig nichts als die Wahrheit," bestätigte Fanni mit harter Stimme. „Aber ich habe trotzdem Rücksichten auf ihn zu nehmen. Weßhalb — kann ich dir jetzt nicht sagen. Von einer so schroff abweisenden und kränkenden Botschaft, wie du sie mir eben auftragen wolltest, darf unter keinen Umständen die Rede sein. Wenigstens nicht so lange, als ich über die Gründe, die dich bestimmen, so ganz im unklaren bin. Sage mir, was Lettow dir angetan hat, und ich werde meine Handlungsweise danach einrichten."

„Er hat mich tödlich beleidigt, hat mir den schwersten Schimpf angetan, den ein Mädchen von einem Manne erfahren kann. Ist dir das noch nicht genug?“

„Ich weiß nicht, ob ich dich recht verstehe. Aber auch die schwerste Beleidigung, die ein Mädchen von einem Manne erfahren kann, läßt sich wieder gutmachen, und vielleicht ist Herr v. Lettow nur in dieser Absicht hierher gekommen. Ich müßte wenigstens nicht, woher er sonst den Mut dazu genommen hätte.“

„Nein, nein, nein! Was er an mir verbrochen, läßt sich nie wieder gutmachen — nie — nie! Ich müßte mich selbst für das verächtlichste Geschöpf unter der Sonne halten, wenn ich es ihm jemals verzeihen könnte.“

„Auch dann, wenn er etwa die Absicht hätte, dich zu seiner Frau zu machen?“

Abwehrend wie gegen etwas Entsetzliches, dessen bloße Vorstellung ihr Furcht und Entsetzen einflößte, streckte Eva die Arme aus, und dann kam ein herzzersehneidender Wehlaut über ihre Lippen.

Fanni neigte sich über sie herab und fragte, nun doch heftig erschrocken: „Was ist dir, Eva? Fühlst du dich wieder schlechter?“

Aber sie erhielt keine Antwort. Mit geschlossenen Augen und ganz blutlosem, marmorweißem Gesicht lag ihre Schwester in den Kissen. Ihre erschütterte Konstitution hatte diesem Ansturm nicht standzuhalten vermocht. Eine tiefe Ohnmacht, vielleicht die gnädigste Wohlthat, die das Schicksal ihr in diesem Augenblicke erweisen konnte, hatte ihre schwarzen Schleier über sie gebreitet.

In größter Bestürzung rief Fanni nach dem Mädchen, das sich im ganzen Verlauf der Krankheit besonders umsichtig und verständig gezeigt hatte.

„Meine Schwester hat wieder das Bewußtsein verloren. Glauben Sie, daß wir nach dem Arzt schicken müssen?“

Aber die Dienerin war der Meinung, daß man damit noch warten könne, zumal es sehr schwer sein würde, Herrn Doktor Eggers jetzt zu finden. Er hatte ja für solche Fälle schon früher bestimmte Maßregeln vorgeschrieben, und es gab nach ihrer Meinung keinen Grund, zu fürchten, daß man damit diesmal nicht ebenfalls zum Ziele gelangen würde.

Während sie sich um die Ohnmächtige zu schaffen machte, verließ Fanni, unfähig den Anblick, der einen so schweren Vorwurf für sie bedeutete, länger zu ertragen, das Zimmer.

Unten auf dem Gange kam ihr das kleine Hausmädchen mit der Visitenkarte eines Besuchers entgegen, und Fanni las: „Egon v. Lettow, Rittmeister a. D.“

Da raffte sie ihre königliche Gestalt energisch zusammen, und ihre Stimme klang fest und ruhig, als sie sagte: „Führen Sie den Herrn in den Salon, und benachrichtigen Sie meinen Mann!“

Neuntes Kapitel.

Seit vierzehn Tagen schon weilte Egon v. Lettow jetzt in der Stadt, und er war während dieser Zeit allem Anschein nach ein vertrauter Freund des Ehepaars Eggers geworden, dessen Gastfreundschaft er fast allabendlich genoß.

Mit einem Erstaunen, in das sich immer stärker ein Gefühl des Unbehagens und Unwillens gegen Fanni mischte, beobachtete Helmut die Vorgänge im Hause seines Veters.

Die Komödie, welche die Frau im Verein mit dem

Rittmeister ihrem ahnungslosen Gatten vorspielte, mochte ja im Grunde ganz harmlos sein, aber die Virtuosität der Schauspielerlei verletzten das Empfinden des jungen Arztes und erfüllte ihn mit einem immer tieferen Mißtrauen gegen Fanni. Ein Weib, das Tag für Tag zwischen dem ehemaligen Liebhaber und dem angetrauten Manne so meisterlich die heiterste Unbefangenheit zu heucheln vermochte, dem nie ein unbedachtes Wort ent schlüpfte, und für das die unnatürliche Situation nachgerade sogar einen gewissen pikanten Reiz gewonnen zu haben schien — ein solches Weib war doch am Ende auch jeder anderen Lüge fähig. Das harte Urtheil, das seine Mutter über sie gefällt hatte, kam in seiner schonungslosen Schärfe der Wahrheit doch vielleicht näher, als er es noch vor zwei Wochen für möglich gehalten hätte.

Er bemühte sich kaum, Fanni sein Mißfallen zu verbergen. In seinem Benehmen gegen sie war eine Gemessenheit und Zurückhaltung, die sie ohne Zweifel deutlich genug empfand, da auch sie ihm gestilfentlich auszuweichen suchte und namentlich einem Alleinsein mit ihm, wozu seine Krankenbesuche so oft die unauffälligste Gelegenheit geboten hätten, mit echt weiblicher Geschicklichkeit aus dem Wege ging.

Daß er Rudolfs oft wiederholte Einladung, die Abendstunden mit Herrn v. Lettow bei ihnen zuzubringen, unter allerlei Vorwänden beharrlich ausschlug, entsprach offenbar durchaus ihren Wünschen, und einmal hatte sie sogar im Beisein ihres Gatten eine versteckte Anspielung gemacht, die Helmut nicht anders deuten konnte, denn als den Ausdruck des Wunsches, daß er auch die Zahl seiner Krankenbesuche bei Eva ein wenig einschränken möge.

Aber wenn er die Andeutung überhaupt verstanden

hatte, so war er doch augenscheinlich nicht geneigt, sein Verhalten danach einzurichten. Er kam Tag für Tag um dieselbe Stunde, nach dem jungen Mädchen zu sehen, und er widmete ihrer Behandlung so viel Teilnahme und Sorgfalt, als fürchte er, daß die kleinste Vernachlässigung ihr noch immer verhängnisvoll werden könnte.

Die Frage, ob er im gleichen Fall auch jeder anderen Patientin gegenüber so gehandelt haben würde, hatte er sich bis heute noch nicht vorgelegt. Er mußte nur, daß der Gedanke an Eva der erste war, der ihm Morgens beim Erwachen durch den Kopf ging, und daß ihn eine bis dahin kaum gekannte Ungeduld peinigte, solange er sie noch nicht gesehen.

Was auch immer der Vormittag ihm an kleinen Verdrießlichkeiten gebracht haben mochte — es lag abgetan und vergessen hinter ihm, sobald er um die Mittagszeit seine Schritte zum Hause des Baumeisters Eggers lenkte. Eine ganz eigene, erwartungsvolle Fröhlichkeit war in seinem Herzen, wenn er eiliger, als es sonst bei Krankenbesuchen seine Gewohnheit war, die Treppe zu dem oberen Stockwerk emporstieg, und niemals spiegelte sich die natürliche Liebenswürdigkeit seines Wesens so deutlich auf seinem blühenden, männlichen Gesicht, als wenn die Tür von Evas Zimmer vor ihm aufgetan wurde.

Die Genesende durfte bereits täglich um die Mittagszeit auf einige Stunden das Bett verlassen, und sie empfing ihren Arzt zumeist in einem von Fannis hübschen, etwas koketten Morgenröcken, die ihre ätherische Erscheinung in fast noch reizvolleren Falten umflossen als die prächtige, frauenhaft üppige Gestalt ihrer Schwester.

Helmut litt nicht, daß sie sich bei seinen Besuchen

jemals aus dem bequemen Lehnstuhl am Fenster erhob, und er pflegte sich einen niedrigen Sessel, den er wegen seiner unbequemen Form sonst gewiß nicht benützt haben würde, ganz nahe an den ihrigen heranzuziehen, um eine Viertelstunde oder auch länger mit ihr zu plaudern. Er mußte dann ein wenig zu ihr emporsehen, wenn er seine ärztlichen Fragen an sie richtete, und um nichts in der Welt hätte er auf die Freude verzichten mögen, die ihm gerade in dieser Stellung der Anblick ihres reizenden Gesichtes gewährte. Die Anmut ihrer feingeschwungenen Lippen, die zarte Rundung ihres wie von genialer Künstlerhand geformten Kinns erregten ihm immer neues Entzücken, und wenn sich unter seinem oft vielleicht etwas zu warmem Blick die langbewimperten Lider in mädchenhafter Verwirrung über die großen Augen herabsenkten, fühlte er sich mehr als einmal plötzlich von dem heißen Wunsche erfaßt, Stunde um Stunde so vor ihr sitzen und in stummer Bewunderung zu ihr emporzuschauen zu dürfen.

Wie es möglich gewesen war, daß er all diesen Liebreiz kaum wahrgenommen hatte, solange sie in der Ohnmacht ihrer Bewußtlosigkeit vor ihm gelegen, dünkte ihn heute fast unbegreiflich. Es gab dafür eben keine andere Erklärung, als daß es erst die wiedererwachte Psyche war, die diesem jungfräulichen Mädchenkörper seine bestrickende Anmut verliehen, und täglich aufs neue empfand er das holde Wunder, das ihm hier zum ersten Male offenbar geworden war, als eine wunderbar beglückende Freude.

In seiner Art, mit Eva zu sprechen, gab sich freilich nur sehr wenig kund von dem, was in seinem Innern vorging. Niemals überschritt er auch nur um eines Haares Breite die Grenzen, die dem ärztlichen Berater im Verkehr mit einer jungen Patientin gezogen

sind, und einzig dem feinen Tactgefühl, von dem jede seiner Äußerungen diktiert war, mochte er es zu danken haben, daß Eva anfängliche Befangenheit mehr und mehr einer freundlichen Offenheit gewichen war, die — ihr selber vielleicht unbewußt — das wärmste und herzlichste Vertrauen offenbarte.

Zudem waren sie bisher auch noch niemals ganz allein miteinander gewesen. So geflissentlich machte sich das Mädchen jedesmal während der ganzen Dauer von Helmut's Anwesenheit im Zimmer zu schaffen, daß er überzeugt war, sie müsse von irgend jemand die ausdrückliche Weisung dazu erhalten haben. Ihre Gegenwart aber störte ihn wenig, denn was zwischen Eva und ihm gesprochen wurde, hatte ja keines Hörers Ohr zu scheuen, und wenn diese Besuche für ihn noch eine andere, löstlichere Bedeutung als die einer einfachen ärztlichen Pflichterfüllung hatten, so war das vorderhand noch sein eigenstes, tiefstes Geheimnis, das sicherlich kein fremder Späherblick erriet, solange er im stande war, es selbst vor Eva's schönen, ernstern Augen zu verbergen.

Doktor Helmut Eggers war ein zu kluger Mann und eine zu wahrhaftige Natur, als daß er seiner ärztlichen Kunst einen übergroßen Anteil an dem glücklichen Erfolg dieser oder jener Kur beigemessen hätte. Oft genug hatte ihn gerade eine unerwartet günstige Wendung sehr eindringlich an die Fehlbarkeit alles menschlichen Wissens und Könnens gemahnt. Diesmal aber suchte er sich zu überreden, daß die Erhaltung dieses unschätzbaren jungen Lebens zu einem guten Teil sein Werk sei, und daß er darum auch ein Recht habe, es bis zu seiner vollen Erstarfung mit zärtlicher Sorgfalt zu hegen und zu schirmen.

Der Blick, mit dem er das Fortschreiten der Ge-

nesung verfolgte, mußte wohl schärfer sein, als es unter gewöhnlichen Umständen der Blick des überwachenden Arztes ist, denn ebenso deutlich wie er die Zunahme ihrer körperlichen Kräfte sah, gewahrte er auch, daß sich ihre junge Seele nicht in dem gleichen Maße erheiterte und erhellte.

Eine träumerische Niedergeschlagenheit, die er anfangs nur für eine natürliche Folge physischer Schwäche gehalten, blieb in Evas Wesen, auch als diese Mattigkeit nicht mehr zur Erklärung dienen konnte. Ja, ihre Anzeichen traten sogar immer augenfälliger zu Tage, und wiederholt schon hatte eine leichte Röte auf Evas Augenlidern bei Helmut den beunruhigenden Verdacht geweckt, daß sie heimlich geweint habe.

In einer sein Militärverhältnis betreffenden Angelegenheit hatte er auf zwei Tage verreisen müssen, und die Zeit, während deren er seine junge Patientin nicht gesehen, war ihm wie eine schier unerträgliche Ewigkeit vorgekommen. Der Eisenbahnzug, der ihn in seine Vaterstadt zurückbrachte, bewegte sich für seine Ungebuld mit geradezu schneckenhafter Langsamkeit von der Stelle, und als er in früher Nachmittagstunde endlich sein ersehntes Ziel erreicht hatte, ließ er sich nicht einmal Zeit, zu Hause nach den inzwischen eingelaufenen Briefen zu sehen, sondern eilte vom Bahnhof geradeswegs nach dem Hause des Baumeisters.

In der Straße, an der es lag, kam ihm der Rittmeister v. Lettow entgegen, elegant und aristokratisch wie immer, in der lässigen Haltung und dem gemächlichen Gang eines Mannes, für dessen blasierte Unabhängigkeit es überhaupt nichts Eiliges oder Dringendes gibt.

Er kam unzweifelhaft aus Rudolfs Wohnung, und in Helmut stieg bei seinem Anblick wieder die fatale

Empfindung auf, daß er eigentlich einen Verrat an seinen Freundschaftspflichten gegen den ahnungslosen Baumeister beging, indem er stillschweigend dem frivolen Spiel zusah, das da mit ihm getrieben wurde.

Der Rittmeister grüßte höflich, aber das Lächeln auf seinem scharf markierten Gesicht erschien Helmut dabei so impertinent, daß er gegen seine anfängliche Absicht dem plötzlichen Verlangen nicht widerstehen konnte, ein offenes Wort mit diesem allzu siegesgewissen Herrn zu reden.

Mit einer raschen Wendung vertrat er dem Rittmeister, der offenbar schweigend an ihm hatte vorübergehen wollen, den Weg: „Verzeihung, Herr v. Lettow — nur eine Frage: wie lange noch gedanken Sie hier zu verweilen?“

Das Lächeln verschwand schnell aus dem Gesicht des anderen, und mit einer Miene hochmütigen Erstaunens warf er den Kopf zurück. „Darüber habe ich bis jetzt keinen Entschluß gefaßt. Darf ich vielleicht erfahren, inwiefern der Zeitpunkt meiner Abreise Sie interessiert?“

„Insofern als ich mich aufrichtig gefreut haben würde zu vernehmen, daß Ihre hiesigen Geschäfte erledigt seien. Besonders um Ihre Willen, Herr v. Lettow, denn ich zweifle nicht, daß auch Sie Ihre Situation meinem Vetter gegenüber nachgerade peinlich empfinden.“

„Aber nicht im mindesten, Verehrtester! Ich schätze den vortrefflichen Baumeister mit jedem Tage mehr, und sein gastliches Haus hat mich die Annehmlichkeiten der Großstadt noch nicht eine Stunde lang vermiffen lassen.“

„Es stört Sie also gar nicht, daß Sie diese Gastfreundschaft lediglich einer Unwahrheit oder — um es milder auszudrücken — einem Verschweigen der Wahrheit verdanken?“

Der Rittmeister machte eine leichte Handbewegung nach seinem Hute hin. „Sie irren sich offenbar in der Person. Adieu, Herr Doktor!“

„O bitte — nur noch einen Augenblick! Es geschah ohne mein Zutun, daß ich von Ihren früheren Beziehungen zu Frau Eggers Kenntniß erhielt. Nun aber gibt meine Freundschaft für ihren Gatten mir ein Recht, Sie vor einer Fortsetzung dieses frevelhaften Spiels mit der Ehre eines redlichen und vertrauenden Mannes zu warnen.“

„Sie haben, wie es scheint, eine besondere Vorliebe für unberufene Einmischung in fremde Angelegenheiten. Ist das vielleicht auch eine der Eigentümlichkeiten Ihres ärztlichen Berufes?“

„Nicht diesen Ton, Herr v. Lettow! Diese Dinge sind für mich zu ernst, als daß ich Ihnen gestatten könnte, sie mit spöttischen Redensarten abzutun. Lassen Sie mich ohne Umschweife sagen, was ich von Ihnen erwarte. Sie werden entweder Ihren Verkehr im Hause meines Veters einstellen oder Sie werden sich die Einwilligung seiner Frau zu einem freimütigen und mannhaften Bekennen der Wahrheit verschaffen.“

„Und wenn ich ebensowenig gesonnen wäre, das eine wie das andere zu tun, würden Sie sich dann vielleicht veranlaßt sehen, aus Eifersucht den Denunzianten zu spielen?“

Helmuth fuhr auf wie unter einem Schlage. „Das ist eine —“

„Halt, Herr Doktor!“ fiel der Rittmeister mit nur wenig erhobener Stimme ein. „Wägen Sie Ihre Worte, ehe Sie die Unklugheit begehen, sie auszusprechen. Auch meine Erwiderung auf Ihr sonderbares Ansinnen würde vermutlich ganz anders ausgefallen sein, wenn mir nicht die Rücksicht auf eine Dame Mäßigung auferlegt hätte.“

Auf Sie allein fiel die Verantwortung für die Folgen, wenn Ihr herausforderndes Verhalten mich dennoch zwänge, diese Rücksichten beiseite zu setzen. Daß ich meine Handlungsweise nicht nach Ihren Wünschen oder Befehlen einrichten werde, ist selbstverständlich. Ebensovienig aber kommt es mir in den Sinn, Ihnen irgendwelche Vorschriften für die Ihrige zu machen. Tun Sie, was Ihnen gut scheint, und merken Sie sich für die Folge gefälligst nur das eine, daß ich für Sie künftig weder auf der Straße noch an einem anderen Orte als in meiner Wohnung zu sprechen sein werde. Adieu!“

Er grüßte herablassend und setzte mit demselben lässigen Gleichmut, der Helmut vorhin so sehr empört hatte, seinen Weg fort. Wieder hatte Helmut die Empfindung, daß dieser glatte Weltmann ihm gegenüber im Vorteil geblieben sei, aber gleichzeitig nahm die Erkenntnis, daß es seine Pflicht war, dem frivolen Spiel dieses Mannes ein Ende zu machen, in seiner Seele die Gestalt eines festen Entschlusses an.

Er lehrte nicht um, sondern stieg die Stufen zum Hause des Baumeisters empor.

Davon, daß sein Gespräch mit dem Rittmeister eine aufmerksame Beobachterin in diesem Hause gehabt hatte, ahnte er nichts.

An einem Fenster des ersten Stockwerks stehend, hatte Fanni dem Fortgehenden nachgeschaut, dessen Nachmittagsbesuch im Eggerschen Hause diesmal länger als eine Stunde gewährt hatte. Ihr ohnehin auffallend finsternes Gesicht war noch düsterer geworden, als sie die Begegnung der beiden Männer wahrte. Unwillkürlich hatte sie den Oberkörper noch weiter vorgeneigt und die heiße Stirn gegen die Scheibe gepreßt, als gewänne sie dadurch eine Möglichkeit, etwas von der Unter-

haltung drunten auf der Straße zu erlauschen. Mit funkelnden Augen, die die Angst ihres Herzens zu unnatürlicher Größe rundete, hatte sie Mienenspiel und Bewegungen der beiden verfolgt, um dann, als sie sah, daß Helmut Eggers auf das Haus zukam, in ungestümer Hast die Tür des Zimmers aufzureißen und mit heiser klingender Stimme dem Mädchen zuzurufen: „Wenn Herr Doktor Eggers nach mir fragen sollte, so sagen Sie, ich sei für niemand zu sprechen. Teilen Sie es mir unverzüglich mit, wenn er wieder gegangen ist.“

Ihre Vermutung hatte sie nicht betrogen; denn als sie nun, nachdem unten die Glocke erklingen war, ihr Ohr an den Türspalt drückte, hörte sie wirklich von Helmut's Stimme ihren Namen und konnte sich überzeugen, daß das Mädchen den ihr erteilten Auftrag gewissenhaft ausführte. Lauschend verharrte sie in ihrer Stellung, bis sein Schritt in dem oberen Stockwerk verklang, wo sich Evas Zimmer befand.

Dann richtete sie sich schweratmend auf.

Zehntes Kapitel.

„Das Fräulein läßt den Herrn Doktor bitten!“

Es war dieselbe Phrase, mit der das Mädchen bei jedem seiner Besuche die Tür von Evas Stübchen geöffnet hatte. Aber als er nun auf die Schwelle trat, kam ein Ausruf der Überraschung von Helmut's Lippen, denn das junge Mädchen saß nicht, wie er erwartet hatte, auf seinem gewohnten Platz in dem bequemen Lehnstuhl am Fenster, sondern sie stand fertig angekleidet inmitten des Zimmers am Tische und reichte ihm, da sie seine Verwunderung sah, mit einem etwas gezwungenen Lächeln die Hand.

„Ich habe die Zeit Ihrer Abwesenheit gut an-

gewendet — nicht wahr, Herr Doktor? Wie Sie sehen, bin ich jetzt ganz gesund.“

„Gesund vielleicht, Fräulein Lindholm,“ erwiderte er mit leichtem Vorwurf, „aber jedenfalls noch nicht stark genug, um sich solche Anstrengungen zuzumuten. Ihre Hand ist ja eiskalt, und Sie sind bleich vor Erschöpfung. Wer hat Sie veranlaßt, wie zu einem Spaziergang Toilette zu machen?“

Auch heute war das Mädchen hinter Helmut ins Zimmer getreten, sichtlich entschlossen, bis zu seiner Verabschiedung darin zu bleiben, und es setzte ihn nicht wenig in Erstaunen, als Eva sich in mehr befehlendem als bittendem Ton gegen die Dienerin wandte: „Lassen Sie uns allein! Ich habe mit dem Herrn Doktor zu sprechen.“

Zögernd nur leistete die Angeredete der Weisung Folge. Eva horchte, bis sich das Geräusch ihrer Schritte entfernt hatte, dann aber kam es mit einem Ausdruck von Schmerz und Verzweiflung, der Helmut aufs äußerste erschreckte, von ihren Lippen: „Helfen Sie mir, Herr Doktor — helfen Sie mir nur noch dies eine Mal! Verschreiben Sie mir etwas, das mir Kraft genug gibt, eine kurze Reise zu machen. Es schadet nichts, wenn ich nachher daran sterben muß. Nur für einen einzigen Tag soll es mir die Stärke der Gesundheit geben.“

Er ging auf sie zu, und indem er trotz ihres schwachen Widerstrebens seinen Arm stützend um sie legte, führte er sie mit sanfter Gewalt zu dem nächsten Sessel, denn er hatte deutlich genug gesehen, daß sie dem Zusammenbrechen nahe war.

„Ein solches Wundermittel kennt unser Arzneischatz nicht, liebes Fräulein, und wenn ich's besäße, würde mir's gewiß nicht einfallen, es Ihnen zu reichen. In

acht oder zehn Tagen schon werden Sie die ersehnte Kraft ohne alle künstliche Nachhilfe erlangt haben. Warum sollten Sie sich nicht noch für diese kurze Zeit gedulden?"

Sie war niedergesunken und hatte das Gesicht in den Händen verborgen. „Weil ich fort muß!“ schluchzte sie. „Weil ich hier nicht länger bleiben kann. Mein Gott, gibt es denn keinen Menschen, der sich meiner erbarmt?“

Helmut war neben ihr stehen geblieben, den Arm auf die Sessellehne gestützt. Die tiefinnige Bärtlichkeit, die er für sie im Herzen hegte, klang aus seiner Stimme, als er, sich über sie herabneigend, halblaut sagte: „Ich kann nicht glauben, Fräulein Eva, daß Sie auf irgend eines Menschen Erbarmen angewiesen wären, aber wenn Sie der Hilfsbereitschaft eines aufrichtigen Freundes bedürfen, so verfügen Sie über mich. Es gibt nichts, das ich nicht für Sie täte.“

Ohne sich aus ihrer zusammengesunkenen Haltung aufzurichten, schüttelte sie den Kopf. „Wenn Sie mir nicht gewähren können, um was ich Sie gebeten habe, so gibt es überhaupt keine Hilfe mehr für mich. Ich will ja nur fort von hier — weiter nichts als fort.“

„Weshalb verlangt es Sie so sehr danach? Hat Ihnen denn hier jemand ein Leid angetan?“

„Fragen Sie mich nichts — ich bitte Sie! Ich darf und ich kann nicht darüber sprechen.“

„Das ist sehr betrübend für mich. Halten Sie mich denn für so ganz unwert Ihres Vertrauens, Fräulein Eva?“

„Nein, nein, ich halte Sie für uneigennützig und gut, aber es wäre gar nicht in Ihre Macht gegeben, mir zu helfen. Ach, warum bin ich ein so elendes, feiges Geschöpf, das zu nichts Mut hat, nicht einmal zu dem erlösenden Sprung hier aus dem Fenster!“

„Wenn Sie solche Dinge reden, zwingen Sie mich geradezu, mich auch gegen Ihren Willen in Ihre Angelegenheiten einzumischen. Sie sind entweder wieder krank oder Sie sind sehr unglücklich. In dem einen wie in dem anderen Fall bedürfen Sie des Beistandes. Beharren Sie darauf, den meinigen zurückzuweisen, so werde ich eben von Ihrer Schwester verlangen, daß sie ihren Pflichten besser nachkommt, als es bisher geschehen zu sein scheint.“

„Um Gottes willen — wenn Sie mich nicht zum Äußersten treiben wollen, so sprechen Sie kein Wort zu ihr. Sie darf ja nicht wissen, daß ich fort will. Sie sollen mir ja helfen, mich heimlich von hier zu entfernen.“

„Und wenn die Erfüllung dieses Wunsches möglich wäre, würden Sie mir dann wenigstens sagen, wohin Sie zu gehen beabsichtigen?“

„O, ich hätte schon irgend eine Zuflucht gefunden. Wenn ich nur erst dies Haus und diese Stadt hinter mir habe, braucht sich niemand mehr um meinethwillen zu sorgen.“

„Das ist keine Antwort, die mich beruhigen könnte, Fräulein Eva. Ich wiederhole, daß für heute und für die nächsten Tage von einer Reise nicht die Rede sein darf — am allerwenigsten, wenn Sie sie in solchem Gemütszustande unternehmen wollen. Aber wenn Ihnen der Aufenthalt unter dem Dache Ihrer Schwester in Wahrheit ganz unerträglich geworden ist, so gibt es doch vielleicht noch einen anderen Weg. Ich bin überzeugt, daß meine Mutter gern bereit sein wird, Ihnen bis zu Ihrer vollen Wiederherstellung Gastfreundschaft zu gewähren. Wollen Sie mich ermächtigen, mit ihr zu reden, und wollen Sie mir versprechen, keinen übereilten und törichten Schritt zu tun, bis ich komme, Sie zu holen?“

Für die Dauer einer Sekunde schien Eva wirklich unschlüssig, dann aber machte sie wieder eine entschieden verneinende Bewegung. „Ich danke Ihnen von Herzen, Herr Doktor. Aber selbst, wenn Ihre Mutter hochsinnig genug wäre, mich aufzunehmen, so wäre doch für mich noch nichts gewonnen. In der Stunde, wo Sie die Wahrheit erführen, würden Sie mich nur um so bitterer verachten, weil ich die Stirn hatte, meine Schande in das Haus ehrenhafter Menschen zu tragen.“

Er war betroffen zusammengefahren. „Ihre — Schande? Nein, das Wort war nicht im Ernst gesprochen, Fräulein Eva!“

„Doch!“ bestätigte sie, starr vor sich hinausblickend, in beinahe trotzigem Tone. „Sie brauchen nur bei dem Theater nachzufragen, bei dem ich zuletzt engagiert war. Da würden sie es Ihnen alle bestätigen — vom Direktor bis zur letzten Choristin. Es war ja ein öffentliches Geheimniß, lange bevor ich selber es ahnte.“

Hatte ihre schonungslose Selbstanlage ihn für einen Moment irre gemacht, so war seine Ungewißheit, für was er ihre Worte zu nehmen habe, doch schon fast in dem nämlichen Augenblick geschwunden, da er ihr ins Gesicht gesehen hatte — in dieses bei all seiner Verstörtheit noch so holde und unschuldsvolle Kinder Gesicht, dessen Reinheit unmöglich eine Lüge sein konnte.

„Nun, und angenommen selbst, daß man mir dort derartiges erzählte,“ erwiderte er ganz ruhig, „trauen Sie mir etwa zu, Fräulein Eva, daß ich es glauben würde? Ich würde den Klatschmäulern Schweigen gebieten und die Verleumder zur Rechenschaft ziehen, denn es kann ja nichts anderes sein als Lüge und Verleumdung, was man Ihnen nachsagt.“

Mit einer Art von ungläubigem Staunen lauschte Eva seinen Worten. „Woher können Sie nur diese

Zuversicht nehmen, da Sie mich doch so gut wie gar nicht kennen, und da Sie nichts aus meinem vergangenen Leben wissen?“

„Ein Arzt, auch wenn er noch so jung ist wie ich, wird immer in einem gewissen Grade zum Menschenkenner. Ich brauche mir in unserem Fall nicht einmal sonderlich viel auf diese meine Menschenkenntnis zu gute zu halten, denn es gibt Wesen, in die man mühelos hineinschauen kann wie durch eine gläserne Wand, und unter allen derartigen Wesen, die mir bisher auf meinem Lebenswege begegnet sind, war keines durchsichtiger als Sie.“

Sie hatte unwillkürlich die Augen zu seinem Gesicht erhoben, aber als sie dem in seiner warmen Bärtlichkeit so beredten Blick der seinigen begegnete, flutete es heiß über ihre Wangen.

„Ich fürchte, daß Sie sich dennoch in mir täuschen,“ sagte sie leise, „es wäre vielleicht nicht alles Lüge, was man Ihnen Schlechtes von mir erzählen würde. Sie müßten mich doch wohl besser kennen, um mir auch da noch zu vertrauen, wo unumstößliche Tatsachen gegen mich zu zeugen scheinen.“

„Zweifeln Sie an der Festigkeit meines Vertrauens, Fräulein Eva — wohlan, so stellen Sie es auf die Probe. Auf jede, die Sie für geboten halten. Sie haben es vorhin abgelehnt, eine Zuflucht im Hause meiner Mutter zu suchen. Werden Sie es mir auch dann noch verweigern, wenn ich Sie gleichzeitig um die Ermächtigung bitte, der alten Frau in Ihnen — eine Tochter zuzuführen?“

„O, Herr Doktor! Nein, das war nicht großmütig! So dürfen Sie nicht zu mir sprechen, nachdem — nachdem ich Ihnen das gesagt hatte.“

„Aber was haben Sie mir denn gesagt, das einen

rechtfchaffenen Mann abhalten könnte, Ihnen seine Hand anzubieten? Daß man Sie verleumdet, daß giftige Lästerungen Sie mit übler Nachrede verfolgt haben. Lieber Gott! Dies Schicksal bleibt heute wohl schwerlich einem alleinstehenden jungen Mädchen erspart — und sicherlich am allerwenigsten einer Bühnenkünstlerin. Sagen Sie mir, daß Sie sich vor Ihrem eigenen Gewissen als schuldlos fühlen — oder nein, sagen Sie mir lieber gar nichts, sehen Sie mich nur an, und geben Sie mir ganz stumm Ihre liebe Hand, und ich werde über die böshafte Dummheit dieser Verleumder lachen, wie auch Sie von Rechts wegen darüber lachen sollten.“

Seine frische, fröhliche Rede klang ihr durchs Ohr ins Herz wie eine himmlische Musik von wunderbarer, nie gekannter Süßigkeit. Wie fest auch noch vor wenigen Sekunden ihre Vorsätze gewesen sein mochten, der Versuchung zu widerstehen — die köstliche Wonne der Gewißheit, daß es einen edlen, hochsinnigen Menschen gab, der sie liebte und der an sie glauben würde, ob auch alle Welt anklagend gegen sie auftrate, brachte bei der überwältigenden Seligkeit dieses Augenblicks doch alle Mahnungen in ihrer armen jungen Seele zum Schweigen.

Wohl blickte sie still und verschämt vor sich nieder, doch als Helmut's Rechte ihre still im Schoße gefalteten Hände suchte, bemühte sie sich nicht, sie ihm zu entziehen. Und dann, als sie sein freudestrahlendes Gesicht plötzlich ganz nahe vor sich sah, als sie die warme Berührung seines Mundes auf ihren Lippen fühlte, schloß sie mit einem seligen Lächeln die Augen, um widerstandslos seine Liebkosung zu dulden.

Ein Geräusch hinter ihrem Rücken ließ sie gleichzeitig emporfahren. Helmut sah, daß das Mädchen eingetreten war, um sich bei dem Anblick der zärtlichen Szene so-

gleich wieder zum Gehen zu wenden. Eva rief sie beim Namen, aber die Magd hatte es entweder nicht gehört oder nicht hören wollen, denn sie drückte die Thür hinter sich ins Schloß und ging eilig davon.

„O, mein Gott, nun wird sie Fanni erzählen, was sie gesehen hat. Was werde ich jetzt von meiner Schwester hören müssen!“

„Sicherlich nichts, wovor du dich fürchten müßtest, mein geliebtes Herz,“ beruhigte Helmut die tödlich Erschrockene voll zuversichtlicher Heiterkeit. „Mit welchem Rechte wollte Frau Fanni verbieten, daß wir uns liebhaben? So weit gehen ihre schwesterlichen Befugnisse glücklicherweise nicht, und im übrigen darfst du es getrost meine Sorge sein lassen, ihre etwaigen Einwendungen zu beseitigen.“

„Aber Sie müssen erst mich mit ihr sprechen lassen — ich bitte Sie darum von ganzem Herzen. Es darf nicht anders sein, und wenn Sie — wenn Sie es mit mir gut meinen, werden Sie es mir nicht abschlagen.“

Es blieb ihm nichts anderes übrig, als ihrem Verlangen zu willfahren, da er ja sah, mit wie angstvoller Unruhe sie seine zustimmende Antwort erwartete, aber er fügte hinzu, daß er jedenfalls noch an diesem Abend wiederkommen werde, um sich die letzte Gewißheit seines unverdienten Glückes zu holen.

Noch einmal küßte er, ehe er sich auf Evas flehentliches Drängen zum Gehen wandte, heiß und innig die weichen Mädchenlippen.

Elftes Kapitel.

Für einen Augenblick hatte Eva die Empfindung, daß eine Fremde sich in Fannis Kleider gesteckt habe, um sie zu erschrecken, so verändert war das Aussehen

der Schwester, als sie — kaum zehn Minuten nach Helmut's Entfernung — mit dem Ungeßüm der höchsten Aufregung in ihr Zimmer stürmte. Ihr schönes Gesicht war zur Grimasse entstellt durch einen Ausdruck leidenschaftlichen Zornes, ihre Augen sprühten, und die ersten Worte schon, die sie Eva entgegenschleuderte, variierten mit ihrem heiseren, fast zischenden Klange die mühsam zurückgedrängte Fülle von Wut und Haß, die sich hinter ihnen verbarg.

„Das sind ja hübsche Geschichten, die ich da hören muß! Dazu also benützt der Herr Doktor seine ärztlichen Visiten! Und du bist schamlos genug, unter dem Dache meines Hauses solche Dinge zu treiben?“

Eva war betäubt von dem Entsetzen, das ihr der Anblick Fanni's eingeflößt hatte, und von der Brutalität ihrer Vorwürfe. Wortlos, mit großen, starren Augen sah sie in das zuckende Gesicht der jungen Frau.

Fanni aber trat dicht vor sie hin, und ihre Fäuste waren so dicht vor dem Antlitz der Wehrlosen, als ob sie willens sei, sie zu schlagen. „Nun, warum siehst du mich so entgeistert an, statt mir zu antworten? Glaubst du etwa, mit dieser Unschuldsmiene noch Eindruck auf mich zu machen? Um diesen Doktor also war dir's zu tun! Seineftwegen verursachte es dir Nervenkrifen, Lettows Namen zu hören? Natürlich hast du ihn auch zu deinem Vertrauten gemacht und zu deinem Beschützer aufgerufen! Die Dreistigkeit, mit der er hier aufzutreten wagt, beweist es ja deutlich genug.“

Nun endlich fand auch die Geschmähte die Sprache wieder. Sie richtete sich aus ihrem Sessel auf, und indem sie um einige Schritte von der Schwester zurücktrat, sagte sie: „Du weißt nicht, was du sprichst, Fanni. Ich habe gegen niemand ein Unrecht begangen, und es ist nichts geschehen, dessen ich mich schämen

müßte. Ist es denn ein Verbrechen, daß Helmut mich lieb gewonnen hat und ich ihn?"

Ob es ihre weiche Stimme gewesen war, die die andere zur Besinnung gebracht hatte, oder ob ihr zufällig ein Gedanke durch den Kopf gegangen war, der sie zur Mäßigung mahnte, jedenfalls war es ein anderer Ton als vorher, in dem Fanni erwiderte: „Welchen Namen solche Liebelei im Krankenzimmer verdient, will ich nicht aussprechen. Oder ich will mir's vielmehr ersparen, bis ich es dem Herrn Doktor ins Gesicht sagen kann. Zu deiner Ehre nehme ich an, daß du in Wahrheit nicht die Verführerin, sondern die Verführte bist. Du kannst es als ein Glück preisen, daß ich noch zur rechten Zeit dahintergekommen bin, denn diese Liebschaft erst würde dich wirklich unglücklich gemacht haben.“

„Unglücklich? Weshalb? Hast du selbst nicht Herrn Doktor Eggers mir gegenüber als den einzigen Menschen inmitten eines Haufens herzloser Bestien bezeichnet?"

„Schlimm genug, daß ich mich nun auch in diesem einen getäuscht habe. Aber selbst wenn er der Edelste und Beste wäre, würde damit für dich nichts gewonnen sein. Es wäre denn, daß du um eines flüchtigen Raufes willen das verhängnisvollste Opfer annehmen könntest, das ein Mann in törichtem Liebestaumel zu bringen vermag — das Opfer seines Familienfriedens, seines geachteten Namens, seiner ganzen Existenz.“

„Ich verstehe dich nicht, Fanni. Das alles müßte Helmut Eggers mir zum Opfer bringen, wenn er mich zu seiner Frau macht? Und nur, weil ich eine Opfrettenfängerin gewesen bin?"

„Für die Welt, in der er lebt, ist das mehr als genug. Frage ihn doch, wie seine Mutter, die Frau Stadträtin, über seine Verheiratung mit einer Sou-

brette denken würde! Für so ehrlich halte ich ihn doch, daß er nicht die Stirn hätte, dir die Wahrheit zu verhehlen. Ich kenne die würdige Dame zur Genüge, um dir schon jetzt zu sagen, was Helmut dir antworten müßte. Willst du es hören?"

„Du folterst mich! Seine Mutter würde also nicht einwilligen?"

Die Gattin des Baumeisters lachte spöttisch auf. „Ob sie einwilligen würde? Ich verbürge mich dafür, daß sie ihr Haus drei Tage lang mit Räucherkerzchen desinfizieren würde, wenn er etwa die Beweglichkeit hätte, dich nur ein einziges Mal über seine Schwelle zu führen. Gehe sie eine Person aus der verachteten Kaste der Komödiantinnen als Tochter willkommen hieße, würde sie unbedenklich jedes Band zwischen sich und ihrem Sohne zerschneiden. Noch in ihrer Sterbestunde würde sie ihm nicht verzeihen. Ich kenne den Eisenkopf dieser Frau, vor der nicht ohne Grund hier alles zittert — meinen eigenen Mann nicht ausgenommen.“

Während sie diese erbarmungslosen Worte anhören mußte, war es Eva, als lege sich langsam ein schwarzer Schleier über all die sonnige Herrlichkeit, die sich eben vor ihren Blicken aufgetan. Aber so schwach war sie doch nicht mehr, daß ihre Seele sich nicht in schmerzlichem Trotz aufgelehnt hätte gegen diese neue Grausamkeit des Geschicks. „Ich glaube dir, Fanni, daß es deine Überzeugung ist, was du da sagst. Aber sollte nicht auch Helmut den Charakter seiner Mutter kennen, sollte er ihn nicht vielleicht sogar besser kennen als du?"

„Hat er dir etwa erzählt, daß sie dich mit offenen Armen empfangen würde? Es wäre eine bewußte Lüge gewesen, wenn er's getan hätte, denn er muß wissen, daß ihm in dem Augenblick, wo er entschlossen ist, dich

zu seinem Weibe zu machen, nur noch die Wahl bleibt zwischen dir und ihr. Aber es mag ja sein, daß ihm die Wahl augenblicklich nicht schwer fällt, und daß er es für ein geringes Übel ansieht, auf die Liebe einer alten Frau zu verzichten. Schade nur, daß damit zugleich auch alle seine Zukunftspläne über den Haufen geworfen würden, daß er sich aus einer angenehmen und gesicherten Lebensstellung gerissen und in einen Kampf ums Dasein geworfen sähe, der heutzutage vielleicht für niemand schwerer und aufreibender ist als für einen jungen Arzt. Um die Verantwortung, die du da auf dich nehmen willst, kann ich dich wahrlich nicht beneiden.“

„Wie grausam du bist, Fanni! Woher nimmst du die Gewißheit, daß Helmut's Verlobung mit mir alle diese Folgen haben müßte?“

„Aus meiner Kenntniß der Verhältnisse, liebe Eva. Die Stadträtin gilt für eine sehr wohlhabende Frau, aber sie liebt ihr Geld und weiß sehr hausälterisch damit umzugehen. Sie hat ihrem Sohne gestattet, seine Jugend zu genießen bis zu dem Augenblick, wo es ihr genug erschien mit dem Herumstreifen und der zügellosen Freiheit. Glaubst du etwa, daß er einem Antriebe seines Herzens gefolgt ist, als er seine bisherige angenehme Tätigkeit aufgab, um sich hier in seiner kleinen Vaterstadt als Arzt niederzulassen? Er hat mir selbst eingestanden, daß es ihm sauer genug angekommen ist, und daß er eben nur einem Machtwort seiner Mutter gehorcht hat. Vermutlich hat sie gedroht, ihm die bisher gewährte Unterstützung zu entziehen, wenn er sich ihrem Wunsche widersetzte, und da er zu ihren Lebzeiten keine Ansprüche an ihr Vermögen hat, mußte er sich wohl zu dem schwereren Entschluß bequemen. Die mütterlichen Pläne der Stadt-

rätin aber waren die vernünftigsten von der Welt. Sie wußte, daß es ihm bei den weitverzweigten Familienbeziehungen der Eggers nirgends so leicht fallen würde wie hier, rasch zu einer sicheren und einträglichem Praxis zu gelangen, und sie wußte auch, daß man ihn in den besten Häusern dieser Stadt jederzeit mit Freuden als Bewerber willkommen heißen würde. Ich müßte die kluge Dame sehr schlecht kennen, wenn sie nicht auch schon die künftige Schwiegertochter in Bereitschaft hätte, und ich zweifle nicht, daß sie eine Wahl getroffen hat, mit der ihr Sohn in jeder Hinsicht zufrieden sein könnte. Sieht sie jetzt ihre Absichten durchkreuzt, so wird sie das weder ihm noch dir jemals verzeihen, und von einem Verbleiben Helmut's in seiner Vaterstadt könnte von vornherein nicht die Rede sein. Nicht eine einzige der sogenannten guten Familien würde ihn zu ihrem ärztlichen Berater wählen, und der Gatte der ehemaligen Operettensängerin würde in aller Form gesellschaftlich geächtet werden. Helmut selbst kennt die philiströsen Anschauungen seiner Mitbürger viel zu gut, als daß er sich darüber einer Täuschung hingeben könnte. Er wird also wieder in die Welt hinausziehen, um sich irgendwo eine Existenz zu suchen, und da er auf den Beistand seiner Mutter nicht mehr zu rechnen hätte, würde wohl kaum etwas anderes dabei herauskommen als jahrelanger Kampf und offenes oder übertünchtes Glend. Es mag dir grausam scheinen, das hören zu müssen, aber ich würde meine schwesterlichen Pflichten sehr schlecht erfüllen, wenn ich es dir verhehlte."

Sie war jetzt ganz ruhig geworden, ja aus ihren letzten Worten klang es sogar wie teilnehmende Wärme, und als wollte sie Eva damit ihren vorigen Wutausbruch vergessen machen, legte sie jetzt ihren Arm wie tröstend um die schlanke, bebende Mädchengestalt.

„Sei vernünftig, liebes Herz, und glaube mir, daß niemand auf der Welt es besser mit dir meint wie ich. Ich habe dir vorhin gesagt, daß eine Liebschaft mit Helmut Eggers dein Unglück sein würde, und nur zu bald würdest du Gelegenheit haben, dich von der Wahrheit dieser Prophezeiung zu überzeugen. Sieh, Kind, von jener großen, riesenstarken, unwandelbaren Liebe, der keine Not und keinummer des Lebens etwas anhaben kann, ist zwischen euch doch vorläufig keine Rede. Wenn er sich jetzt vielleicht einredet, dich so zu lieben, so ist es eben ein Selbstbetrug, der ihm schon bei der ersten ernsthaften Probe zum Bewußtsein käme. Dein hübsches Gesicht und der Reiz deiner Jugend haben seine Sinne entflammt, und du kannst versichert sein, daß er in jedes andere anmutige junge Mädchen, mit dem ihn der Zufall wochenlang in so nahe Beziehungen gebracht, heute genau so verliebt sein würde wie in dich. Ich habe den Beweis dafür erhalten, wie wenig Helmut Eggers der Mann ist, irgend einem weiblichen Reiz zu widerstehen.“

„O pfui! Es ist häßlich, was du ihm da nachsagst, und es ist auch nicht wahr. Ich würde vor Scham vergehen, wenn ich denken müßte, daß ihn nichts anderes zu mir gezogen hat als dies.“

„Und was sonst sollte es gewesen sein, liebe Eva? Was weiß er denn bis heute anderes von dir, als daß du eine hübsche äußere Erscheinung und eine weiche, rührende Stimme hast. Für einen kurzen Liebesrausch ist das ja auch mehr als genug, und in dem Verlangen, dich zu besitzen, würde er heute ebenso bereit sein, deinetwegen eine Torheit zu begehen, wie er noch vor wenig Wochen um meinetwillen dazu bereit war.“

Eva erhob den Kopf, und ein Ausdruck namenlosen Schreckens war in ihren tränengefüllten Augen. „Um

deinetwillen, Fanni? Ich habe dich mißverstanden, nicht wahr?"

„Durchaus nicht, Kind! Wenn ich mir heute glücklicherweise meinem Gatten gegenüber nichts vorzuwerfen habe, das Verdienst des Doktors Helmut Eggers ist es sicherlich nicht.“

„Fanni — bei allem, was dir heilig ist, beschwöre ich dich: ist das Wahrheit?"

„Gewiß! Aber was kann dir weiter daran liegen? Nach der Abweisung, die ihm von mir zu teil geworden ist, hast du keine Veranlassung mehr, eifersüchtig auf mich zu sein.“

Eva machte sich frei. Es war, als hätte sie mit einem Male all ihre körperliche Schwäche überwunden, denn rasch und aufrecht wie nur je in ihren gesunden Tagen ging sie zu dem kleinen Bambusschreibtisch in der Ecke des Zimmers.

„Was hast du vor?" fragte Fanni betroffen. „Du willst doch nicht etwa an ihn schreiben?"

„Ja, das ist meine Absicht.“

„Um Gottes willen, nur keine Unflugheit! Soll ich es bereuen, so offen zu dir gesprochen zu haben, wie eben nur eine Schwester zur anderen sprechen darf?"

„Sei unbesorgt! Doktor Eggers wird nie erfahren, was du mir anvertraut hast.“

„Was sonst gedenkst du ihm zu schreiben?"

„Daß ich ihn nicht wiedersehen will, daß — daß er mich vergessen soll, wie ich versuche, ihn zu vergessen.“

„Wie aber willst du ihm diesen plötzlichen Entschluß erklären? Welche Gründe willst du ihm angeben?"

„Keine!"

„Und du glaubst, daß er sich an der einfachen Erklärung genügen lassen werde? In einem solchen Brief, wie du ihn da schreiben willst, würde Helmut Eggers

nichts anderes sehen als den Beweis, daß irgend ein Zwang auf dich ausgeübt worden ist, um dich von ihm zu trennen. Er würde keinen Augenblick an die Möglichkeit einer so plötzlichen Sinnesänderung glauben, und er würde nicht aufhören, dich zu bestürmen.“

„So sage du ihm statt meiner, daß es mein freier, von keinem Menschen beeinflusster Entschluß ist, ihn niemals wiederzusehen. Was du ihm als Grund dafür angeben willst, gilt mir gleich.“

Aber die junge Frau schüttelte den Kopf. „Eine solche Mitteilung aus meinem Munde würde ihn natürlich noch weniger überzeugen. Wenn es in Wahrheit dein fester Wille ist, dieser aussichtslosen Liebelei ein Ende zu machen, so müßtest du dazu schon einen anderen Weg wählen, Eva.“

„Welchen?“

„Ich denke, daß du es errätst. Du weißt ja, mit welcher Sehnsucht ein anderer auf die Botschaft von dir wartet, die ihn zum Glücklichsten aller Menschen machen würde.“

„Nichts mehr davon, Fanni — ich bitte dich! Was ich über Herrn v. Lettow und seine Anträge denke, habe ich dir doch wahrlich schon unzweideutig genug gesagt.“

„Aber ich habe aus deinem trohigen Nein bisher nichts anderes heraus hören können als den Eigensinn eines törichten Kindes, das sich ohne allen Grund in seiner Ehre gekränkt und beleidigt glaubt.“

„Ohne allen Grund? So kannst du sprechen, Fanni, nachdem ich dir gestern gesagt, welchen Schimpf er mir angetan?“

„Ich habe mit ihm darüber gesprochen, und er hat mir versichert, daß man dir seine Äußerung im Klub in häßlicher Entstellung zugetragen hat. Nichtsdestoweniger bereut er es tief, daß die Weinlaune ihn hin-

reißen konnte, sich überhaupt in jenes Gespräch über deine Person einzumischen, und er ist bereit, dich auf seinen Knien um Verzeihung zu bitten.“

„Ich verzichte auf jede Entschuldigung, denn im Grunde war er ja vollkommen berechtigt, so von mir zu sprechen. Ich hatte in der That seiner Freigebigkeit alles zu verdanken: das Brot, das ich aß, das Bett, in dem ich schlief, und die Kleider, mit denen ich mich schmückte. Wenn er noch viel wegwerfender und verächtlicher von mir gesprochen hätte — ich würde es nur natürlich finden. Nicht jene Äußerungen sind es, die ich ihm niemals verzeihen kann, sondern die abscheulichen Wohlthaten, die er mir ohne mein Wissen und aus so schmachvollen Beweggründen erwies.“

„Du bist eine Närrin, Eva, die sich nicht überzeugen lassen will. Was war denn so Schmachvolles in seinem Beginnen? Du warst ohne ein festes Engagement nach der Hauptstadt gekommen, und als Egon v. Lettom dich bei einer zufälligen Begegnung wiedererkannte, als er sich teilnehmend nach deinen Verhältnissen erkundigte und dir seine Vermittlung bei dem ihm befreundeten Theaterdirektor anbot, da wiesest du seinen Beistand durchaus nicht zurück, sondern gabst ihm im Gegenteil deutlich zu erkennen, wie dankbar du ihm für einen Erfolg seiner Bemühungen sein würdest.“

„Ja, denn ich hielt ihn für einen Mann von Ehre, dem ein schutzloses Mädchen unbedenklich vertrauen dürfe. Du hattest diesen Glauben in mir hervorgerufen, als du mir einst von der Uneigennützigkeit seiner Freundschaft erzähltest.“

„Wenn du um einige Jahre älter sein wirst, meine liebe Eva, wirst du wissen, daß es keine ganz uneigennütigen Freundschaften gibt — am wenigsten zwischen einem Manne und einem jungen Mädchen. Es kommt

nur auf die Art des erhofften Lohnes an, und in dieser Hinsicht hat sich Lettow doch wohl bescheiden genug erwiesen. Er hat die vornehmste und taktvollste Form gewählt, dich vor dem Elend und den Gefahren der Brotlosigkeit zu schützen. Er hat sich dir niemals in unziemlicher Weise aufgedrängt, und als ihm dann einmal in einem unglücklichen Augenblick eine Äußerung ent schlüpft war, die dich kompromittieren konnte, ist er in halber Verzweiflung deinen Spuren gefolgt, um dir die höchste Genugthuung zu bieten, die ein ehrenhafter Mann einem von ihm beleidigten Mädchen zu gewähren vermag. Wahrhaftig, es gibt nicht viele, die einer Dame vom Theater gegenüber so gehandelt hätten.“

Eva hatte sich auf den Stuhl vor dem Schreibtisch niedergelassen und den Kopf in die Hand gestützt. „Weshalb wiederholst du immer von neuem, Fanni, was mich doch niemals überzeugen wird?“ sagte sie müde. „Weshalb sprechen wir überhaupt noch davon? Du weißt doch, wie es mich peinigt.“

„Ich spreche davon, weil Lettow noch für diesen Abend eine entscheidende Antwort verlangt. Du hast dich bisher beharrlich geweigert, ihn zu sehen, obschon dein Gesundheitszustand es dir recht wohl gestattet hätte, und er hat ein Recht, diese Weigerung als eine unverdiente Kränkung zu empfinden. Darum ist es ihm wahrlich nicht zu verübeln, wenn er diesen Zustand der Ungewißheit nunmehr beendete sehen möchte.“

„Ist es meine Schuld, daß er sich über meine Antwort noch immer im ungewissen befindet? Von dem Augenblick an, da zum ersten Male sein Name zwischen uns genannt wurde, habe ich dich nicht im Zweifel darüber gelassen, wie sie allein ausfallen könne. Weshalb hast du bis heute gezögert, es ihm zu sagen?“

„Weil ich sicher war, daß du noch zur Vernunft

kommen würdest! Weil ich nicht mitschuldig sein wollte an der verhängnisvollsten Torheit deines Lebens! Denn niemals wieder wird dir geboten werden, was du jetzt ausschlagen willst: ein vornehmer Name, eine angesehenere gesellschaftliche Stellung, ein Leben in Luxus und Überfluß, und ein Gatte —“

„Ein Gatte, den ich verabscheue! Laß uns doch nicht mehr davon reden, Fanni. Wenn es wirklich eine verhängnisvolle Torheit ist, die ich da begehe, so tue ich es auf meine eigene Verantwortung, und ich werde die Folgen zu tragen wissen.“

„Du willst mich glauben machen, daß es dir ernst damit ist, Helmut Eggers freizugeben? Nein — dein Widerstreben soll dich ihm nur noch kostbarer und begehrenswerter machen, denn du weißt recht gut, daß er nicht aufhören wird, dir nachzustellen, solange er nicht davon überzeugt ist, daß dein Herz einem anderen gehört.“

„Das fürchte ich nicht, und wenn es so wäre, würde ich schon ein Mittel finden, mich seinen Nachstellungen zu entziehen, wie ich mich den Nachstellungen des Herrn v. Lettow entziehen werde.“

„Ist das dein letztes Wort, Eva? Du willst den Wittmeister nicht empfangen? Und ich soll ihm sagen, daß es keine Hoffnung für ihn gibt?“

„Ja! Wenn du mich lieb hast, wirst du es tun.“

„Wenn ich dich lieb habe!“ wiederholte die junge Frau mit einem bitteren Lachen. „Ich denke, daß ich dir seit der Stunde, wo du mich trotz deines feierlichen Versprechens hier überfielst, um mich vor meinem Manne als Lügnerin und Betrügerin bloßzustellen, von meiner schwesterlichen Liebe nachgerade Beweise genug geliefert hätte, und daß es viel eher an mir wäre, jetzt einen Beweis deiner Dankbarkeit zu verlangen.“

„Sage mir, worin er bestehen soll, Fanni, und wenn es nicht über meine Kraft ist —“

„Ja, wenn es nicht über deine Kraft ist! Das ist so eine der wohlfeilen Phrasen, hinter die man sich versteckt, wenn man nicht gesonnen ist, ein unbequemes Opfer zu bringen. Was kümmert es am Ende dich, daß ich durch deine Schuld das elendeste und unglücklichste Geschöpf von der Welt werde! Es geht eben über deine Kraft, mich zu retten. Damit ist dein Gewissen beruhigt.“

Sie hatte es im Ton der Verzweiflung gesagt, mit erstickter Stimme und einer tragischen Geberde, wie sie ihr noch von der Zeit ihrer Bühnentätigkeit her in der Erinnerung sein mochte.

Eva aber sah das Theatralische in ihrem Gebaren nicht; sie hörte nur den Klang herzerreißenden Jammers in ihren Worten, und sie war davon aufs äußerste bestürzt. „Um Gottes willen, Fanni, was heißt das? Was habe ich getan, um dich elend und unglücklich zu machen? Sagtest du mir denn nicht, dein Mann habe dir die unbesonnene Lüge verziehen?“

„Die eine — ja! Soweit man sein gnädiges Stillschweigen eine Verzeihung nennen kann. Die andere aber würde und dürfte er mir nie vergeben. Wenn du heute dem Rittmeister einen Korb gibst, bleibt mir kein anderer Weg als der Weg ins Wasser.“

„Ich verstehe dich nicht. Was kann es an deinen ehelichen Verhältnissen ändern, wenn ich Lettow abweise?“

„Willst du mir schwören, ewiges und unverbrüchliches Stillschweigen zu bewahren über das, was ich dir jetzt vertraue?“

„Ich schwöre es, Fanni!“

„Nun denn — Egon v. Lettow ist nicht der Mann,

den Schimpf einer Abweisung in demüthiger Ergebung hinzunehmen. Er liebt dich, wie er nie vorher ein Weib geliebt hat, und weil er sah, daß es kein anderes Mittel gab, dich zu gewinnen, hat er dir geboten, was er vorher noch keiner zu bieten brauchte — keiner, auch mir nicht, Eva, die ich ihm einst die erste Leidenschaft meines unberührten jungen Herzens entgegenbrachte.“

„Fanni! O, mein Gott, was für schreckliche Dinge muß ich heute hören! Das also war seine uneigen-nützige Freundschaft für dich? Und du kannst mir trotzdem zumuten, diesem Manne anzugehören?“

„Höre mich erst zu Ende! Ich liebte ihn und wußte doch von der ersten Stunde an, daß er die Schauspielerin nicht zu seinem Weibe machen könne, und daß er, der verzogene Liebling der Frauen, mich eines Tages leichtem Herzens gegen ein anderes hübsches Spielzeug eintauschen würde. Aber ich liebte ihn darum nicht weniger, das Verlangen, den kurzen Glückskrausch voll zu genießen, machte mich halb toll, und wenn du nicht aus Eis bist, statt aus Fleisch und Blut, mußt du dir danach eine Vorstellung machen können von dem Inhalt der Briefe, die ich ihm während jener wenigen Monate unseres Liebestaumels geschrieben. Als dann das Unausbleibliche geschah, als wir uns trennten, weil meine Glut seine erkaltete Neigung nicht mehr anzufachen vermochte, hat er mir keinen dieser Briefe zurückgegeben. Er würde es sicherlich getan haben, wenn ich sie von ihm gefordert hätte, aber er hatte mir einmal gesagt, daß es sein Grundsatz sei, solche verrätherischen Liebeszeichen auf der Stelle zu vernichten, und ich wollte mich nicht der Beschämung aussetzen, zu hören, daß er mit meinen leidenschaftlichen Herzensergüssen verfahren sei wie mit den zärtlichen Briefchen der anderen, die er vorher geliebt hatte. Ich dachte an diese Briefe

nicht mehr, bis ich jetzt von ihm hören mußte, daß er sie noch besitzt. Wenn auch nur ein einziger von ihnen in die Hände meines Mannes käme, wäre ich rettungslos verloren, denn an dem unglückseligen Abend, da mich deine Ankunft zwang, ihm meine Vergangenheit zu enthüllen, habe ich Rudolf geschworen, daß ich nie einen anderen geliebt hätte als ihn."

"Wie konntest du das, Fanni! Da du doch wußtest, daß es ein Meineid war!"

"Ach, was tut man nicht in seiner Todesangst! Du kennst meinen Gatten nicht. So ruhig und beherrscht er scheinen mag, in jenem Augenblick wäre er fähig gewesen, mich zu ermorden."

"Und wovor fürchtest du dich jetzt? Lettow kann doch nicht die Ehrlosigkeit begehen, dich zu verraten."

"Er hat mir heute zu verstehen gegeben, daß er zu allem fähig wäre, wenn er die Hoffnung aufgeben muß, dich zu gewinnen, denn er glaubt nicht daran, daß ich ernstlich bemüht gewesen sei, dich zu seinen Gunsten umzustimmen. Er würde es auch nicht glauben, wenn du selbst es ihm bestätigen wolltest. Mich zuerst würde deshalb seine Rache treffen. Er hat mir natürlich nicht damit gedroht, daß er Rudolf meine Briefe ausliefern würde, aber er hat sich rundweg geweigert, sie mir zurückzugeben, und ehe ich nun in der beständigen Angst vor dem Schrecklichen weiterlebte, tausendmal eher würde ich dieser Qual freiwillig ein Ende bereiten."

"Indem du deinem Mann ein offenes Geständnis ablegst?"

"Nein, indem ich mich dahin flüchte, wo mich keine irdische Vergeltung mehr erreichen kann."

"Das ist fürchterlich! Wenn du mir doch einen Weg zeigen könntest, Fanni, wie dir zu helfen wäre,

ohne daß ich dies grauenhafte, dies unmögliche Opfer bringen müßte!“

„Es gibt keinen!“ klang hart und bestimmt die Erwiderung der jungen Frau. „Und da ich dir etwas Unmögliches nicht zumuten kann, brauchen wir auch kein Wort mehr darüber zu verlieren. Ich sage dir gleich jetzt Lebewohl, Eva, denn ich glaube nicht, daß wir uns wiedersehen. Es ist mein fester Entschluß, Lettows Besuch nicht erst abzuwarten. Ich kann nicht mehr — diese unaufhörliche Folter bringt mich um den Verstand.“

Sie machte sich mit einer heftigen Bewegung von Eva, die sie ängstlich umschlungen hatte, los und stürzte zur Thür.

Mit einem gellenden Ausschrei warf sich das junge Mädchen zwischen sie und die Schwelle des Zimmers. „Ich lasse dich nicht fort, Fanni! Ich rufe um Hilfe, wenn du nicht bleibst. Du darfst nicht an so Gräßliches denken.“

„Wähnst du vielleicht, daß du oder irgend ein anderer die Macht hätte, mich daran zu hindern? Auch wenn man mir Hände und Füße bände, würde ich noch ein Mittel wissen, das mich für immer von meiner unerträglichen Qual befreit.“

Sie machte Miene, die Schwester gewaltsam beiseite zu schieben, aber Eva umklammerte ihre Knie.

„Bleib — bleib!“ jammerte sie. „Laß mir Zeit, einen Entschluß zu fassen! Wenn es keine andere Möglichkeit gibt, dich zu retten, will ich ja tun, was du verlangst. Aber muß es denn schon heute sein — schon in dieser Stunde?“

„Lettow ist unwiderruflich entschlossen, abzureisen, wenn ich ihm nicht heute abend dein Jawort bringen kann. Was wäre auch mit einem Aufschub gewonnen?“

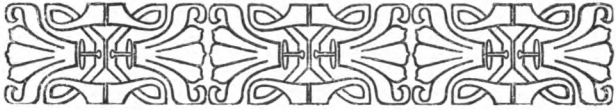
Du würdest inzwischen natürlich wieder anderen Sinnes werden, und meine Situation ihm gegenüber wäre schlimmer denn zuvor.“

Eva lag auf dem Teppich, und sie wurde plötzlich von einem so heftigen Weinkrampf erfaßt, daß ihr ganzer Körper wie in Fieberschauern erzitterte.

Mitleidlos, mit einem Zug dämonischer Härte im Gesicht, blickte die Schwester auf sie nieder. Jetzt war sie ihres Sieges gewiß, und in ihrer Seele war keine andere Empfindung als die der brennenden Ungeduld, auch den letzten verzweifelten Widerstand dieses gemarterten jungen Herzens gebrochen zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)





Eifersüchtig.

Humoreske von Oskar Kühne.

Mit Illustrationen
von Carl Münch.



(Nachdruck verboten.)

Schmerzende Eifersucht brannte im Herzchen der Frau Irmgard.

Planlos durchwanderte die junge Frau die Zimmer, blieb hier an diesem Fenster stehen, starrte auf die Straße, rüttelte sich auf und lief fort zu jenem. Die Farbe auf den Wangen kam und ging. Leise erbehten die Nasenflügel.

Im Selbstgespräch bewegten sich die Lippen.

„Fortgesetzt macht sich Edgar in der Küche zu schaffen. Was will er dort? Diese Marie! Diese Person! Wie ich sie hasse!“

Das Köpfchen fiel auf die wogende Brust.

„Ja,“ flüsterte Frau Irmgard, „vorige Woche fing es an — am Dienstag. O! Ich weiß es ganz genau! Merken soll diese Person aber nicht, daß ich hinter ihre Schliche gekommen bin, ich will mich verstellen wie eine — wie eine Schauspielerin! Ich werde das saubere Paar überrumpeln — und dann!“

Im Geiste sah die Erregte irgend etwas Schreckliches, so eine Art Weltuntergang. Tief holte sie Atem und preßte die Stirn gegen die Scheiben.

Frau Irmgard schien es aber doch noch nicht so ganz genau zu wissen, trotz ihrer Versicherung, denn sie sann und sann weiter. Alle Sinne arbeiteten. Jedes in den letzten Tagen mit dem Gatten gewechselte Wort sprach die Grübelnde für sich hin, damit das Ohr nochmals seinen Klang vernehme.

Plötzlich trat Frau Irmgard vom Fenster zurück und sank in einen Lehnstuhl. Die in ihrem Schoß liegenden Händchen zitterten wie die Schwingen eines zum Fluge ansetzenden Vogels. Dumpf murmelte die mit sich ins reine Bekommene: „Es bedarf eigentlich gar keines Beweises mehr. Gestern — wie war es doch? Ich warf harmlos hin, daß es nicht gut sei, ein Dienstmädchen gar zu lange zu behalten. Besser wäre es, man wechsle einmal. Der Marie würde ich demnächst kündigen. Was erwiderte drauf der Schamlose? — „Um des Himmels willen, Irmgard, ich bitte dich, diese Ansichten! Gerade das Gegenteil muß man tun, ein Mädchen so lange halten, wie es nur irgend angeht! Eine Marie bekommst du überhaupt nicht wieder! Treu, ehrlich und fleißig ist das Landkind! Seit vier Monaten steht die Brave in unseren Diensten. He! Sag an! Wie lange sind wir verheiratet? Genau vier Monate, meine Maus!“ — In seine Arme nahm mich dann der Freche, gerade als ich Gegen Gründe die Menge vorbringen wollte, und küßte — ach, so lieb! Jedesmal, wenn ich Miene machte, den Mund aufzutun, küßte er wieder, dieser . . . dieser . . .“

„Guten Tag, Irmgard!“ rief es durch die Tür, durch die Edgar einen Moment seinen Kopf steckte. „Habe einen furchtbaren Durst, muß mir gleich ein Glas Wasser in der Küche holen.“

„Entsetzlich!“ hauchte die junge Frau einer Ohnmacht nahe. „Absolut kein Genieren mehr.“

Auf den Fußspitzen schlich sie dem Gemahl nach und lugte vor.

In den Boden glaubte die Aufstöhnende versinken



zu müssen, vor den Kopf schlug sie sich. Ganz gemächlich lehnte Edgar in der Tür der neben der Küche liegenden

Mädchenkammer und lächelte der elenden Gaunerin, der Marie, zu.

Es zuckte der hintergangenen Gattin in den Händen. Sie wollte vorstürmen. Nein — es ging nicht! Sie

mochte ihn nicht anschauen, den so tief Gesunkenen. Nie wollte sie ihn wiedersehen!

Leise ging Frau Jrmgard zurück. Auf einen Bettel kritzelten ihre bebenden Fingerchen: „Soeben verlasse ich ein Haus, das ich niemals!! wieder betreten werde. Schandbarer!!“

Jeder Nerv zitterte in ihr, die Gegenstände im Zimmer kreiselten.

„Mut, Jrmgard!“ rief sie sich zu. „Keine Schwäche diesem Elenden gegenüber gezeigt!“

Über die Hintertreppe ent schlüpfte die Flüchtige.

Gemächlich schlenderte Edgar in den Salon.

„Jrmgard! Wo steckst du denn?“ rief er aufgeräumt.

Er sah den Bettel liegen. Mehrere Male überlas er das Blatt und schüttelte ungläubig den Kopf.

„Ist es denn möglich — so etwas?“ entfuhr es ihm. „Soll das etwa ein Scherz sein? Wohl kaum anzunehmen. Aber die Ursache — die Ursache?“

Plötzlich lachte Edgar hell auf.

„Du kleine Eifersucht!“ drohte er Jrmgards an der Wand hängendem Gemälde zu. „Jetzt wird mir auch dein sonderbares Benehmen der letzten Tage klar! Ha! Ha! Ha!“

Wieder zur Küche ging der Herr; gemessenen Tones sagte er dort zum Mädchen: „Marie, meine Frau ist ausgegangen — eine eilige Besorgung. Sie sind allein im Logis. Achten Sie gut auf die Tür. Adieu.“

„Adieu, Herr Direktor. Sie können sich auf mich verlassen,“ antwortete die Marie.

Ein Liedchen pfeifend, bummelte der verlassene Eheherr zu der Wohnung der Eltern seiner Frau.

„Habe die Ehre, Schwiegerpapa,“ begrüßte der ohne Scheu Eintretende den alten Herrn.

Der brummte etwas vor sich hin. Es sollte das wahrscheinlich der Gegengruß sein.

Der Besucher beachtete das eigentümliche Benehmen nicht. Fast lustig fragte er: „Könnte ich nicht einen Augenblick die sehr verehrte Frau Schwiegermama sprechen?“

Soeben rauschte die Begehrte herein, hochrot im Gesicht.

„Meinen untertänigsten Gruß, Frau Schwiegermama,“ dienerte mit gesucht zeremoniellen Verbeugungen Edgar. „Ich komme eine Bitte auszusprechen.“

„So!“ fauchte die Dame und dachte im stillen: „Solch ein niederträchtiger Sünder! Er lacht noch!“

Devot trat Edgar an die ihn scharf Musternde heran. „Ich möchte Sie höflichst gebeten haben, sehr verehrte Frau Schwiegermama, mich mal in meine Wohnung zu begleiten. Es handelt sich um das Glück Ihrer Tochter. So ganz nebenbei auch ein wenig um das meinige. Ich glaube, daß Sie da das Opfer des kurzen Weges bringen können.“

„Herr Schwiegersohn! Ich dächte —“

„Halten Sie ein, Frau Mama!“ fiel der Schwiegersohn ein. „Ich weiß ganz genau, was Sie sagen wollen. Sie sehen mich zerknirscht. Allen Bückungen, die Sie mir aufzuerlegen für gut befinden, will ich mich unterwerfen. Nur eines verlange ich als Gegenleistung: begleiten Sie mich!“

Die Schwiegermama war betroffen. Wieder begann sie: „Herr Schwiegersohn! Ich verstehe nicht —“

„Nicht weiter!“ schnitt Edgar ihr zum zweiten Male die Rede ab. „Sprechen wir in meiner Wohnung darüber. Dort — mein Wort darauf! — will ich alles

anhören, was Sie glauben mir sagen zu müssen. Nochmals meine Bitte: Kommen Sie mit, Frau Schwiegermama!"

Die würdige Dame war starr. Das grenzte an Unverschämtheit! Und doch — es handelte sich um das Glück ihrer Irmgard! Sie mußte ein Opfer bringen. Rasch sagte sie: „Unter einer Bedingung!"

„Die wäre, Frau Schwiegermama?"

„Daß diese Person, Sie wissen schon, wen ich meine, sofort Ihr Haus verläßt."

„Ich lege das alles in Ihre Hand," entgegnete munter Edgar. „Sie selbst sollen anordnen. Gern unterwerfe ich mich Ihren Forderungen."

Der Herr Schwiegerpapa hatte während der etwas lebhaften Auseinandersetzung gleich einem geschlagenen Pudel das Zimmer verlassen.

Sehr bald stand die energische alte Dame zum Ausgange bereit.

Man betrat die Wohnung der jungen Leute. Auf dem Wege war kein Wort gefallen, die Begleiterin hatte nur bedenklich geschnauft.

Jetzt bemerkte Herr Edgar lakonisch: „Morgen ist Irmgards Geburtstag. Wissen das vielleicht die Frau Schwiegermama?"

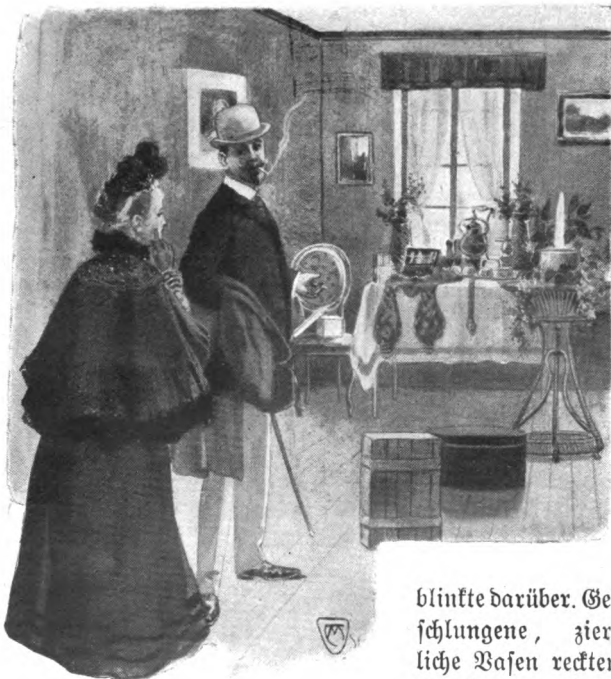
Die Angesprochene rollte wütend die Augen und überhörte die Worte.

„Darf ich bitten?" ließ sich Edgar wieder vernehmen.

Unglaublich war's. Der gottlose Ehemann öffnete die Tür zur Mädchenkammer und trat hinein in das kleine Gemach.

Jetzt wollte die Mutter loswettern, voll geladen war sie zum Bersten. In Pose schritt sie vor. Aber ein „Ah!" entfuhr ihren Lippen.

Zum Kaufgewölbe war die Mädchenkammer gewandelt. Ein Tisch, sauber gedeckt, stand am Fenster. Gleich vorn thronte ein prächtiges, zinnoberrot bemaltes chinesisches Teeservice, ein blanker, bauchiger Samowar



blinkte darüber. Geschlungen, zierliche Vasen reckten rechts und links ihre Hälse empor, ein paar blaue Pantöffelchen lächelten, geheimnisvolle Etuis verkrochen sich, Bücher in Goldschnitt prokten, eine seidene Bluse, beschwert durch ein Reisenecessaire, schmiegte sich mit ihren Hängeärmeln um die Tischkante. Über die Schätze hingestrent waren ein Gürtel mit modernem Silbereschloß,

ein grünjuchteses Geldtäschchen, ein Parfümzerstäuber, eine Visitenkartenschale. Auf einem Stuhle standen geheimnisvolle, vielversprechende Kästchen. Zur Seite baute sich ein binstengeflochtener Blumentisch auf, aus dem eine Fontäne aufsprang. Nieder plätscherte das Wasser des Brunnleins in ein Glasbassin, in dem japanische Goldfische schwammen. Die zugehörigen Blumentische und Schlingpflanzengewächse waren noch nicht alle eingeseht, man sah aber schon, daß das Ganze ein Wunderding werden würde. Und dort hinten in der Ecke hatte sich großspurig ein funkelnagelneuer Eisschrank hingepflanzt.

„Um das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden,“ meinte Edgar, auf das Küchenprachtstück zeigend. „Im größten sonst so weit fix und fertig — die Versicherung für morgen. Wir brauchen nur den Geburtstagsstisch anzufassen, in den Salon zu tragen und einem Versteck in meinem Zimmer noch einiges Eßbare — Waffeln, Schokolade, glasierte Früchte und derlei schöne Sachen — zu entnehmen. Wollen Frau Schwiegermama mir mit helfen?“

Die schaute beschämt zu Boden. „So ein lieber Mann!“ dachte sie. Gewiß, gern wollte sie mit zugreifen.

Man machte sich eifrig ans Werk. Auch der Eisschrank mußte mit. Im geräumigen Salon präsentierten sich die Geschenke noch weit besser.

Edgar freute sich wie ein Kind über das gelungene Arrangement, zupfte an den Fältchen der Bluse und schob und rückte die anderen Gaben fortwährend hin und her.

Die Schwiegermama war des Lobes voll. Schmeicheleien für den galanten Herrn Schwiegersohn flossen reichlich ein.

„Und hier!“ rief Edgar. „Bald hätte ich noch etwas vergessen! Ein seidener Ballschal, echter Henneberg!“

„Ah!“ staunte die Mama wieder. „Wirklich geschmackvoll!“

Die Hände in die Hosentaschen gesteckt und eine herausfordernde Haltung annehmend, scherzte der in goldiger Laune befindliche Dienstherr dieser Person von einem Dienstmädchen: „Mamachen, wie steht es nun mit der Marie? Soll ich die wirklich hinauswerfen?“

Die Mama nestelte an ihrem Güte. Langsam, mit Nachdruck sagte sie: „Ich bitte um Verzeihung, Herr Schwiegerohn.“

Der lachte. „Ja, um Himmels willen, Mamachen, was soll ich Ihnen denn verzeihen? Sie haben mich doch mit keinem Worte beleidigt.“

„Das nicht,“ sprach die alte Dame ernst, „aber in Gedanken habe ich Ihnen bitter unrecht getan.“

„Hier meine biedere Rechte! Alles vergessen, Frau Schwiegermama!“

Kräftig schlug die Dame in die dargebotene Hand ein und beeilte sich zu sagen: „Wie wird Frmgard sich freuen! Sofort werde ich sie holen, das dumme — Mädchen — hätt' ich bald gesagt.“

„Frau Schwiegermama!“ hub da Edgar mit tiefer Stimme an. „Über diesen Punkt habe ich allein ein Recht, Bestimmungen zu treffen. Ich tue das hiermit. Bestellen Sie, bitte, vorerst meinem Frauchen einen Gruß von mir. Dann aber sollen Sie noch diesen meinen Entschluß übermitteln.“

Aus der Rocktasche zog der Stirrunzelnde den Zettel der flüchtigen Frmgard hervor, durchstrich das Geschriebene und setzte darunter: „Für heute belege ich die Ausreißerin, Frau Frmgard, mit dem Bann!

Morgen früh hat sie sich bei ihrem Gatten zurückzumelden, nicht eher, Strafe muß sein!"

Mit einer Verbeugung überreichte er der Mama das Blatt.

„Herr Schwiegersohn!“ rief sie erschrocken aus. Mehr war ihr für den Augenblick nicht möglich hervorzubringen.

„Es ist das mein fester Wille, verehrte Frau Mama. Übrigens können Sie so beiläufig mit ausrichten, daß ich mich sonst im großen und ganzen recht mollig fühle. Heute abend gedenke ich auswärts zu speisen, in den „Drei Rosen“. Gutes Restaurant mit Damenbedienung, aber sehr anständig, nebenbei erwähnt. Meine Frau hat sich getummelt, gut, so tummle ich mich auch. Mächtig habe ich vor, diese Nacht zu schwimeln. Bin ja Strohmitwer.“

„Aber Herr Schwiegersohn!“

„Adieu, Frau Mama.“

„Soll das der Abschied sein?“

„Ich habe tatsächlich noch sehr viel zu arbeiten, liebste Mama. Und dann, Sie wissen, will ich ausgehen. Da muß ich sorgsame Toilette machen. Viele Grüße allerseits!“

Eine Verbeugung, und in seinem Arbeitszimmer war Herr Edgar verschwunden.

Nachdenkend ging die Mutter heim. Sie würde der Tochter tüchtig die Leviten lesen. Das stand bei ihr fest.

Fast zehn Uhr Abends war es, schüchtern tippte die Klingel bei Direktors an. Marie wollte den Ruf unbeachtet lassen. „Aber die Frau ist ja noch nicht zurückgekehrt!“ schoß es da dem Mädchen durch den Kopf. Flugs eilte es nachzusehen.



„Guten Abend, Frau Direktor,“ begrüßte die Öffnende die Herrin.

Mit halber Stimme fragte die schein Eintretende: „Ist mein Mann zu Hause, Marie?“

„Der Herr arbeitet in seinem Zimmer, Frau Direktor.“

Erleichtert atmete die junge Frau auf. Also war er doch nicht zu diesen Kellnerinnen gegangen! Ihr Mut stieg merklich.

Ganz behutsam klopfte

sie an die Thür des Studierzimmers ihres Gatten. „Herein!“ polterte es härbeißig darin.

„Sehr schlechte Laune,“ dachte das arme Frauchen. „Wer weiß, über was sich mein gutes Männchen alles geärgert hat. Den ganzen, ganzen Nachmittag bin ich ja nicht dagewesen.“

Angstlich schlug die Verbannte die Portiere auseinander, schob sich in das Zimmer hinein und blieb, nicht wagend den Blick zu erheben, stehen — eine Leidensgestalt.

„Oho! Heute schon?“ scholl es der Ärmsten entgegen. „Ich wollte soeben zu einem kleinen Bummel aufbrechen.“

Breit setzte sich der Herr Gemahl in seinen Lehnstuhl und weidete sich am Anblick seines Opfers.

Tränen leuchteten in Frimgards Augen, schluchzend sank sie neben seinem Stuhl nieder. „Edgar, ich habe den Hut aufbehalten. Soll ich wieder gehen?“*)

Da sprang der böse Mann auf, er konnte nicht mehr an sich halten, zog sein kleines Ehegespons auf seinen Sessel und küßte und herzte es, bis ihm der Atem verging.

„Ach — Edgar! Bist du mir wieder gut? Nicht wahr, du gehst heute abend nicht aus?“ war das erste, was Frau Frimgard nach der Flut der Liebtosungen hervorbrachte.

„Du kleine Eifersucht!“ schalt der Gemahl. „Ich habe überhaupt nicht ausgehen wollen. Sieh mich an, um zehn Uhr in Pantoffeln und Hausrock! Lange schon warte ich auf dich. Als es klingelte, mußte ich genau — das ist dein Frauchen!“

Galant zog Edgar die Hutnadel aus dem vollen Haar der Entzückten und hob den Hut vom Kopfe.

„Diese verweinten Augen, Frimgard!“ sprach er teilnehmend.

*) Siehe das Titelbild.

„Ach, Edgar, den ganzen Nachmittag habe ich gemeint.“

„Du Bedauernswerte! Alles der dummen Eifersucht wegen.“

„Nie will ich wieder eifersüchtig sein, Edgar.“

„Das ist ein löblicher Vorsatz, Irmgard; eine Strafe lege ich dir aber trotzdem auf. Du darfst heute abend den Salon nicht betreten.“

„Du Lieber!“ Schelmisch setzte sie hinzu: „Ich weiß übrigens schon —“

„Bst! Nichts darfst du wissen!“ drohte er.

Um den Hals fiel die glückliche Irmgard ihrem Edgar.





Im Kohlenbergwerk.

Ein unterirdischer Spaziergang. Von E. E. Weber.

Mit 17 Illustrationen.



(Nachdruck verboten.)

Noch in aller Erinnerung ist der diesjährige große Bergarbeiterstreik im Ruhrkohlengebiet. Er hat, wie kein Streik vor ihm, die Aufmerksamkeit und die Teilnahme aller Kreise des deutschen Volkes in hohem Grade erregt, und zwar gab sich darin nicht nur die Sympathie für die Bergarbeiter kund, sondern die deutliche Erkenntnis, wie sehr der Wohlstand und das Gedeihen der Gesamtheit heutzutage von dem ungestörten Fortgang der Kohlenförderung abhängt.

Unter den Schätzen, die wir dem Schoß der Erde entnehmen, sind uns neben dem Eisen die Kohlen unentbehrlich geworden. Die Industrie, die Dampfschiffahrt, der Eisenbahnverkehr würden lahm gelegt werden, wenn wir plötzlich der Kohlen beraubt würden. Es klingt uns fast wie ein Märchen, wenn wir hören, daß noch vor wenigen Jahrhunderten in England, einem der ersten Kohlengebiete der Gegenwart, die Verwendung der Kohlen wegen der lästigen Rauchentwicklung von König Eduard II. verboten wurde.

Wie so viele andere Dinge haben sich auch die Kohlen die Wertschätzung, die sie jetzt genießen, erst

allmählich erwerben müssen. Je mehr ihre Nützlichkeit aber anerkannt wurde, desto größer wurde der Bedarf und in desto bedeutendere Tiefen mußte der Mensch zu

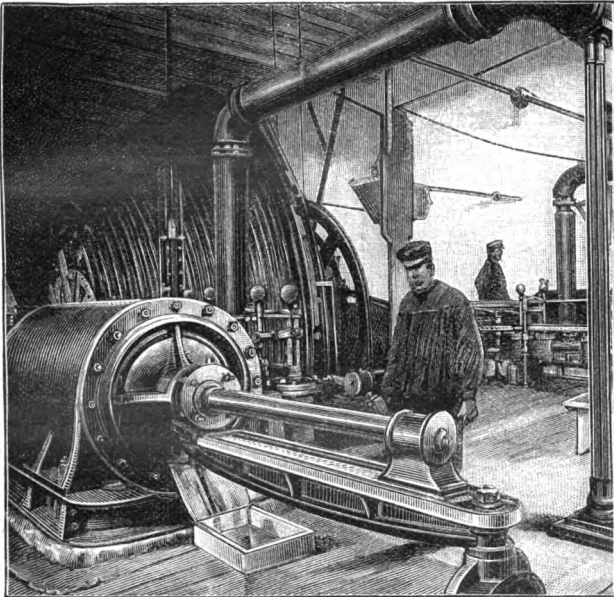


Schichtwechsel.

ihrer Gewinnung hinabsteigen. Hiermit wuchsen aber auch zugleich die Schwierigkeiten, die sich ihm bei dem Abbau entgegenstellten. Ein jeder Zentner Kohle wird nur mit unendlicher Mühe und unter den mannigfaltigsten

Gefahren gewonnen, und der Besuch eines Kohlenbergwerks zeigt uns, wie hart und schwer der Kampf ist, der tagtäglich zur Erwerbung der schwarzen Diamanten geführt wird.

Die Anlage eines Kohlenbergwerks macht sich schon



Fördermaschine.

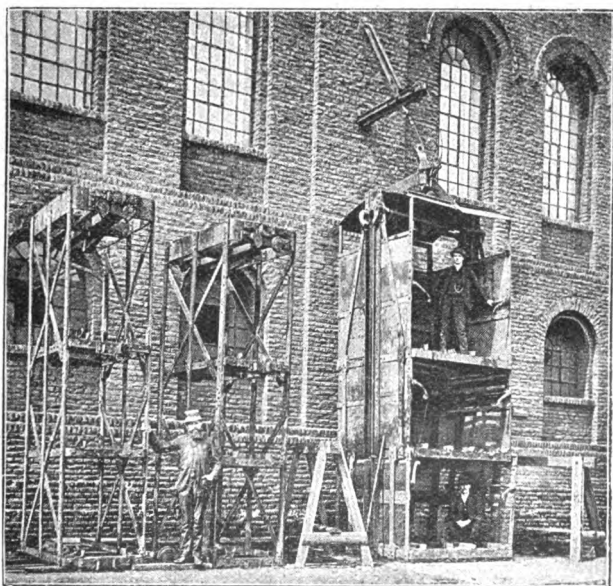
von weitem kenntlich. Den Schachtgebäuden, die sich über den Schachtmündungen erheben, entsteigen durch die hohen Schornsteine dicke, schwarze Rauchsäulen, gewaltige Schutthalden, der aus der Tiefe geförderte Abraum, dehnen sich vor unseren Blicken aus, und ein schwärzlicher Anflug hat sich über Feld und Wiesen, über Baum und Strauch gelegt.

Auf der Straße, die nach dem Kohlenbergwerk führt,

herrscht reges Leben. Es steht Schichtwechsel bevor, und Bergleute, Frauen, junge Burschen und Mädchen eilen mit hastenden Schritten nach der Arbeitsstätte. Die Frauen und Mädchen finden Verwendung bei der Sortierung der Kohlenmassen, eine Vornahme, die wir noch später in Augenschein nehmen werden.

In dem Schachtgebäude, in das wir jetzt treten, erwecken zunächst die flachliegenden Maschinenkolosse, die Fördermaschinen, unser Interesse, welche die großen Seiltrommeln bewegen, auf denen die Seile, je nachdem sie in die Tiefe gleiten oder aufwärts steigen, ab- und aufgewickelt werden. Mittels dieser Drahtseile wird die Bewegung der Förderkörbe oder Fördergestelle im Förderschacht geregelt. Ein Blick auf die Mündung des Förderschachtes, in den die an sechs Drahtseilen hängenden Förderkörbe hinabtauchen, aus dem aber anderseits auch regelmäßig Förderkörbe emporkommen, zeigt uns, daß die „Körbe“ aus mehrstöckigen Eisengestellen bestehen, die mit den Förderwagen oder Kohlenhunden besetzt sind. Um die Förderkörbe zum schnellen Wechseln der Wagen in der richtigen Höhe feststellen zu können, sind an der Mündung des Schachtes Vorrichtungen angebracht, auf die sich die Körbe aufsetzen. Diese Vorrichtungen nennt man Schachtfallen oder Raps. Sie bestehen aus Sperrklinken, die in den Schacht hineinragen. Sowie ein Förderkorb emporsteigt, weichen sie auseinander, treten aber sogleich hinter ihm wieder hervor und tragen nun den sich langsam auf sie herabfallenden Korb. Soll der Förderkorb, nachdem die mit Kohlen beladenen Wagen aus ihm herausgefahren sind, wieder in die Tiefe hinabgehen, so wird der Korb etwas angehoben, so daß jetzt die Raps mit Hilfe von Hebeln zurückgeschoben werden können, und nun die Schachtpassage wieder frei ist.

Die meisten Förderschächte sind jetzt zweiteilig oder, wie der Bergmann sagt, zweitrüdig. In dem einen Teil wird der beladene Förderkorb aufwärts gezogen, während in dem anderen Teil der leere Förderkorb gleichzeitig niedergeht. Die Drahtseile, an denen die

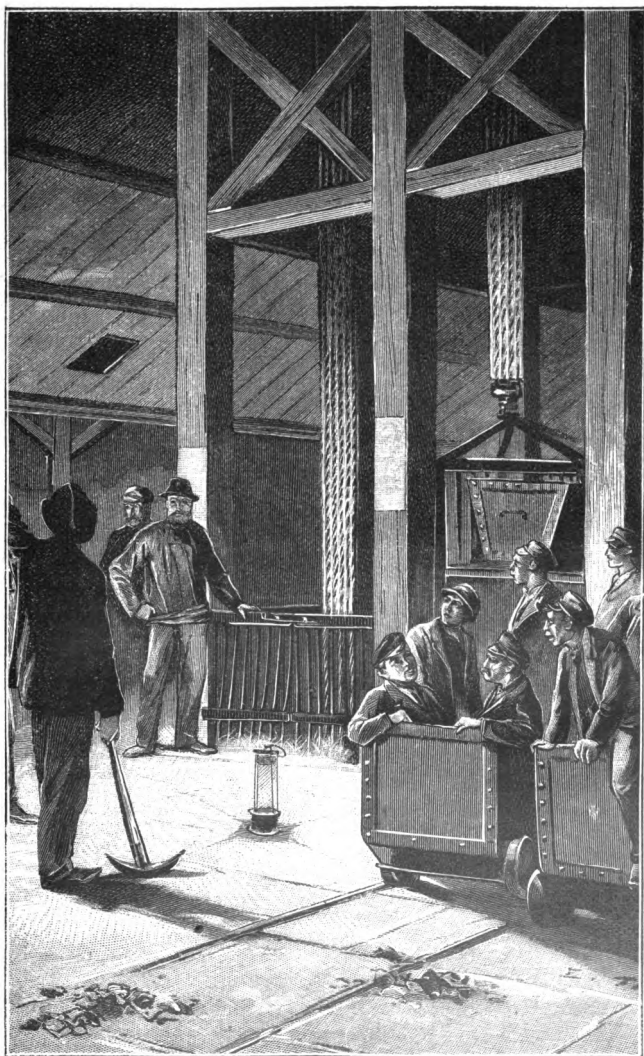


Reserveförderkörbe.

Förderkörbe hängen, haben ein bedeutendes Gewicht. Bei sehr tiefen Schächten kann das Gewicht der in den Schacht hinabgelassenen Seile so groß werden, daß, wenn der volle Korb sich der Schachtmündung nähert, der leere, der ja tief unten an der langen, schweren Seilstrecke schwebt, das Übergewicht über den vollen erhält. Um diese Störung auszugleichen, muß dann oben im Förderhaus mit der Maschine gebremst werden. Be-

sonders wichtig wird die Hemmung der Förderungs-
geschwindigkeit, wenn die Bergleute beim Schichtwechsel
die Förderkörbe zur Ausfahrt oder Einfahrt benutzen,
denn ein plötzliches Aufstoßen der Förderkörbe würde
die darin befindliche Mannschaft arg gefährden.

Eine Reihe von anderen Vorrichtungen sorgt eben-
falls dafür, daß die Belegschaft bei der Benutzung der
Körbe keinen Schaden davon trägt. So wird sie durch
gewissenhaftes Verschließen der Körbe mit Drahtgittern
oder Eisenblechen davor geschützt, daß hinaustragende
Körperteile auf der Fahrt Beschädigungen erleiden.
Das Dach über den Körben sichert sie gegen etwaige
im Schacht herunterfallende Gegenstände. Die größte
Gefahr droht aber durch das Reißen des Seiles. Da-
her sind genaue Verordnungen erlassen, welche die Prü-
fungen der Seile auf ihre Tragfähigkeit vorschreiben.
Sobald das Seil nicht mehr das Sechsfache der ge-
wöhnlichen Förderlast trägt, ist es sofort außer Betrieb
zu setzen. Jeder Förderkorb ist fernerhin mit einer
Fangvorrichtung versehen, die bei einem Seilbruch in
Tätigkeit tritt, um das Hinabstürzen des Korbes zu
verhindern. Im wesentlichen besteht sie darin, daß,
sobald das Seil reißt, einige Federn den Korb an der
Schachtwand festklemmen. Aber dieses Festklemmen
darf nicht zu plötzlich geschehen, da sonst der heftige
Ruck die Inassen des Korbes fast ebenso schädigen
würde, als wenn sie mit voller Gewalt auf der Schacht-
sohle aufschlügen. Aus diesem Grunde stehen die Federn
mit eisernen Keilen in Verbindung, deren dickes Ende
gewöhnlich nach unten gerichtet ist. Beim Seilbruch
werden diese Keile durch die Federkraft nach oben ge-
zogen, stemmen sich beim weiteren Fallen des Korbes
immer fester gegen die Führungsschiene der Förderungs-
anlage und heben so ganz allmählich die Wucht des



Vor der Einfahrt.

niedersausenden Korbes auf. Auch der Boden der Körbe ist jetzt auf Federn gestellt, damit der Aufstoß auf der



Obersteiger.

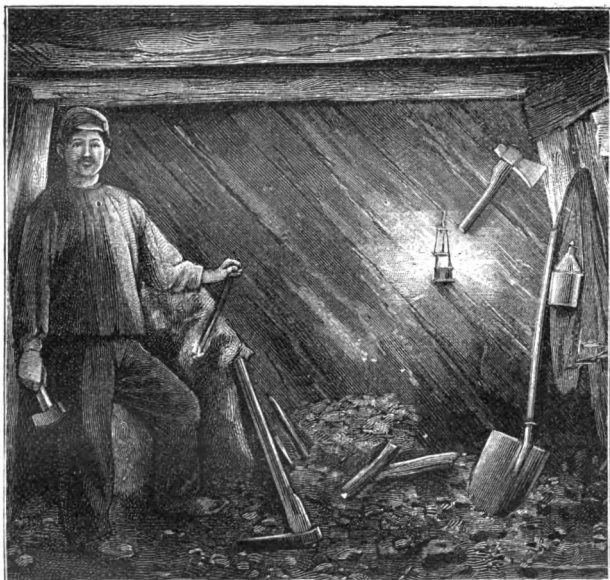
Schachtföhle bei den Einfahrten möglichst gemildert wird. Für alle wichtigen Teile der ganzen Anlage, sowie besonders für die Körbe ist stets zum schleunigen Ersatz eine ausreichende Reserve vorhanden.

Damit aus der Grube Signale nach oben gegeben werden können, sind in dem Schacht Glockenzüge oder elektrische Signalapparate angebracht, durch welche die Maschinenwärter über das Halten oder Ingangsetzen der Maschine benachrichtigt werden können. Außerdem ist aber noch eine besondere Vorrichtung getroffen, welche die Überwachung

des ganzen Förderbetriebes zu jeder Zeit gestattet.

An einer der Wände des Förderhauses erblicken wir ein eigenartiges bewegliches Modell, das den Plan des

Förberschachtes mit allen sich von ihm abzweigenden unterirdischen Strecken darstellt. Über dieses Modell gleiten beständig Eisengewichte, welche Zeiger tragen, auf und nieder. Diese Gewichte verfinnbildlichen die Förderkörbe, die genau in demselben Verhältnis im

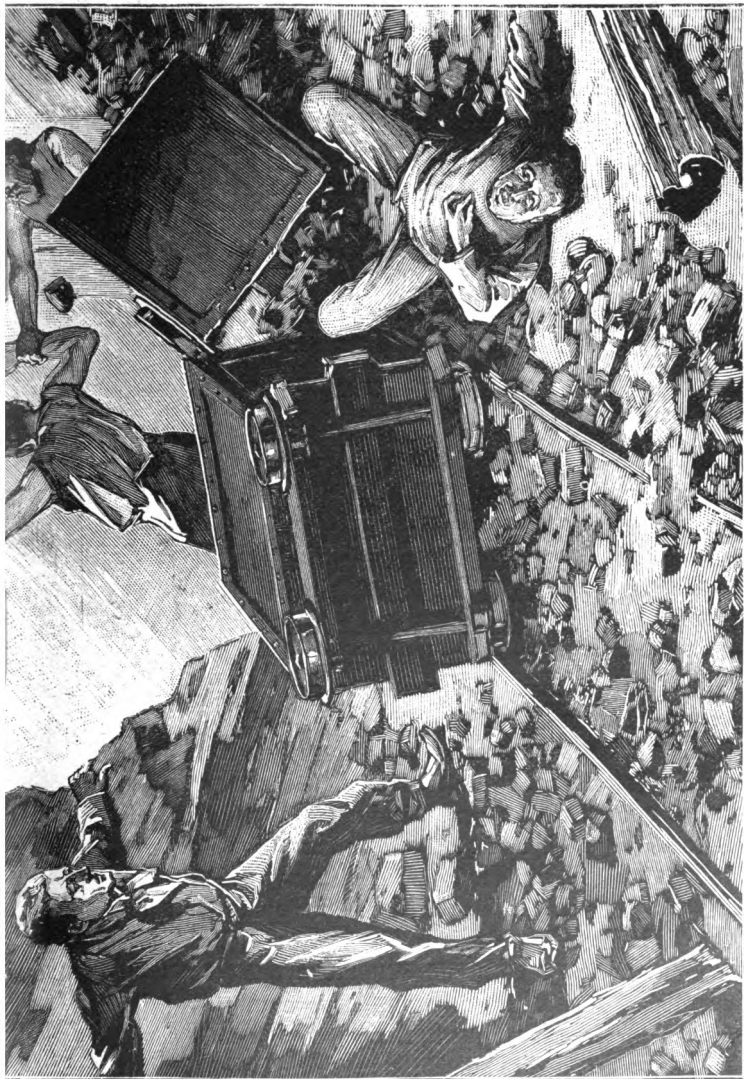


Mann, vor Ort arbeitend.

Schacht auf und nieder gehen. Aus dem Stand der Gewichte kann demnach der Maschinenwärter oder der Treibemeister, wie er auch genannt wird, jederzeit die Lage der Körbe in dem Förberschacht überblicken, so daß er auf die Sekunde weiß, wann der nächste Korb anfahren muß.

Wie schon erwähnt, steht der Schichtwechsel bevor. Jetzt ertönt aus der Tiefe das Signal: „Mannschaft



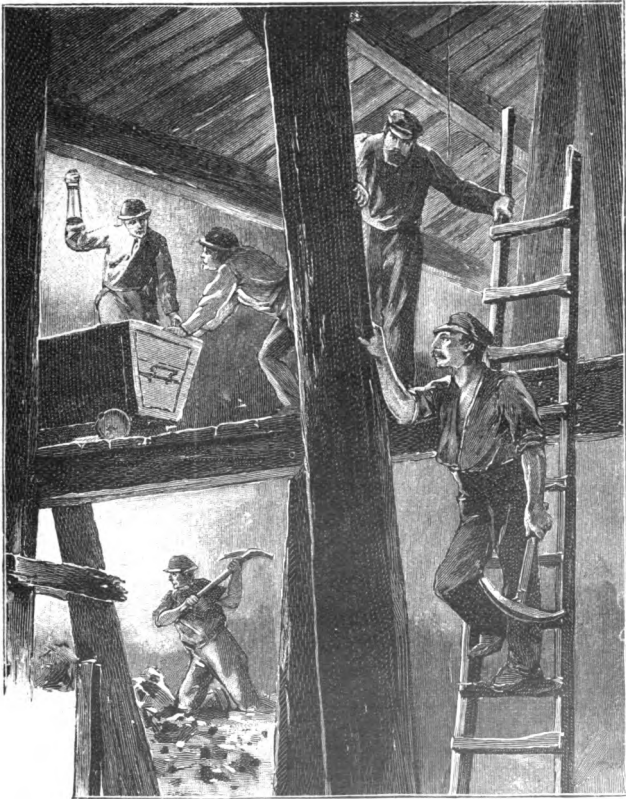


Schlagende Wetter.

im Förderkorb!" und alsbald schießt auch schon der erste Korb mit Bergleuten empor. Die Männer sind von der Arbeit abgesspannt, erhitzt, beschmutzt und durchnäßt und eilen schnell nach den Waschlauen und Garderoben, um sich zu reinigen und die Kleidung zu wechseln. Während der Schicht werden die Alltagskleider der Belegschaft in weiten Räumen gelüftet, durch welche Exhaustoren einen starken Luftstrom hindurchtreiben. Dasselbe findet übrigens auch mit der Arbeitskleidung statt. Inzwischen ist auch die Belegschaft für die neue Schicht angetreten. Der Obersteiger verliest die Namen der ihm zuerteilten Leute und gibt einem jeden die erforderlichen Anweisungen. Jetzt sind die Bergleute zur Einfahrt bereit. Sie besteigen die ankommenden Förderkörbe und verschwinden im nächsten Augenblick in dem dunklen Schacht.

Auch wir wollen in Begleitung eines Bergwerksbeamten uns in die Tiefe begeben. Wir legen einen Bergkittel an, schnallen uns das Rückenleder um, setzen den schweren Berghut auf, stecken die Sicherheitslampe vor die Brust und treten in einen der Förderkörbe. Ruhig und gleichmäßig, aber für unser Gefühl sehr schnell, trägt uns der Korb hinab. Es ist uns, als fielen wir haltlos immer tiefer und tiefer. Das Raunen der Wasserhaltungen, die die Grubenwässer emporheben, und der Wetterführungen, die für die Ventilation der Strecken sorgen, schlägt geheimnisvoll an unser Ohr. Ab und zu huschen wir an Stolleneingängen vorbei. Endlich verlangsamt sich die Fahrt, und leise und sanft setzt uns schließlich der Korb auf die Schachtsohle. Wir befinden uns jetzt mehr als 800 Meter unter der Erdoberfläche. Da unser Bergwerk eine sogenannte heiße Grube ist, deren Durchschnittstemperatur gegen 30 Grad Reaumur beträgt, so umgibt uns eine schwüle, stickige

Luft. Hier, am Ende des Förderschachtes, ist der Mittelpunkt des ganzen Grubenbetriebes, wo von allen



Gefährliche Arbeit.

Seiten her die Kohlenwagen zusammentreffen, um in den Körben emporgehoben zu werden.

Wir verlassen jetzt den Förderkorb und schreiten eine der ausgemauerten und erleuchteten Strecken, auf

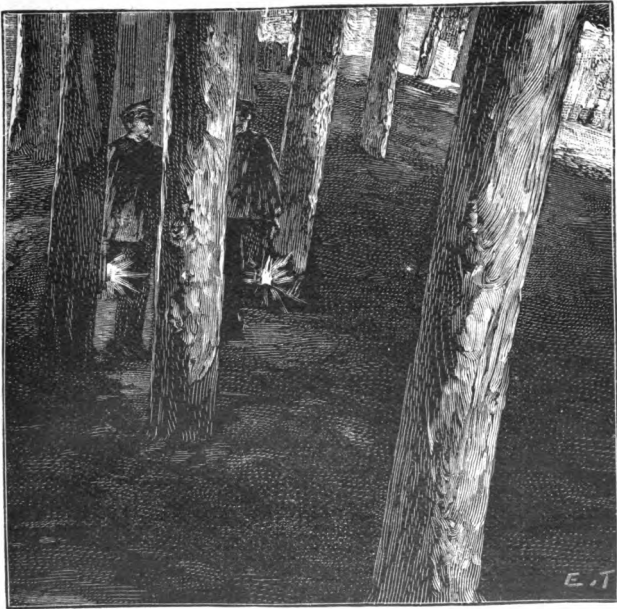
deren Boden sich doppelte Schienengleise für die Kohlenwagen und ausgemauerte Rinnsale für das Grubenwasser hinziehen und an deren Decke Röhren für die Lüftung verlaufen, entlang, um die Arbeit „vor Ort“, wie es in der Bergmannsprache heißt, zu beobachten.



Ein Kohlenflöz.

Der hohen Temperatur wegen halbnaakt, nur mit den Hosen bekleidet, sind die Bergleute beschäftigt, die Kohle mit den Keilhauen aus dem Flöz loszubrechen. Unser Flöz hat eine Mächtigkeit von 12 Meter, und so entstehen denn bald durch die angespannte Tätigkeit der Häuer beträchtliche Hohlräume, die zur Sicherung der Arbeitenden mit Zimmerung, Eisenträgern und Mauer-

werk gestützt werden müssen. So wie hier vor uns wird an vielen Orten der Grube die Kohle „hereingehauen“, wie sich der Bergmann ausdrückt. Wollten wir das ganze Flöz verfolgen, so müßten wir einen weiten Weg über Grundstrecken, Querschläge, Galerien



Zimmerung.

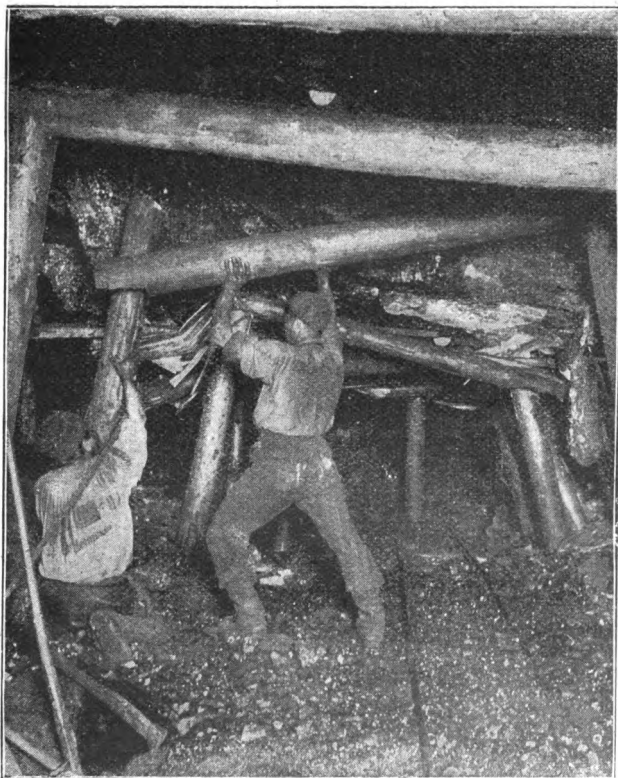
und Leitern zurücklegen. Festere Massen werden gewöhnlich losgesprengt.

Damit die Sprengschüsse ihre volle Wirkung entfalten, ist es nötig, das Flözstück, das losgesprengt werden soll, an seinen Seiten freizulegen. Zu diesem Zweck wird ein enger, aber möglichst tiefer Einschnitt in der Ebene des Flözes mit den Keilhauen ausgehauen.

Man nennt diese Arbeit das „Schrämen“. Man wählt dafür einen möglichst milden Streifen des Flözes oder eine in demselben befindliche Schiefer-tonlage und haut sie bis auf einen Meter heraus. Jetzt müssen die Sprenglöcher angelegt werden, die die Sprengladung aufnehmen. Der Häuer nimmt dazu den Bohrer, eine gußstählerne Stange mit meißelartiger Spitze, in die linke Hand, dreht ihn fortwährend herum und schlägt zugleich mit dem Fäustling, einem drei Pfund schweren Hammer, auf den Kopf des Bohrers. Vielfach verwendet man auch Bohrmaschinen, deren Bohrer sich entweder stoßend eingraben oder, wenn sie aus gezähnten Ringen bestehen, die mit Diamanten besetzt sind, sich kreisförmig einschneiden. Als Sprengstoff benützt man Sprengpulver, Sprenggelatine, Dynamit und gepresste Schießbaumwolle. Die Sprengarbeit bleibt trotz aller eingeführten Verbesserungen immer gefährlich. Ist das Loch abgebohrt, so wird die Papierpatrone mit dem Sprengpulver an eine lange kupferne Nadel gespießt und mittels derselben an das Ende des Bohrlochs gebracht. Dann wird ein kleiner Holzpfropf aufgesetzt, der eine Spur für die Nadel hat, und darauf das ganze Bohrloch mit trockenem Lehm, den sogenannten „Wolchern“, mittels Stampfer und Fäustel ausgestopft und festgeschlagen. Währenddem wird aber von Zeit zu Zeit die Nadel gezogen, damit sie nicht zu fest eingerammt wird, da sie wieder herausgezogen werden muß. Ist das Bohrloch geladen und die Nadel daraus entfernt, so wird der Zünder, an dessen oberem Ende ein starker Schwefelfaden befestigt ist, behutsam in die Öffnung eingebracht. Der Häuer ruft jetzt zur Warnung für die Umgebung: „Angesteckt!“ Jetzt zündet er den Zünder an, ruft: „Brennt!“ und flüchtet eiligst aus dem Bereich des Sprengloches. Ein dröhnender

.....

Knall, der in dem engen Raum zugleich einen starken Luftdruck hervorbringt, zeigt an, daß die Sprengung ihre Wirkung getan hat. Schlägt jedoch der Zünder

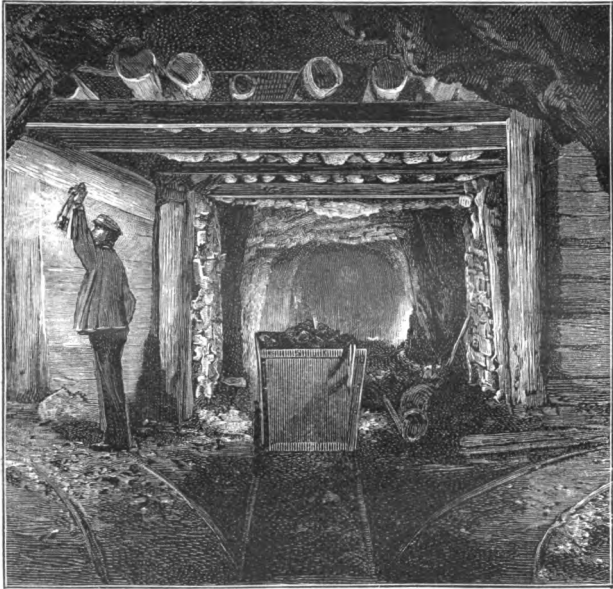


Bruchgefahr.

nicht auf das Pulver im Bohrloch oder verklümmert er wirkungslos, dann kann es vorkommen, daß, wenn der Häuer den Zünder wieder aus dem Bohrloch herausziehen muß, noch ein Fünkchen vom Zünder auf das

.....

Pulver niederfällt, und der Schuß sich noch nachträglich entladet. Schwere Verletzungen oder gar der Tod sind dann für den Häuer die sichere Folge dieser unvermuteten Explosion. Aber selbst wenn sich ein solcher Zwischenfall nicht ereignet, ist noch nicht alle Gefahr vorüber.



Pferdestrecke, sich dreifach teilend.

Denn oft ist die Wirkung des Schusses größer, als angenommen wird. Breite Wände hängen vielfach nur noch ganz wenig mit ihrer Umgebung zusammen, so daß sie bei der geringsten Berührung niederstürzen. Es muß daher stets sehr sorgfältig geprüft werden, ob nicht etwa ein unerwartetes Niedergehen lockerer Massen zu befürchten ist.

Die Kohlenflöze haben eine sehr verschiedene Mächtigkeit

keit. Sie schwankt zwischen 1 und 15 Meter. Die schwächeren Flöze lohnen indessen nicht den Abbau, und man nimmt sie darum gar nicht in Angriff. In vielen Kohlengebieten lagern 10, 20, 30 und mehr Flöze übereinander. In Nordamerika sind sogar 130 übereinanderliegende Flöze gezählt worden.

Auch die horizontale Ausdehnung der Steinkohlen-



Pferd, Kohlenwagen (Kunde)
ziehend.

felder ist meist recht bedeutend. In Westfalen bedecken mehrere Steinkohlenflöze einen Raum von 8 bis 10 Quadratmeilen. Einige englische Flöze sind 25 bis 30 Quadratmeilen groß, und das Pittsburger Flöz in Pennsylvanien umfaßt sogar 690 Quadratmeilen. Man kann an der Lagerung der Flöze noch heute die Art ihrer Entstehung erkennen. Die Kohlen sind eine Bildung von Sumpfpflanzen, die in weiten Becken und Mulden

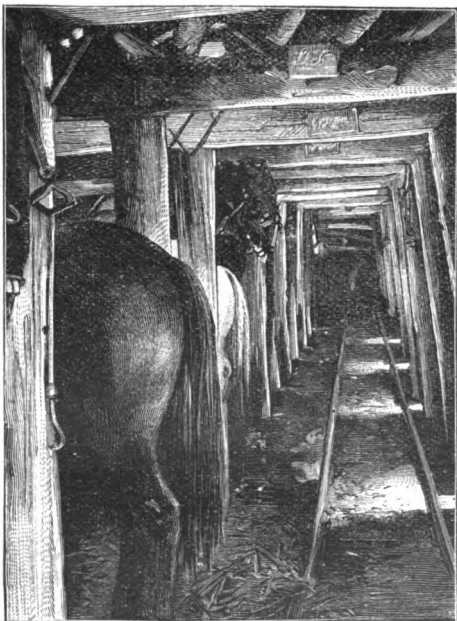
des Festlandes wuchsen. Riesige Farnkräuter mit dicken, 16 bis 20 Meter hohen Stämmen und zierlich zerteiltem Laubwerk, baumhohe Bärlapparten, wie die Siegelbäume und Schuppenbäume, mannsstarke Rohrgewächse und Vorläufer der heutigen Palmenarten waren es, die in der Urzeit in den weiten Sümpfen in drängender Fülle wucherten. Jahr um Jahr sanken Hunderte der Baumriesen, vom Alter zermorcht oder von gewaltigen Stürmen gebrochen, in das morastige Sumpfbett. Aber auch große Überschwemmungen trugen zur Schaffung der Kohlenlager bei. Die angeschwollenen Flüsse, die in die Sumpfbecken mündeten und sie überfluteten, ließen ihre Sinkstoffe, Sand, Ton und Gesteinstrümmer, fallen, und infolge einer oftmaligen Wiederholung der Überschwemmungen in dieser regenreichen Erdperiode legte sich allmählich eine feste Decke über den Sumpf und die in ihm begrabenen Baumleichen. Die Decke wuchs und wurde stärker und stärker, bis auf dem trockenen Lande durch die Stauung der hindurchströmenden Flüsse oder Verschiebungen in der Erdrinde sich in den Becken abermals die Wasser ansammelten und von neuem Sümpfe entstanden. Jetzt siedelten sich wiederum in den Morästen Sumpfbäume an, die ebenfalls in das feuchte Bett hinabsanken. Nach langen Zeiten kam es zum zweiten Male zu Überschwemmungen, durch deren Sinkstoffe abermals eine feste Decke über die gefallen Baumstämme gelegt und der Sumpf allmählich ausgetrocknet wurde. Dieses Wechselspiel wiederholte sich im Verlauf der Jahrtausende vielfach, so daß sich Sumpfsbaumanhäufungen mit Lagern von Ton, Schiefer, Sand und Geröll in der Weise übereinanderschichteten, wie wir es jetzt in den Kohlenruben vor uns sehen.

In den Kohlenruben wendet man meist als Abbaumethode den Strebbau an, weil hier genug taube

Massen zum Versatz der abgebauten Flächen vorhanden sind, und das Hangende gewöhnlich ein gutes, nicht kurzklüftiges Dach abgibt. Dabei wird das zwischen zwei Grundstrecken liegende Abbaufeld, indem man von einem Schachtsicherheitspfeiler ausgeht, nach der Grenze des Abbaufeldes

zu in 10 bis
15 Meter
breiten Strei-
fen, den Stre-
ben, ver-
hauen und
der im Rücken
der Säuer
entstandene

Hohlraum
immer sofort
mit taubem
Gestein aus-
gefüllt. Zur
Förderung
läßt man in
dem Berg-
versatz, wie
man das zur
Ausfüllung
dienende Ge-
stein bezeich-

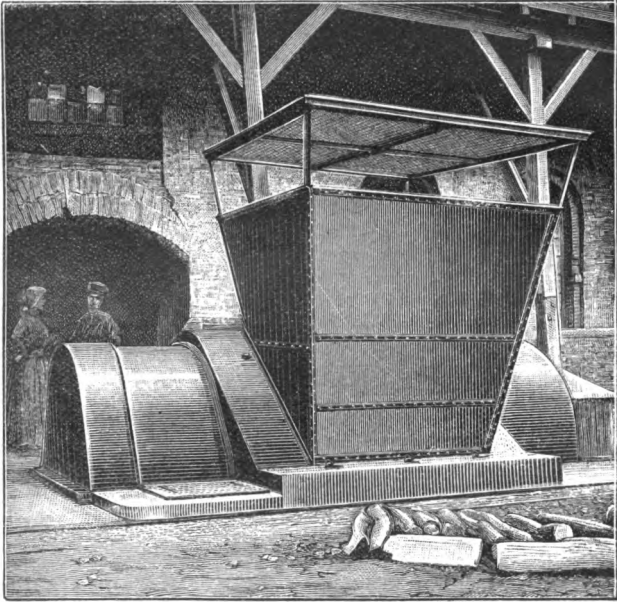


Unterirdischer Pferdestall.

net, schmale Strecken offen. Den Arbeitsraum zwischen den Streben und dem Bergversatz sichert man durch an das Dach angetriebene Rundhölzer, die Stempel. Nicht selten macht sich aber trotz dieser Sicherung der Gebirgsdruck geltend, und dann heißt es, die zum Bruch neigenden Strecken und Baue schnelligst durch

Stempel, Querhölzer oder auch durch Gewölbe sorgsam stützen und vor einer Verschüttung bewahren.

Die in dem Sumpfschlamm und zwischen den mineralischen Ablagerungen eingeschlossene pflanzliche Substanz fiel einer Zersetzung anheim, die die Verkohlung



Ventilator.

zur Folge hatte. Dieser Prozeß dauert auch noch heute fort. Ein Teil des Sauerstoffs verbindet sich mit dem Kohlenstoff zu Kohlenäure, während sich ein Teil des Kohlenstoffs mit Wasserstoff zu Kohlenwasserstoffen vereinigt. Diese Kohlenwasserstoffe oder, wie sie der Bergmann nennt, das Grubengas, sind die Ursache der mit Recht so gefürchteten „schlagenden Wetter“, die schon

Tausenden von Bergleuten einen frühen Tod bereiteten.
Nicht alle Flözze sind gleich stark mit Grubengas ge-



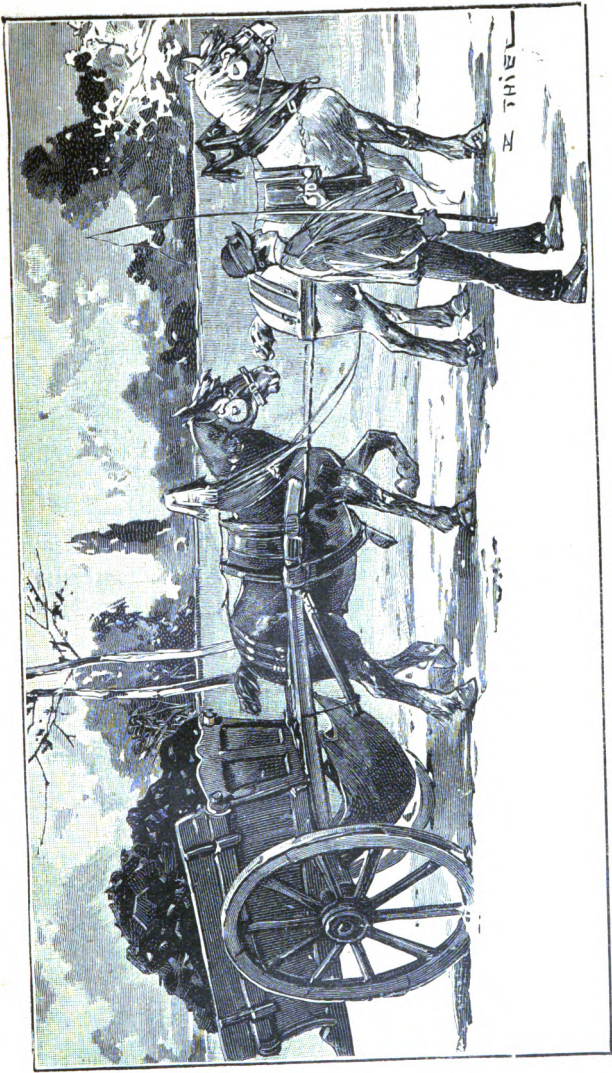
Arbeiterin am Hund.

schwängert, und nicht einmal alle Teile eines und des-
selben Flözzes haben den gleichen Gehalt an diesem ver-
derblichen Gas. Auch der Druck, mit dem das Gas
aus dem Flöz heraustritt, wechselt. Ist der Barometer-

stand niedrig und der Luftdruck gering, so strömt das Grubengas in größeren Mengen aus.

Oft ist eine Explosion schlagender Wetter auf eine Unachtsamkeit der Bergleute zurückzuführen. Die stete Gefahr macht sorglos. Trotzdem die strengsten Vorschriften darüber bestehen, die Sicherheitslampen nicht zu öffnen oder irgendwie anderweitig Licht anzuzünden, werden diese Verordnungen zweifellos doch oft genug überschritten und, wenn es das Unglück will, entladet sich an einer vor kurzem vielleicht noch ganz sicheren Stelle verheerend und verwüstend ein schlagendes Wetter! Ebenso gefährlich wird zuweilen den Bergleuten die aus den Flözen austretende Kohlenensäure. Die Kohlenensäure sinkt infolge ihrer Schwere zu Boden und legt sich in Schwaden auf die Sohlen der Grubenstrecken. Da sie geruchlos ist, so ahnt niemand ihre Gegenwart. Einer der Häuer läßt vielleicht eine Reilhaue fallen, er bückt sich nach ihr, um sie aufzuheben. Dabei gerät er in den Kohlenäureschwaden und stürzt im nächsten Augenblick ohnmächtig nieder. Ist keine Hilfe zur Hand, so ist er in wenigen Minuten der Einwirkung der Kohlenensäure erlegen.

Den einzigen Schutz gegen die Ansammlung von Grubengas und Kohlenensäure bildet eine gute Lüftungseinrichtung. Zur Lüftung ganzer Grubenbaue verwendet man Wetteröfen und große Ventilatoren. Die Wetteröfen werden über oder unter Tage angelegt. Sie erhitzen und verdünnen den austreichenden Luftstrom und beschleunigen dadurch seinen Abzug. Die Ventilatoren werden gewöhnlich über Tage an der Öffnung des Wetter-schachtes aufgestellt. Im wesentlichen bestehen sie aus gewaltigen Flügelrädern mit einem Durchmesser von 12 Meter und mehr, die durch Dampfmaschinen bewegt werden. Dadurch wird die Grubenluft an-



Kohlenfuhr.

gesaugt und ausgeblasen. Die Flügelräder sind in eiserne Gehäuse eingelassen.

Stauberplosionen und Wassereinbrüche gefährden weiterhin das Leben des Bergmanns. Auch bei der Förderung der Kohlen in den Grundstrecken kommen öfters Unglücksfälle vor. In unserer Grube gehen die niedrigen Hunde bis an die Arbeitstätten der Häuer hinan. Brücken, Bühnen und andere Gerüste sind nötig, um die Schienengleise bis nach allen Punkten des Abbaus heranzuführen zu können. Schnell werden die Wagen von den Wagenstößern oder Schleppern beladen, darauf bis zum nächsten Bremsberg, einer Streckenstelle, die mit einer Bremsvorrichtung versehen ist, geschoben und laufen nun von hier ab an einem Drahtseil durch ihre eigene Schwere bis zur Förderstrecke hinab. Die sich daran anschließende Förderung auf sölhlicher Bahn bis zum Schacht geht in Zügen vor sich. Von allen Seiten stoßen hier die Gleise zusammen, und pünktlich und flink werden die ankommenden Hunde zu langen Zügen zusammengestellt, die nun von Pferden zum Förderort gezogen werden.

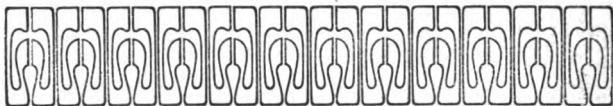
Die Pferde ertragen den Aufenthalt in den Gruben viele Jahre hindurch ohne Schaden. Wer sie in ihren unterirdischen Ställen beobachtet, wie sie lustig wiehern und mit Appetit den Hafer zermalmen, der wird über ihre Munterkeit und Frische erstaunt sein.

Wir besteigen jetzt einen Förderkorb, um wieder zur Oberwelt zurückzukehren. Heller und heller wird der Dichtschimmer, der zur Schachtmündung hereinfällt, und endlich haben wir wieder festen Grund und Boden unter den Füßen.

Sobald wir aus dem Schachtgebäude herausgetreten sind, werfen wir noch einen Blick auf die hohen Kohlenberge. Frauen und Mädchen sind in ihrer Nähe da-

mit beschäftigt, aus dem Kohlengut, das zur Sortierung nach Größe und Güte über Siebe, Rätter und Koste gleitet, Gesteinsstücke auszulesen. Unsere Grube hat für ihr Produkt einen guten Absatz. Auf dem Anschlußgleis stehen zahlreiche beladene Wagen zur Beförderung in die Ferne bereit, Karren und Lastfuhrwerke tragen die Kohlenlasten zu den Abnehmern in der Nachbarschaft, und so werden denn in kurzem die Schätze der Tiefe den Menschen alle die Dienste leisten, die ein jeder für seinen Teil von ihnen erwartet und fordert.





Das Altarbild.

Novelle von Paul Weise.



(Nachdruck verboten.)

Heller Frühlingssonnenschein lag über dem langgestreckten Dorfe Herstedt. Die roten Dächer der großen und kleinen Bauernhöfe lugten freundlich aus dem satten Grün der baumreichen Obstgärten.

Aus der weitgeöffneten Kirchentür tönte der Gesang der zum sonntäglichen Gottesdienst versammelten Gemeinde. Jetzt verstummte er, die Orgel klang in einem kurzen Nachspiel aus, und die Kirchgänger begannen zunächst einzeln, dann in dichteren Gruppen, das Kirchlein zu verlassen, das sich im Innern ebenso schmucklos erwies wie von außen.

Wahre Sonnenfluten drangen durch die schmalen hohen Kirchenfenster und lagen, von tausend Sonnenstäubchen durchflimmert, über dem schlichten Altar, den weißgetünchten Emporen.

Die Kirche hatte sich bald geleert. Nur in einer der vorderen Bänke, der sogenannten „Gutsbank“, die einen besonderen Eingang besaß, standen noch drei Personen plaudernd beisammen. Ein älterer, breitschultriger

Herr mit blondem Haar und Vollbart und der lebhaften Gesichtsfarbe der Landbewohner, der Gutbesitzer v. Bornstein-Muhagen, hatte soeben eine freundlich ausschauende ältere Dame begrüßt, die verwitwete Tante seines Pastors, die dem unverheirateten Neffen den Haushalt führte.

Von ihm wandte sich Frau Behrens der zierlichen, noch kinderhaften Mädchengestalt zu, die auf unruhigen Füßchen wippend neben ihrem Vater stand, und drohte ihr scherzhaft mit dem Finger. „Fräulein Ann'marie — Fräulein Ann'marie — Sie wachsen ja alle Tage mehr. Nun sind Sie mir doch richtig über den Kopf gewachsen! — Ich sag's ja, das junge Volk will immer oben hinaus. — Ja natürlich — da schauen Sie hin —“ unterbrach sie sich lebhaft und ihr ohnehin frisches Gesicht färbte sich noch höher. „So geht's aber allen! Nein, als ob man verheert wäre. Immer muß man dahin schauen, wo das verschwundene Bild gehangen hat. Ja, ja — es ist ein Glend!“ Sie seufzte hörbar. „Ach, bester Herr v. Bornstein, nun sind's schon sechs Wochen her, seit unser berühmter Rubens spurlos verschwunden ist!“

„Sechs Wochen und zwei Tage, Tante Behrens!“ unterbrach sie die helle Stimme des jungen Mädchens.

Der Gutbesitzer lachte dröhnend auf. „Ja, Maunz, du hast dich auch, als sei das olle Ding's dir expreß aus der Tasche gestohlen worden!“

„Aber Batti!“ rief Annemarie empört. Dann fuhr sie im Tone eines Führers fort, der seine eingelernte Vitanei herunterschnurrt: „Das Jüngste Gericht — Kunstwerk aus dem siebzehnten Jahrhundert, aus der Schule Rubens', mutmaßlich von dem Meister selbst stammend — anscheinend eine Vorstudie zu seinem berühmten Meisterwerke und so weiter — und so weiter!“

— Wie heißt's in den alten Kirchenbüchern? — Richtig: Geschenk der altadeligen, wohlhabenden Familie von und zu Breden, auf Schloß Breden-Bewerloh, gestiftet zum Dank für glückliche Errettung aus großer Feuersnot. Ein Wert im Wert von mindestens zehntausend Talern. — Heißt's nicht so?" wandte sie sich lebhaft zu dem Pastor, der, vom alten Küster Brunke gefolgt, eben aus der Sakristeithür trat.

„Aber Kind,“ rief der Gutsbesitzer lachend, „das von dem Wert stimmt doch nicht mehr! Die das geschrieben in den alten Kirchenbüchern, hatten keinen rechten Begriff davon; jetzt ist es sicherlich ein paar tausend Talerchen mehr wert — nicht wahr, Herr Pastor?“

Pastor Ahrend, eine hohe Gestalt, leicht vornübergeneigt, mit einem blassen, feinen Gesicht, nickte bedächtig, ohne etwas zu erwidern.

Erst nach herzlicher Begrüßung des Gutsbesitzers und seiner Tochter wandte er sich um und hob die ernstesten Augen zu der weißgetünchten Wand hinter dem Altar, wo inmitten eines größeren hellen Fleckes ein kleiner Stich, ein mit der Dornenkrone umwundener Christuskopf, hing. Aber er sagte auch jetzt nichts, nur seine Lippen preßten sich schmerzlich zusammen.

Der alte Küster hatte inzwischen die Altarlichter ausgelöscht. Auch er warf einen grämlichen Seitenblick auf die Stelle, wo das verschwundene Bild gehangen, dann humpelte er nach dem Kirchenfenster, durch das die Sonne ihre goldenen Ströme hereinschickte und daran die alte Linde draußen auf dem schmalen Kirchhoffstreifen mit grünen Zweigen pochte. Ein Griff an der Schnur und der zufallende Vorhang bewirkte eine wohlthuende Dämmerung in der stillen Grotte des weißgetünchten Kirchleins.

Nur durch einen schmalen Spalt drang ein goldener Strahl. Leuchtend und blühend tanzte er über die leeren Bänke, den grauen Steinfußboden, flimmerte in den goldblonden Flechten Annemaries v. Bornstein, über ihre rosigen Wangen und tauchte in die blauen Kinder-
augen, die ernsthaft an dem blassen Gesicht des Pastors hingen.

Die tiefe Stimme Bornsteins unterbrach das Schweigen. „Ein recht dürstiger Erfsatz, lieber Pastor,“ meinte er, auf das kleine Christusbild deutend.

Ahrend zuckte die Achseln. „Das ist wohl Ansichtssache,“ sagte er mit seiner weichen, angenehmen Stimme. „Mir speziell ist dieser Christuskopf sehr wert. Und du weißt ja, Bornstein, wie ich zu diesem sogenannten Rubens stand. Er hätte, war er wirklich echt, wohl in eine Galerie, aber nicht in eine Kirche gepaßt. Wenn ich dagegen diese strengen Linien des Christuskopfes ansehe, diese edle Reinheit, so sage ich mir, das muß erbauen, emporziehen, und wenn es auch nicht nach den Regeln der Kunst gemalt ist, wenn es auch kein „Kunstwerk ersten Ranges“ ist wie euer vielgepriesener Rubens.“

Seine sanfte Gelassenheit war nach und nach einer leichten Erregung gewichen, die in den Tiefen seiner stillen Augen ein ungewohntes Licht entzündete.

Frau Behrens sah besorgt zu ihm auf. Sie trat ungeduldig von einem Fuß auf den anderen und hatte mehrmals vergeblich versucht, ihn zu unterbrechen.

Jetzt legte sie ihre Hand energisch auf den Arm Annemaries und zog sie mit sich fort. „Kommen Sie, Kindchen. Wenn die beiden von dem verschwundenen Bild anfangen, werden sie so bald nicht fertig.“

Sie zog die leicht Widerstrebende mit sich den Mittelgang hinunter.

Bornstein hatte seinen Freund ruhig aussprechen lassen. Jetzt lachte er kurz auf. „Du bist und bleibst ein Barbar, geistlicher Herr. Such dir doch gefälligst eine Dorfkirche, die einen Rubens aufzuweisen hat! — Mensch — wenn dies wunderbare Bild mit seinen meisterhaft gezeichneten, wenn auch vielleicht etwas abstoßenden Gruppen nun auch wirklich keine Gnade fand vor deinen strengen Augen, immerhin muß selbst du doch zugeben: es war ein Kunstwerk!“

„Eben diese unruhige Anhäufung verzerrter Gestalten,“ erwiderte der Geistliche, „auf einem Altarbilde ist mir jederzeit ein Greuel gewesen. — Aber darin hast du recht,“ setzte er ruhiger hinzu, „dieses Kunstwerk war eben ein Wertstück, und deshalb —“

„Deshalb müssen wir wünschen, daß es wiedergefunden wird!“ unterbrach ihn Bornstein. „Schon weil — na, es ist ja geradezu ekelhaft, was alles geschwätzt wird.“

Er stockte, und sein Blick huschte forschend über das Gesicht seines Gegenüber. Aber der blieb still und verschlossen und sagte nichts.

„Wie stellt sich denn dein alter Brunke zu dem dummen Geschwätz?“ fragte nach kurzem Schweigen Bornstein weiter.

Der Pastor hatte sich abgewandt, und seine Augen schweiften das schmale Kirchenschiff entlang und durch die offene Kirchentür ins sommerliche Grün hinaus. Ein schmerzliches Lächeln umspielte seine schmalen Lippen. „Wer ist gefeit wider Verleumdung?“ sagte er endlich tieferrnst. „Man muß es eben tragen.“

Bornstein fuhr auf, seine Augen funkelten, seine Hand ballte sich. „Diese Schufte!“ stieß er heraus.

Die schlanke Gestalt des jungen Mädchens trat wieder in die Kirchentür, sonnenüberschüttet, ein Bild

goldener Jugend. „Watti,“ rief sie, „August sagt, die Pferde wollen nicht mehr stehen!“

„Ich komme gleich!“ rief Bornstein und wandte sich an der Seite des Pastors dem Ausgang zu. — „Höre, Freund,“ sagte er dabei hastig, „das geht so nicht weiter. Diese Gesel. von Gendarmen und Kriminalisten haben ja nichts herausgebracht, aber es muß noch einmal gründlich geforscht werden. Es müßte doch mit dem Bösen zugehen, wenn nichts gefunden würde.“

Pastor Ahrend machte eine abwehrende Handbewegung, aber er schwieg.

„Jawohl, es soll noch einmal alles genau untersucht werden,“ fuhr Bornstein heftig fort. „Ich lasse nicht locker — und ich begreife dich und deine Ruhe nicht! Gerade du müßtest doch darauf aus sein, die Sache endlich aufzuklären; statt dessen bleibst du untätig. Begreifst du denn nicht? Deine übertriebene Abneigung gegen das Bild ist ja landbekannt! Du hast durch deine beständigen Ausfälle gegen den abstoßenden Kubens ja genügend dafür gesorgt. Da tauchen nun so allerlei Gerüchte auf, blödsinnige natürlich, aber du mußt doch unbedingt wünschen, daß diesen Klatschereien der Boden entzogen wird, daß das Bild wieder zum Vorschein kommt! Aber im Gegenteil, du zeigst dich geradezu befriedigt! Das könnte auch anderen als den dicken Schädeln deiner Bauern verwunderlich vorkommen.“

Bornsteins scharfer Blick streifte flüchtig das verschlossene Gesicht seines schweigsamen Gefährten.

Nun blieb er stehen, reckte sich hoch auf und fuhr fest und bestimmt fort: „Also — ich will dir sagen, was ich tun werde. Schon seit ein paar Tagen geht mir das im Kopf herum. Ich könnte ja einen besonders findigen Polizisten kommen lassen, aber —“ er räusperte

sich — „na, die Sache käme dann doch an die große Glocke, womöglich hätte man noch amtliche Scherereien und so weiter. Da ist mir denn ein famoser Gedanke gekommen oder vielmehr, er ist mir eigentlich meuchlings beigebracht worden. Wie ich nämlich neulich mal wieder nach der Residenz fahre, treffe ich in der Bahn den ollen Werdenbeck — habe wohl schon von dem alten Knaben erzählt, der da hinten im Kalenbergischen auf seiner Klitsche sitzt. Na, der hatte nun natürlich auch von dem Diebstahl gehört und fragte mich vom Hundertsten ins Tausendste. Und als ich anfangs, mich über seinen Wissensdrang zu wundern, kommt's heraus. Seit ein paar Wochen ist also ein Nefte bei ihm zu Besuch, ein Amtsrichter — dahinten aus dem Pofenschen. Der hat eine besondere Vorliebe für solche Kriminalfälle, soll auch früher schon sich viel mit so was beschäftigt haben. Na, kurz und gut — der Alte sagte, sein Nefte interessiere sich glühend für die Sache, ob er den mal schicken solle. Der werde bald Licht in die Geschichte bringen. — Zuerst lachte ich über den Vorschlag, aber nach und nach kam mir der Gedanke immer wieder. Versuchen könnte man's ja. Ich werde also dem Werdenbeck schreiben, ob sein Nefte herüberkommen will zu mir und sich die Sache mal ansehen.“

„Batti — Batti!“ Annemaries rosiges Gesicht lugte durch die Kirchentür. „August sagt —“

„Ja, ja — ich komme schon! — Na also, lieber Freund,“ Bornstein schüttelte dem Pastor kräftig die Hand, „ich denke, die Geschichte soll sich machen, und das verflixte Bild kommt wieder an das Tageslicht. — Wünsche wohl zu speisen — auf Wiedersehen!“

Ein paar Tage später stand Herr v. Bornstein mit einbrechender Dunkelheit auf der kleinen Station Her-

stedt, die einsam im Felde lag. Das Dorf, dessen hochgelegene Kirche sich malerisch gegen den rötlichen Abendhimmel abhob, zog sich langgestreckt tiefer in der Niederung hin.

Der Personenzug traf mit einiger Verspätung ein, und Bornstein trat rasch auf den Herrn zu, der als einziger Reisender den Zug verließ. „Mein Name ist Bornstein. Ich habe gewiß das Vergnügen —“

„Amtsrichter Lorenz —“ stellte der Angeredete sich vor.

Bornstein schüttelte ihm die Hand. „Kommen Sie, Herr Amtsrichter, kommen Sie! Bin Ihnen sehr zu Dank verpflichtet, daß Sie mich nicht im Stich gelassen. Kann Ihnen sagen, ich war sehr erfreut, als ich Ihre zusagende Antwort auf meinen Brief erhielt.“

„Ihr verschwundener Rubens interessierte mich, seit ich bei Werdenbeds davon hörte. Ihre Bitte, mich mit der Angelegenheit zu beschäftigen, war mir daher sehr erfreulich. Ob ich Ihnen aber wirklich werde von Nutzen sein können, Herr v. Bornstein, ist eine andere Frage.“

Die beiden Herren hatten das kleine Stationsgebäude umschritten und einen Jagdwagen bestiegen, auf dem der Handkoffer des Amtsrichters und ein größerer des Gutsbesizers schon Platz gefunden. Bornstein, der mit einem früheren Zuge von einer Reise heimgekommen, schwang sich neben seinen Gast auf den Fahrbock und ergriff die Zügel.

Ein paar Minuten, nachdem sie die Station verlassen, überschritt die Chaussee die Bahngleise und senkte sich dann talwärts der fruchtbaren Ebene zu, die sich bis zu dem im Abendnebel verschwimmenden Höhenzuge am Horizonte ausdehnte.

Der Amtsrichter war ein Mann etwa in der Mitte

der Dreißig, mit festen, etwas verschlossenen Zügen und schmalen, lebhaft blizenden Augen. Er nahm tief aufatmend den Hut ab und strich mit der Hand über sein Haar. „War das eine Hitze im Zuge! Da tut die Abendluft gut. — Das Dorf dort ist wohl Herstedt?“

Vornstein nickte. „Ganz recht — das ist das Feld Ihrer zukünftigen Tätigkeit. — Und nun sagen Sie mal, wertester Herr Amtsrichter, bei Ihren ausgesprochen kriminalistischen Neigungen — warum sind Sie da nicht Staatsanwalt geworden? Das müßte Ihnen doch näher liegen als die Richterlaufbahn?“

Der Amtsrichter seufzte leicht. „Ja — das sind so die Verhältnisse. Man kann nicht immer, wie man will. Und was Sie meine „kriminalistischen Neigungen“ nennen, so ist das mehr eine kleine Privatliebhaberei von mir. Na, und es ist mir ja auch schon mehr als einmal geglückt, ganz in der Stille allerhand Aufklärungen zu schaffen und Entdeckungen zu machen.“

„Und die übermitteln Sie dann der Polizei?“

Der Amtsrichter lachte. „O — ich habe gute Freunde unter den Berufskriminalisten, die nehmen natürlich einen Wink mit Dank entgegen. Hier nun hoffe ich speziell Ihnen nützen zu können. Onkel Werdenbeck kennt meine Leidenschaft, er stimmte gleich zu, als ich ihm meinen Entschluß mitteilte, den Rest meines Urlaubs bei Ihnen zuzubringen. — Übrigens scheint es so unglaublich, daß ein so großes Gemälde spurlos verschwinden kann!“

„Sie sind also schon orientiert, Herr Amtsrichter?“

„Gewiß, ich habe die Sache in den Zeitungen verfolgt. Das wertvolle Altarbild ist aus der Kirche gestohlen worden, und es ist bis jetzt noch nicht gelungen, eine Spur des Bildes wie des Diebes aufzufinden.“

Der Gutsbesitzer nickte. „Stimmt! — Und nun

sind es schon Wochen her, und das Bild kommt nicht wieder zum Vorschein. Dagegen schießen die albernsten Verdächtigungen wie die Pilze aus der Erde. Diese Eitel von Gendarmen hier können einen zur Verzweiflung bringen durch ihre Unfähigkeit, ihre grenzenlose Borniertheit! Ich bin schon selbst auf die Suche gegangen, aber es ist wie verhext — ich kann keinen Schritt weiter. Nun hab' ich Sie zu Hilfe gerufen und denke, nun werden wir der Sache schon auf den Grund kommen! — Na, hier sind wir erst mal zu Hause! Ich hoffe, es soll Ihnen auf Gut Auhagen gefallen."

Der Wagen hielt vor einem stattlichen Hause, das den geräumigen Gutshof nach einer Seite völlig begrenzte.

Der Gutsbefitzer sprang vom Wagen, warf die Zügel dem Kutscher zu, der während der Fahrt hinten gefessen, und ließ Lorenz in die große Diele treten, die schon durch eine mächtige Hängelampe erleuchtet war. Eine breite, altersgeschwärzte Treppe führte zum ersten Stock hinauf, wo viele Türen auf einen geräumigen Vorplatz mündeten.

"Darf ich bitten —" Bornstein öffnete eine Tür und trat mit Lorenz in sein großes Arbeitszimmer, das nur mäßig durch eine grünverhangene Lampe erhellt war.

Aus dem tiefen Lehnstuhl am Schreibtisch flog eine hellgekleidete Mädchengestalt den Herren entgegen und in des Vaters ausgebreitete Arme.

Der Amtsrichter war zurückgetreten und betrachtete lächelnd die Wiedersehensfreude der lebhaften kleinen Person.

"Batti war drei Tage fort!" sagte sie entschuldigend und wandte sich so plötzlich zu Lorenz herum, daß die langen goldblonden Zöpfe wie gleißende Schlangen herumfuhren.

„Hast du denn den Wagen nicht gehört, Maunz?“ fragte Bornstein und strich mit seiner großen Hand zärtlich über den glatten Scheitel seines Kindes.

„Ich war ja eingeschlafen — bombenfest! — Aber, denke doch nur, Batti — denke doch —“

„Nanu — was ist denn wieder los?“

„Weißt du, was die Leute jetzt wieder behaupten?“

„Keinen Schimmer.“

„Nein — kannst du auch nicht! Sie sagen, Pastor Ahrend hätte das Altarbild ge—stoh—len!! — Ist das nicht zum Schreien?“

Bornstein drehte die wirbelige kleine Dame ein paarmal um sich selbst und dann zur Tür hinaus, wobei sie in hellen Tönen protestierte, und sein dröhnendes Lachen das kleine Zimmer erfüllte. Als er aber die Tür hinter ihr geschlossen hatte, wandte er sich sehr ernst zu Lorenz zurück.

„Das Kind hat nämlich recht, Herr Amtsrichter! Diese Bande entblödet sich nicht, meinen jungen Freund Ahrend zu verdächtigen! Ein Mensch, der viel zu gut ist für diese Welt — so ein weltfremder Träumer, der sein Amt geradezu heilig auffaßt — heilig, sage ich Ihnen!“ Und er schlug mit gebällter Faust auf den Tisch. „Und diese Esel, die ihrem Schöpfer auf den Knien danken sollten, daß er ihnen solch einen Mann in ihr dürftiges Nest gegeben, die — die —! — Na — es hat weiter keinen Zweck, sich zu ärgern, aber — es ist doch zum Davonlaufen. — Aber kommen Sie, lieber Freund, wir wollen lieber erst mal einen ordentlichen Happen essen und einen guten Tropfen darauf gießen. Habe da einen ganz sublimen Ahmannshäuser — Fünfundsiebziger!“

Er schnalzte mit den etwas dicken Lippen und kniff die hellen Augen bedeutungsvoll zu.

Im Speisesaal, der Lorenz durch seine Größe und üppige Ausstattung überraschte, wurde er der Frau des Hauses, einer unbedeutend aussehenden, ältlichen Dame, den drei jüngeren Kindern und der Erzieherin vorgestellt, einem einfach und angenehm aussehenden jungen Mädchen, an dem die Kinder sehr zu hängen schienen.

Das Abendessen dauerte lange. Es war ein weit üppigeres Mahl, als Lorenz hier auf dem Lande erwartet hatte.

Die beiden Herren trugen die Kosten der Unterhaltung fast allein; die Dame des Hauses verhielt sich völlig schweigsam, nur Annemarie, der Backfisch mit den blonden Zöpfen, belebte die Unterhaltung durch eingestreute, meist drollige, aber sehr treffende Bemerkungen.

„Es ist zu schön, daß Sie gekommen sind, Herr Amtsrichter,“ rief sie diesem freudestrahlend zu, „nun wird die eklige Geschichte doch endlich einmal ein Ende haben!“

„Vorläufig bin ich noch nicht einmal beim Anfang,“ wagte Lorenz bescheiden zu erinnern.

„Das macht nichts — herausfinden werden Sie schon alles!“ entschied die Kleine zuversichtlich. „Das sieht man Ihnen ja schon von weitem an. Sie haben so etwas — — Durchdringendes.“

„Aber — Maunz!“

„Ja doch, Batti! — Ich meine so etwas — Unwiderstehliches.“

„Ann'marie!“ rief nun auch die Erzieherin mahnend.

„Maunz, du bist famos!“ Der Gutbesitzer lachte schallend und schlug Lorenz jovial auf die Schulter.

„Na, Sie unwiderstehlicher Durchdringender, bilden Sie sich bloß nichts Verkehrtes ein! Sie sehen wohl schon, wie's gemeint ist!“

Der Amtsrichter lachte gutmütig. „Ihr schönes

Zutrauen ehrt mich, mein liebes Fräulein," sagte er. "Ich werde mir die größte Mühe geben, es zu verdienen."

Es war ihm übrigens durchaus nicht angenehm, daß sein Vorhaben so vollständig öffentlich behandelt wurde. Er hatte auch seinem Wirt gegenüber bereits einen bezüglichen Wunsch geäußert, war aber bei dem jovialen Gutsbesitzer auf absolute Verständnislosigkeit gestoßen.

Am anderen Morgen lachte die helle Sonne in den Garten mit seinen uralten Bäumen, hellauf zwitscherten die Vögel ihr Morgenlied.

Es war noch sehr früh am Tag, noch nicht sechs Uhr, aber ein Blick aus dem Fenster auf den Gutshof belehrte den Amtsrichter, daß hier schon das Leben in vollem Gange war. Rasch setzte er seinen Hut auf und begab sich hinunter.

Lorenz sprach eine der ihm begegnenden Mägde an und fragte nach dem nächsten Weg zum Dorfe.

Die Magd grinste über das ganze Gesicht. "Sie wollen wohl nach der Kirche? Gehn Sie man da um die Ecke und dann immer den Damm lang."

Der Amtsrichter ärgerte sich. Das schien Bornstein ja gut gemacht zu haben. Alle Welt mußte augenscheinlich bereits, was er hier wollte. Das konnte ihm seine Aufgabe schön erschweren!

Er hatte bald den Hof verlassen, ein Nebengebäude umschritten und befand sich auf einem Damm, der sich den Fluß entlang zog. Augenblicklich war niedriger Wasserstand; trübe und bleigran zwängten sich die Fluten dahin.

Nach etwa halbstündiger Wanderung stand er auf dem Dorfplatz, in dessen Mitte auf einem kleinen Hügel

sich die Kirche erhob. Rechts davon, von uralten Lindenbäumen fast ganz verdeckt, stand ein hübsches, freundliches Haus mit weißen Gardinen an den Fenstern und hellgrün gestrichenen Fensterläden. Das mußte das Pfarrhaus sein.

Lorenz schritt die ausgetretenen Sandsteinstufen hinauf und drückte auf die altertümlische Messingklinke. Die Tür war unverschlossen.

Er trat in den dämmerigen Hausflur. Durch die gegenüberliegende, halboffene Gartentür drang ein breiter Streifen Sonnenschein in den kühlen Hausgang.

„Guten Morgen!“ rief er laut, da niemand sichtbar wurde.

„Guten Morgen — guten Morgen!“ antwortete eine sanfte Männerstimme, aber niemand erschien. Es blieb alles still wie bisher.

Lorenz räusperte sich und ging mit knirschenden Schritten auf den unebenen Sandsteinplatten hin und her.

Auch das half nichts, nur vom Garten schlich ein getigertes Käzchen die Stufen empor und setzte sich, in den dämmerigen Flur blinzeln, auf die Schwelle.

Der Amtsrichter öffnete auf gut Glück die Tür zur Linken. Sie führte in eine freundliche Stube mit Blumen an den Fenstern und einem gedeckten Kaffeetische in der Mitte. Aber sie war leer.

Auch in dem Raum an der anderen Seite der Diele war niemand zu finden. Die Tür zur Küche, dicht bei der Gartenpforte, stand offen. Lorenz trat auf ihre Schwelle, um sich zu überzeugen, daß auch hier kein Mensch zu finden war.

Jetzt trat er in den Garten hinaus. Dicht an der Hauswand stand eine Bank, und darauf saß, tief über ein Buch gebeugt, eine schwächliche, schwarzgekleidete Gestalt — jedenfalls der Herr Pastor.

Erst als des Ankömmlings Schatten über die Blätter des Buches fiel, in dem er so eifrig gelesen, hob sich ein träumerisches Augenpaar in einem schmalen, blassen Gesichte erstaunt zu ihm empor.

„Verzeihen Sie mein Eindringen, Herr Pastor,“ sagte der Amtsrichter entschuldigend, „ich habe versucht, mich bemerklich zu machen, aber Sie waren halt sehr vertieft.“

„Freilich — freilich. Das wird schon so sein, das passiert mir leider häufig!“ meinte der geistliche Herr mit einem lebenswürdigen Lächeln. „Mit wem habe ich die Ehre?“

„Amtsrichter Lorenz ist mein Name. Herr v. Bornstein hat Sie wohl davon unterrichtet, daß er meine Hilfe wünschte, um dem Verbleib des verschwundenen Altarbildes nachzuforschen.“

Der Geistliche klappte sein Buch zu und sprang auf. Lorenz sah, wie das feine, sanfte Gesicht hart und abweisend wurde, und auf den schmalen Wangen zwei rote Flecke innerer Erregung brannten.

Pastor Ahrend öffnete den Mund. Es schien, als wolle er sprechen, aber dann strich er mit der Hand über die Stirn, schüttelte leicht den Kopf und schwieg.

„Herr Pastor,“ begann Lorenz von neuem, „ich möchte gern die Kirche besichtigen; es drängt mich, mit meiner Aufgabe zu beginnen. Auch Sie selbst müssen doch wünschen, daß das unglückliche Bild endlich wieder zum Vorschein kommt.“

Er unterbrach sich erstaunt, denn der junge Geistliche hatte eine unverkennbar abweisende Geberde gemacht. Da schien doch etwas nicht ganz in Ordnung.

„Sie hoffen also, den Bilderraub aufzuklären?“ begann endlich der Pastor.

In demselben Moment fiel in dem Hausflur hinter ihnen etwas mit lautem Getöse zu Boden.

Der Amtsrichter sprang durch die Thür zurück und sah sich einer alten Dame gegenüber, die scheinbar atemlos vor Schreck an der Küchentür lehnte. Ihr volles Gesicht war gänzlich farblos, sie zitterte an Händen und Füßen.

Der hinzutretende Pastor faßte sie ängstlich um die Schultern. „Aber liebe Tante, was ist denn nur? — Komm, setz dich!“ Er schob ihr einen Küchenstuhl herbei und drückte die Fassungslöse mit freundlicher Gewalt darauf nieder. „Wegen der wertlosen alten Schale so zu erschrecken!“ schalt er gutmütig. „Wie kam's denn nur?“

„Ich — ich bin gestolpert,“ sagte die alte Dame jetzt hastig und versuchte aufzustehen. „Laß doch, Herrmann! Was soll der Herr sonst denken? Ich war nur erschrocken — bitte, bemühen Sie sich doch nicht um die dummen Scherben, mein Herr — das hat ja gar nichts zu bedeuten! — Es ist wirklich nichts, Herrmann!“

„Du bist ja ganz blaß, du zitterst noch —“

„Ach, dummes Zeug, mein Junge!“ rief jetzt die Tante energisch. „Was du nur willst! Blaß bin ich immer und zittern tue ich auch oft.“

„Erlauben Sie, daß ich mich vorstelle,“ sagte der Amtsrichter. „Mein Name ist Hans Lorenz.“

„Und dies ist meine liebe Tante,“ ergänzte die weiche Stimme des jungen Geistlichen, „die bei mir Vater- und Mutterstelle vertreten hat seit meiner Kinderzeit — Frau Behrens. — Aber nun möchte ich meinen Kaffee haben, Tantchen, denn ich muß den Herrn Amtsrichter in die Kirche begleiten.“

„Sofort, mein Junge.“

„Aber vielleicht haben Sie auch noch nicht gefrühstückt? Dann machen Sie mir die Freude, teilzunehmen, und Tantchen sorgt auch für unseren Gast, nicht wahr?“

Er schritt Lorenz voran durch den Hausflur in das nach vorn hinausgelegene Zimmer.

Ein sauber aussehendes Dienstmädchen kam herein und legte ein drittes Gedeck auf. Es fiel dem Amtsrichter auf, daß sie ihn dabei scheu und ängstlich musterte.

„Nun, Lena, schon wieder zurück vom alten Timm? Wie ging's denn die Nacht?“

„Man schlecht, Herr Pastor, er jammerte so viel über sein Bein.“

„Du hast geweint, Lena? Was ist denn?“

„Ach — Herr Pastor!“ Das Mädchen wendete sich verlegen ab.

„Nun? Du bist doch nicht selbst krank?“

„Nee — nee! Es is man bloß — was die Leute schlecht sind, Herr Pastor — — un — un ich kann das nich anhören!“ schluchzte das Mädchen.

Ein Schatten ging über das ausdrucksvolle Gesicht des jungen Geistlichen. Er seufzte und winkte dem Mädchen zu gehen.

Lorenz sah ihn fragend an, aber Pastor Ahrend tat, als bemerkte er das nicht, und nötigte seinen Gast an den einladend gedeckten Kaffeetisch. Auch Frau Behrens hatte sich zu ihnen gesellt. Das Mahl verlief schweigsam, ein jeder hing seinen eigenen Gedanken nach.

Bald verabschiedeten sich die Herren von der alten Dame und wanderten über den Dorfplatz und den kleinen Hügel zur Kirche hinauf.

Unter den alten Bäumen, die dichtgeschart um die Kirche standen, lagen hie und da Gräber verstreut in dem hohen Grase. Einige von niederen Gittern umgeben, etliche nur noch durch kleine halbversunkene Grabsteine gekennzeichnet oder unter blühenden Rosenbüschen fast verschwindend.

In der kleinen Kirche, deren schmales Schiff rechts

und links von Emporen noch eingeengt wurde, herrschte eine bellommene Luft. Die Wände weiß getüncht, sämliches Holzwerk weiß gestrichen, aber grau geworden im Laufe der Jahre — machte das Innere der Kirche einen äußerst nüchternen Eindruck. Nur der große Chor, auf dem sich zu beiden Seiten ein paar Reihen abgeschlossener Bänke befanden, mit seinem bescheidenen Altar sprach wärmer an. Hier lachte das lichte Grün der Bäume durch die unverhangenen Kirchenfenster herein, und breite Sonnenstreifen lagen wie leuchtende Bänder auf dem weißen Steinboden.

Die gefaltete Wand hinter dem Altar mit seinem Kreuzifix und den bescheidenen Leuchtern zeigte ein von seiner grauen Umgebung sich hell abhebendes Biered — jedenfalls der Platz, an dem das gestohlene Altarbild gehangen hatte.

Jetzt hing ein in seinen Verhältnissen viel zu kleines Bild dort, ein Christuskopf mit der Dornenkrone.

„Darf ich fragen, wann Sie das Bild zuerst vermißten?“ wandte sich Lorenz an den Pastor.

„Als der Küster damals am Sonnabend morgen die Kirche betrat, war es fort.“

„Wie war der Einbruch verübt worden?“

„Wir wissen von keinem Einbruch. Die Fenster waren sämlich geschlossen, und wir fanden sie in vollständig unverletztem Zustande vor — die Türen ebenfalls. Es war ganz räthselhaft.“

„Es fanden sich gar keine Spuren?“

„Keine, Herr Amtsrichter.“

„Könnte ich den Küster sprechen?“

„Gewiß, ich will Ihnen den Brunke sofort schicken. Aber ich hoffe, Sie kommen nochmals bei mir vor, ehe Sie fortgehen. Bis nachher denn!“

Während Lorenz allein blieb, wanderte er in der

Kirche umher. Er ging durch die Thür mit dem verhangenen Glasfenster, die sich neben dem Altar befand und auf einen schmalen Gang führte, in dessen Mitte, hinter der Altarwand, eine Klappe im Fußboden wohl den Eingang zur Gruft bezeichnete.

An dem einen Ende dieses Ganges lag die Sakristei.

Lorenz drückte auf die Klinke der Thür und fand sie unverschlossen.

Es zeigte sich ein kleiner, ziemlich nüchtern aussehender Raum mit einem Tisch in der Mitte und ein paar Schränken an den Wänden.

Eine schmale Thür führte von hier aus direkt ins Freie; sie war verschlossen, und der Schlüssel hing daneben an einem Nagel an der Wand.

Kurze Zeit darauf trat Lorenz wieder in die Kirche, wo ihm ein alter Mann, an einem Stocke humpelnd, entgegentam.

„Sie sind der Küster Brunke? Nun sagen Sie, Sie haben ja wohl zuerst das Fehlen des Bildes entdeckt? Erzählen Sie mir doch davon.“

Der Alte, der bescheiden vor ihm stehen blieb, nickte; seine hellen, kleinen Augen suchten unwillkürlich die Stelle, wo jetzt das kleine Ersatzbild hing. „Ja, Herr,“ sagte er mit seiner leisen, heiseren Stimme, „das war so! Ich hatte Sonnabends hier zu tun —“

„Wissen Sie noch das Datum?“

Der Alte besann sich nicht lange, er hatte wohl schon öfter darüber Auskunft geben müssen. „Es war der Tag vor dem letzten Sonntag vor Pfingsten, Herr.“

„Warten Sie.“ Der Amtsrichter zog seinen Taschenkalendarer zu Rate. „Also am Sonnabend den zwölften Mai entdeckten Sie, daß das Bild verschwunden war. Ein großes Gemälde“ — er maß die weißgebliebene Stelle an der getünchten Altarwand mit den Augen —

„mindestens ein zu zwei Meter. War es am Tage vorher noch an seinem Platze gewesen?“

„Das kann ich nicht sagen, Herr. Ich komme nicht jeden Tag in die Kirche; aber am Mittwoch vorher wurde hier getauft — da war es noch da.“

„Was stellte es dar?“

„Es sollte ja wohl das Weltgerichte darstellen, Herr. Eine Masse Figuren waren drauf, manchmal ganz grausig anzusehen, besonders die Verdammten — und viele Engel und Teufel. Ja — es war ein schönes Bild, Herr, wenn's der Herr Pastor auch nicht wahr haben will!“

„Pastor Ahrend mochte das Bild nicht leiden?“

„Nee — nee! Nicht ausstehen konnte er's! So was gehöre in keine Kirche über den Altar — hat er oft gesagt. Wohl zu oft, denn deshalb meinen ja nun die Leute —“

„Sprechen Sie es nur ruhig aus. Die Leute glauben, der Herr Pastor habe das Bild auf die Seite gebracht, ich hörte schon davon. Aber Sie selbst scheinen das nicht zu glauben?“

Die scharfen Augen des Fragenden hatten das Gesicht des Alten und sein wechselndes Mienenspiel genau beobachtet.

„Nee, Herr — das is ja man Unsinn! Man braucht doch bloß unseren Herrn Pastor zu kennen, so weiß man, daß er das nie und nimmer getan hat! So was glauben auch bloß die ollen Schnapsbrüder und was da denn noch für Gefindel ist — und denn schwagen das die anderen so aus purer Dummheit nach.“

„Das Bild soll wertvoll gewesen sein?“

„Ja, Herr, das soll es. Davon versteht freilich unsereiner nichts. Es soll ja wohl sehr alt gewesen sein.“

„Und die Polizei hat schon überall nachgesucht?“

„Jawohl, Herr. Hier im Dorf haben sie alles umgekehrt, in jeder Tischlade herumgeschnüffelt und in jeden Schweinestall geguckt.“

„Herr Pastor sagte mir, die Kirchthür hätten Sie verschlossen gefunden?“

„Ja — wie immer. Und die Fenster waren alle von innen zugeriegelt.“

„Und die Sakristeitür?“

„War auch, wie stets, zugeschlossen.“

„Gibt es keinen anderen Ausgang?“

„Nein, Herr.“

„Nicht unten von der Gruft aus?“

„Nee — nee, da unten gibt's nur ein paar ganz enge Luftschachte.“

Lorenz überlegte. „Haben Sie eine Laterne bei der Hand, Brunke? Ich möchte doch einmal in die Gruft schauen.“

„Ich hole eine, Herr — meine Wohnung ist hier dicht bei.“

„Ist die Gruft unverschlossen?“

„Wohl, Herr, da ist nur eine Falltür aufzuheben. Wenn Sie 'nen Augenblick warten wollen — ich bin gleich wieder da.“

Raum war der Küster verschwunden, da stand Lorenz, der ihm durch das Schiff gefolgt war, an der Kirchenthür und besichtigte mittels einer scharfen Lupe angestrengt das Schlüßelloch. Dann schritt er rasch durch die Länge der Kirche zurück und tat dasselbe bei der Sakristeitür, die auf den kleinen Kirchhof führte.

Als der Küster zurückkam, stand der fremde Herr schon wartend in dem kleinen Gange hinter der Altarwand.

Eine Stunde später wanderte der Amtsrichter den Dammweg zurück dem Gute Auhagen zu.

Er hatte die kleine tellerige Gruft auf einen etwaigen Ausgang hin besichtigt, aber Brunke, der ihm zugesehen, fand im stillen, der Herr mache das sehr flüchtig, so, als sei er schon im voraus überzeugt, daß er nichts finden werde.

Dann hatte Lorenz im Pfarrhause vorgesprochen, den Pastor aber nicht angetroffen, da dieser inzwischen zu einem Kranken gerufen worden war.

Die alte Frau Behrens hatte ihn empfangen, diesmal wieder in einer so unverkennbaren Unruhe und Angst, daß sich Lorenz fragte, ob es möglich und denkbar sei, daß die alte Dame mit dem Verschwinden des Bildes zu tun haben könnte.

Er legte ihr einige Fragen vor, den Wert des Bildes betreffend.

Aber der Kunstsinne der alten Dame schien mangelhaft entwickelt, ihr Verständnis so gering, daß sie anscheinend kaum einen Begriff von dem eventuellen Wert hatte.

„Es war ja schon recht verblaßt,“ sagte sie mit milдем Bedauern, „aber es war doch noch sehr schön.“

„Ihr Herr Neffe fand das aber nicht, nicht wahr?“

Die alte Dame sah ihn aufgeregt an. „Wieso? Warum denn? — Natürlich fand er es schön, aber ganz gewiß — wunderschön hat er's gefunden. Weßhalb meinen Sie nur —“

„Ich meine, er habe sich geäußert, es passe nicht recht in eine Kirche.“

„Aber wie kommen Sie nur auf so etwas?“ Die würdige Frau wurde ganz hitzig vor Eifer. „Ein so großes, schönes Bild! Hermann liebte es geradezu! Warum auch nicht — mein Gott, das wäre doch ganz unvernünftig.“

Sie brach ganz verwirrt ab.

Des Amtsrichters Blicke konnten etwas unbequem Forschendes haben; er konnte Augen machen, die dem anderen in Herz und Seele zu dringen und die geheimsten Gedanken zu lesen schienen.

Lorenz mußte noch jetzt, in der Erinnerung an die hoffnungslose Verwirrung der alten Dame, lächeln, aber es drängte sich ihm doch wieder der Gedanke auf, daß dies alles entschieden verdächtig aussehe.

Zunächst würde er versuchen müssen, sich mit dem Polizeikommissariat in Verbindung zu setzen, das den Fall bis jetzt in der Hand gehabt. Zu dem Zweck war es nötig, in die nahe Kreisstadt zu fahren, und er bewerkstelligte das am besten sofort.

Es war erst zehn Uhr Vormittags, aber die Sonne brannte schon heiß hernieder.

Lorenz sah sich um.

Diesseits und jenseits des Flusses, an dessen Ufer er entlang ging, zog sich eine Feldbreite neben der anderen dahin. Auf vielen sah er fleißige Hände sich regen. Verwehte Zurufe klangen herüber, dazwischen ein fernes Hundebellen, und über dem allen ein Ton, fern und doch die ganze strahlende, sonnige Luft durchzitternd — das Trillern der Lerchen, die wie schwarze Punkte vor dem klarblauen Himmel standen, sich hier blitzschnell in das Getreide niederfenkten, um dort wieder aus einer Ackerfurche kerzengerade aufzusteigen in den lichten Äther.

Lorenz atmete hoch auf. Wie entbehrten die armen Stadtmenschen doch so vieles!

„Geda — Herr Amtsrichter!“

Er wandte sich überrascht um. Auf dem weichen Rasenwege unterhalb des Dammes war, von ihm ungehört, ein Reiter herangekommen, Herr v. Bornstein.

„Komme eben vom Dorf — habe schon gehört, daß Sie in der Kirche waren und nichts entdeckt haben!“ Er lachte spöttisch.

Lorenz schüttelte den Kopf. „Wenn Sie jetzt schon ungeduldig werden wollen, Herr v. Bornstein —“

„Ach was — ungeduldig! Geht mich ja schließlich nichts an!“

Der Amtsrichter sah befremdet zu dem Reiter auf. Dem Manne mußte etwas sehr Unangenehmes passiert sein, er war augenscheinlich zornig erregt.

„Ich war in der Kirche, um mir den Tatbestand anzusehen und mich möglichst davon zu überzeugen, wie der Diebstahl ins Werk gesetzt worden ist. Um dem Verbleib des Bildes nachzuforschen, würde ich mir die Kirche zuletzt aussuchen, Herr v. Bornstein.“

Der Gutbesitzer murmelte nur etwas, woran vermutlich das Beste war, daß es Lorenz nicht verstand — und griff dabei so heftig in die Zügel, daß sein Reitpferd einen erschreckten Seitensprung machte.

Das schien ihn noch mehr zu erzürnen, sein ohnehin stark gefärbtes Gesicht rötete sich dunkel, und er riß das nervöse Tier zornig zusammen.

Bitternd fügte sich endlich das geängstigte Tier seinem aufgeregten Herrn; es stand jetzt unbeweglich still, nur dann und wann von einem kurzen Bittern überlaufen.

Bornstein nahm die Mütze ab und wischte sich mit dem Tuch die perlende Stirn. Er nahm sich augenscheinlich gewaltsam zusammen, denn er mochte wohl in dem Gesicht seines Gastes etwas wie Befremden und Mißbilligung gelesen haben.

„Also, Herr Amtsrichter,“ begann er jetzt weit ruhiger, „wo denken Sie denn nach dem verfluchten Bilde zu suchen? Im Dorf hat der Kommissär Hentschel schon alles zuunterst und zuoberst gefehrt.“

„Nun, da würde es kaum einen Zweck haben, noch einmal von vorn anzufangen, besonders nachdem jetzt schon Wochen vergangen sind. Um so lange Zeit einen derartig großen Gegenstand erfolgreich zu verbergen, dazu gehören andere Räume, als gemeinhin in diesen ländlichen Behausungen zu finden sind. Ganz abgesehen davon, daß es schwer verständlich wäre, warum der Dieb nicht schon längst versucht haben sollte, es zu Geld zu machen. Das Bild soll ja doch einen großen Kunstwert befeßen haben, nicht wahr?“

„Es galt für einen echten Rubens, mindestens sollte es aus dessen Schule stammen. Ich weiß nicht, Herr Amtsrichter, ob Sie das Rubenssche Meisterwerk „Das Jüngste Gericht“ in der Pinakothek zu München kennen?“

„Nein.“

„Nun es ist, was Komposition, Massenverteilung und Lichtwirkung anbetrifft, geradezu überraschend. Aber es läßt sich auch nicht leugnen, daß es etwas Verwirrendes, Aufregendes an sich hat. Unseres hier war dem Münchener Bilde in der Anordnung und dem Motiv sehr ähnlich, man möchte beinahe an eine Vorstudie zu dem Kolossalgemälde denken. Es war ja auch skizzenhaft, aber doch zweifellos von Wert.“

Der Amtsrichter hatte aufmerksam zugehört. Jetzt sagte er ruhig: „Ja, bester Herr v. Bornstein, wenn das Gemälde so wertvoll war, dann wird es wohl längst verfilbert sein.“

„Das scheint mir doch nicht so ganz fraglos,“ unterbrach Bornstein ihn rasch, „da könnten doch allerlei Hindernisse mitspielen, die es dem Betreffenden bisher verwehrt hätten, das Bild fortzuschaffen. Nehmen Sie mal an, daß der Dieb gar nicht geahnt hat, daß die Sache so viel Staub aufwirbeln würde. Er hat es sich vielleicht auch weit leichter vorgestellt, das Ding

fortzubringen. Was ergibt sich dann? Er wird das Bild versteckt halten, bis die ganze Geschichte in Vergeffenheit geraten ist."

"Gewiß, Herr v. Bornstein — das hat was für sich. Aber Sie sagten doch eben selbst, daß im Dorfe alles durchsucht ist, und ich bin der Meinung, daß in einer so engen Gemeinschaft wie ein Dorf das längere Verbergen eines so großen Gegenstandes einfach unmöglich ist. Einzig geräumiger und daher mehr in Betracht kommend erscheint mir da vielleicht das Pfarrhaus."

"Herr —!" Bornstein wollte zornig auffahren, aber er bezwang sich und stieß nur ein lautes, kurzes Lachen aus. "Herr Amtsrichter, das glauben Sie doch selber nicht! Aber freilich, Sie kennen den Pastor nicht, wie ich ihn kenne."

Er schwieg verdrossen und schien nachzudenken.

"Nun," meinte er endlich, "wenn Sie nochmals eine Nachsuchung im Pfarrhaus halten zu müssen glauben, da würde ich es, damit es nicht gar zu verlegend wirkt, nicht nur bei dem einen Hause bewenden lassen, vielleicht auch das Küsterhaus oder die Kirche —"

"Die Kirche?" unterbrach ihn Lorenz erstaunt.

Der Gutbesitzer lachte. "Eigentlich 'ne sonderbare Idee, was? Aber wenn man so darauf gebracht wird."

"Wie meinen Sie das?"

"Nun, Ahrend wird Ihnen doch erzählt haben — nein? Nichts? Na, das sieht ihm ja ähnlich."

"Ich verstehe Sie nicht recht, Herr v. Bornstein."

"Nun also — ich hörte eben von Ahrend, er habe einen Wink bekommen, er solle nur mal in der Kirche gut nachsuchen lassen."

"Was Sie sagen?" unterbrach ihn Lorenz interessiert. "Und wer war denn so freundlich?"

„Es war ein anonymes Brief.“

„Auch nicht zu verachten,“ meinte der Amtsrichter befriedigt. „Das kann nichts und kann sehr viel zu bedeuten haben. Aber in der Kirche? Das scheint mir denn doch unwahrscheinlich. Welch einen Zweck hatte dann das Fortnehmen des Bildes überhaupt? Dann konnte es ja ebensogut an seinem Platze hängen bleiben, wenn man annehmen will, daß der Dieb unbehinderten Zutritt habe zur Kirche! Und damit wären wir ja glücklich wieder bei dem Küster oder dem Pastor angelangt“ — seine scharfen Augen hefteten sich fest auf das aufgeregte Gesicht des Gutsbesizers — „denn nur diese beiden besitzen Schlüssel zum Gotteshause.“

Bornstein wandte sich ärgerlich ab, er hatte Mühe, sein Pferd im Zügel zu halten, das eine jähe Bewegung erschreckt haben mochte; endlich sagte er kurz: „Der alte Brunke ist seit einem Vierteljahrhundert im Dienst, er sollte über solchem Verdachte stehen. Und um Pastor Ahrend von eben diesem blödsinnigen Verdachte zu reinigen — gerade darum suchte ich mir Ihre liebenswürdige Hilfe zu sichern!“ Dann hob er grüßend die Hand zur Mühe. „Auf Wiedersehen, Herr Amtsrichter — bis nachher!“

Er lockerte die Zügel, und das unruhig umhertänzelnde Tier schoß in langen Sätzen davon.

Lorenz sah ihm sinnend nach.

Wie kraftvoll Bornsteins große, breite Gestalt zu Pferde saß!

Die Leute auf den Feldern grüßten, und er rief ihnen etwas zu. Jetzt hatte er die dichte Allee erreicht, die zum Gute führte, und tauchte in den dunklen Schatten unter.

Auch Lorenz setzte seinen Weg fort. Da rief ein kleines Mädchen hinter ihm her: „Herr, Sie haben was verloren — ’nen Brief, Herr!“

Lorenz dankte und nahm das Schriftstück entgegen. Erstaunt blieb er stehen. Er hatte erst jetzt einen Blick auf das Blatt Papier geworfen, den „Brief“, wie sich die Kleine ausgedrückt hatte. Das gehörte ihm ja gar nicht. Es war augenscheinlich eine Adresse: „Wilhelm Kühne, Reitwallstr. 78.“

Wo hatte er nur den Namen schon gehört? Eine Reitwallstraße, jedenfalls keine oft vorkommende Bezeichnung, gab es in seiner Vaterstadt. Kühne? — Es war ihm, als wenn sich etwas nicht ganz Sauberes damit verbände.

Lorenz faltete den Zettel zusammen und steckte ihn in seine Brusttasche. Vermutlich hatte Bornstein ihn mit dem Tuch aus der Tasche gezogen, als er sich den Schweiß getrocknet. Er konnte ihn ja nachher abgeben.

Wenige Minuten darauf hatte er den Zettel vergessen.

Der offene Wagen, in dem der Amtsrichter zur Kreisstadt fuhr, hatte den großen Park umfahren und wollte eben in den Hohlweg einbiegen, da ertönte eine helle Stimme von der Parkmauer her.

„August, halt mal eben!“

Durch das kleine Gitterpförtchen, das an dieser äußersten Ecke des Parkes auf das Feld führte, flog eine Mädchengestalt, ohne Hut, mit fliegenden Zöpfen, in den heißen Sonnenschein, hüpfte leichtfüßig die Böschung hinunter und stand im nächsten Augenblick am Wagen.

„Guten Morgen, Herr Amtsrichter! Machen Sie mal den Wagenschlag auf,“ kommandierte die helle Stimme, dann sprang das behende Persönchen, in beiden Händen ein paar prachtvolle Birnen haltend, in den Wagen. „So, August — nu man zu! Bis zur

Chaussee fahr' ich mit. — Hier, Herr Amtsrichter, ich hab' Ihnen etwas mitgebracht für unterwegs!"

"Aber so viele Freundlichkeit habe ich ja noch gar nicht verdient, Fräulein Annemarie!"

Sie nickte energisch mit dem blonden Kopfe. „Doch — doch, Herr Amtsrichter! Ich bin Ihnen so sehr dankbar, daß Sie das Bild wieder herbeischaffen wollen. Wissen Sie,“ und die kindlichen blauen Augen wurden tiefernt, „der arme Pastor tut mir so schrecklich leid. Und dann — Vatti ärgert sich auch so viel darüber, und selbst Tante Behrens ist schon ganz melancholisch geworden. Also nicht wahr, Sie entdecken es ganz rasch?“

„Das kann ich doch nicht so ohne weiteres versprechen.“

„Aber — das ist doch gräßlich, was die Leute reden. Sie glauben doch den ekligen Blödsinn nicht auch?!"

„Daß Pastor Ahrend —? Nein, Fräulein Annemarie. Ich glaube nicht nur, daß er ganz unschuldig ist an dem Verschwinden des Bildes, sondern“ — und nun flüsterte er geheimnisvoll — „ich weiß es sogar ganz bestimmt.“

Annemarie schlug erfreut und erstaunt die Hände zusammen. „Sie wissen es?“

Die rothigen Lippen halb geöffnet, betrachtete der kleine Backfisch den Amtsrichter volle ehrfurchtsvollen Staunens.

„Soll es noch niemand wissen?“ fragte sie so leise, daß Lorenz es kaum verstand.

„Nein — kein Mensch! Dies ist ein Geheimnis — das ich nur Ihnen anvertraue, Fräulein Annemarie. Ich hoffe —“

„Sie können sich bombenfest auf mich verlassen!“ sagte das kleine Fräulein nachdrücklich und sah ihn strahlend an.

„August, nun halt mal. Ich muß 'raus. — Adieu, Herr Amtsrichter. Heute abend müssen Sie mir noch mehr erzählen — Sie wissen schon!“

Noch eine Weile sah Lorenz das zierliche Persönchen mit den goldglänzenden langen Flechten in der prallen Sonne stehen und eifrig winken, dann machte sie rasch kehrt und war gleich darauf in der Tiefe des Hohlweges verschwunden.

August wandte schmunzelnd sein rotleuchtendes Gesicht zu seinem Fahrgast zurück. „Die is recht!“ sagte er. „So eine gib't's so leicht nich wieder — was unser Fräul'n Ann'marie is!“

Den Tag über hatte Lorenz in der Kreisstadt zu tun.

Er verhandelte lange mit dem Polizeiinspektor und mit dem Kommissär Hentschel, der die Untersuchung in Sachen des Bilderdiebstahls geleitet hatte, und die Herren waren liebenswürdig genug, dem Fragenden Auskunft zu erteilen. Es wurde vier Uhr, bevor er wieder fortfahren konnte.

Jetzt näherte er sich dem Dorfe, er hatte August befohlen, ihn dort abzusetzen und allein nach dem Gut zu fahren.

Schon tauchte das freundliche Dorf inmitten seiner Obstgärten vor ihnen auf, der schlanke Turm der Kirche hob sich weit über die ihn umgebenden alten Binden in die klare Sommerluft.

Lorenz hatte nicht allzuviel Neues erfahren in der Kreisstadt. Gegen den alten Küster Brunke lagen keinerlei Verdachtsmomente vor, der Pastor genoß des besten Reumundes. Beides hatte der Amtsrichter erwartet. Aber auch von den übrigen Bewohnern des Dorfes und der angrenzenden Bauerngüter konnte er nichts Nach-

teiliges in Erfahrung bringen, sie waren alle in geordneten Verhältnissen, und es hingen keinerlei Prozesse.

Vor dem Wirtshause, das ziemlich am Anfang des langgestreckten Dorfes lag, hielten sie an, und Lorenz schickte August nach Mühagen zurück.

Er ließ sich Kaffee in den Wirtsgarten bringen und verwickelte den bäuerlichen Wirt, der ihn begrüßte, in eine Unterhaltung, die er bald auf den Punkt zu führen wußte, um den es ihm zu tun war.

Zunächst fragte er, ob häufig Fremde in das Dorf kämen, und ob das besonders in den letzten Wochen öfters der Fall gewesen sei.

Aber der Wirt wußte von keinem Fremden zu erzählen.

„Auch nicht so gewisse schmutzige Geldleute? Die kommen hier doch auch mal her?“

Der Wirt schüttelte den Kopf, in seinen kleinen Augen glomm es einen Augenblick auf. „Hier ist nichts für sie zu holen — nee! Sie gehen höchstens nach Mühagen.“

„Nach — Mühagen?“ fragte Lorenz aufs äußerste erstaunt. „Ich denke, das Gut ist in bestem Zustande. Das macht doch alles solch einen gesunden, wohlhabenden Eindruck. Wißt Ihr da etwas Näheres?“

Der Wirt schwieg und fuhr mit der schwierigen Hand über die rauhen Bartstoppeln. In seiner bäuerlichen Verschlossenheit mochte er schon bereuen, überhaupt etwas gesagt zu haben.

Als Lorenz ihn nochmals drängte, sagte er kurz: „Herr — was wollen Sie? Auf jedes Gut kommt doch mal so 'n Koftäuscher. — Mehr weiß ich auch nicht!“

Es war nichts mehr aus dem Manne herauszubringen.

Aber dem Amtsrichter wollte dieser Hinweis, der dem Manne entfahren war, doch nicht aus dem Sinn.

Der alte Küster war sofort bereit, die Kirche noch einmal aufzuschließen, als Lorenz ihn darum ersuchte.

Als sie aus dem Küsterhäuschen traten, stand die alte Frau Behrens vor dem Pfarrhause bei den Rosenbeeten, eine Gießkanne in der Hand.

Der Amtsrichter grüßte freundlich hinüber. Aber die alte Dame starrte ihn nur erschreckt an, setzte die Kanne hastig zu Boden und eilte in das Haus zurück.

Lorenz schüttelte den Kopf, dann folgte er dem voranhumpelnden Küster in die geöffnete Kirchentür.

Eine muffige, eingeschlossene Luft empfing sie.

Die Kirche sah an diesem Spätnachmittage, wo keine Sonnenstrahlen mehr das weißgetünchte Kirchenschiff erhellen, noch nüchterner aus als sonst.

Gefolgt von dem neugierigen Alten, durchschritt Lorenz noch einmal die ganze Kirche.

Er ließ nichts undurchsucht: Orgel und Seiteneemporen, Gänge und die alten Kirchenstühle; selbst den Behang des Altars hob er auf. Es blieb nur noch die kellerartige Gruft.

Langsam stieg er die schmale Steintreppe hinab, die unmittelbar von der Falltür hinunterführte.

Der alte Brunke lehnte in dem Gange hinter dem Altar und sah ihm nach. „Ich kann wohl gleich hier oben bleiben, Herr?“ rief er ihm zu.

Lorenz nickte. Er hatte bald den Erdboden erreicht und sah sich um.

„Ein ziemlich dreieckiges Loch,“ brummte er, „hat aber den Vorzug, leer genug zu sein, um es bald zu durchstöbern!“

Eine kleine Weile verging, dann hörte Brunke, wie der Herr sich wieder nach der Treppe tastete. Der

Amtsrichter kam einige Stufen herauf. Gleich darauf ertönte ein kräftiger Fluch.

Der Alte rief teilnehmend hinunter: „Ja, Herr — bücken — bücken! Da ist so 'n Gestell an der Decke —“

Er brach erstaunt ab, denn der fremde Herr schoß plötzlich mit einer Schnelligkeit aus der Tiefe, die er seinem gemessenen Wesen nicht zugetraut hätte.

Lorenz sah ganz erhitzt aus. „Brunke — haben Sie eine Leiter hier? Rasch her damit. Ich glaube, da oben an der Decke — — Nein, warten Sie!“ Er sprang die Stufen wieder hinunter und verschwand in dem Dämmer des Kellers.

„Brauche keine Leiter!“ schallte es herauf. „Ich stelle die leeren Kisten aufeinander. Aber kommen Sie herunter, Sie müssen mir helfen!“

Der alte Mann beeilte sich, dem Wunsche nachzukommen, und humpelte vorsichtig hinter dem Juristen her. „Herrje!“ sagte er erstaunt, als er diesen in halsbrecherischer Stellung auf den Kisten fand, an einem dunklen Etwas sich mühend, das an der gewölbten Decke, gerade oberhalb der Treppe, befestigt war.

Der Küster hob die Laterne hoch, die Lorenz zur Seite gestellt, und leuchtete hinauf. Jetzt war die Reihe, aufgeregt zu werden, an ihm.

„Was ist denn das? Wie kommt denn das große Dings da oben auf das Gerüst? Das ist doch nicht am Ende gar — —?“

„Das Bild, Alterchen — jawohl! Wenn mich nicht alles täuscht, so haben wir's gefunden!“

Lorenz löste vorsichtig mit seinem Taschenmesser die Stricke, mit denen der flache, verhüllte Gegenstand hoch oben am Gewölbe an dem dort befindlichen hölzernen Gerüste befestigt war, das wohl früher zum Aufbewahren von Leitern oder dergleichen gedient haben mochte.

Der in Backleinwand fest verschürte Gegenstand erwies sich als ziemlich leicht. Der Amtsrichter schaffte ihn ohne Mühe in die Kirche hinauf.

Ein paar Schnitte mit dem Messer, und er atmete erleichtert auf: da lag es vor ihm, das lang gesuchte Altarbild!

Er schickte den freudestrahlenden Alten fort, um den Pastor zu holen, und hob das figurenreiche Gemälde in das letzte helle Licht des scheidenden Tages.

Ein paar Minuten später stand auch der Pastor vor dem wiedergefundenen Bilde.

Er betrachtete ziemlich finster die leuchtende Lichtwirkung des Bildes, die wunderbar belebten Gruppen, war einsilbig und äußerte wenig Freude über den Erfolg des Amtsrichters, was den aufgeregten Küster tief zu erregen schien.

„Nun, es scheint nicht gelitten zu haben dort unten in seinem Versteck, weder der Rahmen, noch auch das Bild selbst,“ sagte Lorenz. „Wollen Sie sich, bitte, überzeugen, Herr Pastor.“

„Gewiß,“ antwortete Ahrend gleichgültig, „es ist noch genau so — so abstoßend wie bisher!“

Lorenz lachte. „Wollen wir es gleich an Ort und Stelle hängen?“

„Bitte, bemühen Sie sich doch nicht, Herr Amtsrichter! — Sie wollen wirklich — dann warten Sie, ich helfe Ihnen.“

Als der Tausch der Bilder vorgenommen, konnte Lorenz nicht umhin, seiner Bewunderung Ausdruck zu geben. „Die ganze Altarwand gewinnt durch diese warmen Farbentöne, diese lebhaft Komposition. Das Christusbild wirkte recht nüchtern dagegen.“

„Für mich nicht!“ sagte der Pastor und stellte das kleine Bild sorgsam in einen Kirchenstuhl. „Für mich

liegt unendlich viel mehr Harmonie, unendlich viel mehr Erhebendes in diesem Christuskopfe als in jener großartigen „Komposition“, wie Sie sich ganz richtig ausdrückten. Und wenn es zehnmal ein Rubens ist, das Bild ist mir ein Dorn im Auge,“ setzte er fast heftig hinzu, und das blasse, sanfte Gesicht rötete sich in zorniger Erregung. „Sagen Sie doch selbst, worauf kommt es denn zunächst an bei den Altarbildern in unseren Kirchen? Auf den größeren oder kleineren Kunstwert, oder auf den Gegenstand, der dargestellt ist, und der allsonntäglich der Gemeinde zur Erbauung dienen soll? — Das Altarbild in meiner Kirche soll meine Bauern erbauen, aber nicht zur Kunst erziehen! Was nützte es ihnen, wenn auch Rubens selbst es gemalt haben sollte? Ja, Herr Amtsrichter, ich kann Ihnen, offen gestanden, nicht danken, daß Sie das Ding wieder ausgegraben haben, es wäre besser gewesen, Sie hätten es da unten vermodern lassen.“

„Hermann — Hermann!“ unterbrach ihn eine jammernde Stimme.

Von ihnen ungehört war Frau Behrens in die Kirche getreten und hatte die letzten heftigen Worte ihres Neffen mit angehört.

Jetzt hastete sie mit flatternden Haubenbändern den Mittelgang herauf und winkte den Küster aufgeregt zu sich heran. „Brunke, gehen Sie doch mal vor die Kirchthür. Die Leute haben wohl schon von dem Wilde gehört — es braucht hier keiner hereinzukommen.“

„Schön, Frau Behrens.“

„Ach Gott,“ fuhr sie fort, „ich kommandiere hier herum, aber du wirst es verzeihen, lieber Hermann — ich weiß überhaupt nicht mehr, was ich sage. Wenn man solche Angst mit sich herumträgt!“ Sie sank auf eine der Kirchenbänke und drückte ihr Tuch vor die

Augen. „Der Herr sucht doch — er will doch — Herrmann,“ begann sie von neuem, „wie kannst du nur so unvorsichtig sprechen!“

Pastor Ahrend, der ihr bis jetzt freundlich zuzureden versucht hatte, trat plötzlich einen Schritt zurück und sah sie groß an. „Verstehe ich dich denn recht, Tante? Glaubst du, ich hätte mehr zu fürchten als nur die Klatscherei einiger gleichgültiger Menschen?“

Es lag ein so überwältigend echter Schmerz in den Worten, und seine sanften Augen ruhten so voll tiefer Trauer auf dem Gesicht seiner alten Verwandten, daß diese schluchzend aufsprang.

„Vergib mir, Herrmann — vergib mir!“

Ahrend legte den Arm um die Schultern der ganz aufgelösten alten Dame. „Tante Betti,“ sagte er ernst, „kannst du mich so schlecht? — Was habe ich da erst von Ihnen zu erwarten, lieber Herr Amtsrichter?“ wendete er sich an diesen. „Glauben Sie auch, daß meine Hände es waren, die das Bild verschwinden ließen?“

Der Angeredete trat rasch herzu, und einen Augenblick wurzelten die Blicke der beiden Männer freimütig ineinander. „Nein, Herr Pastor, das habe ich nie geglaubt! Aber was Ihnen noch mehr gelten dürfte — ich weiß aus unwiderleglichen Gründen, daß Sie der Täter überhaupt nicht sein können! Weder Sie noch Ihr alter Gehilfe, der Küster! Und zugleich will ich Ihnen anvertrauen, daß ich mit diesem Bilde dort, das Ihnen so arg mißfällt, noch lange nicht fertig bin. Aber fragen Sie nicht, Herr Pastor, und schweigen Sie vorderhand gegen jedermann darüber. Beantworten Sie mir lieber eine Frage. Ist Ihnen eine anonyme Angabe zugegangen, wo das Bild zu suchen sei?“

„Jawohl. Ich habe dem Wirth aber keine Be-

achtung geschenkt. Es war heute mittag, nach dem Essen.“

„Sie müssen sich irren!“ unterbrach der Jurist ihn erregt. „Sie wollen sagen: nach dem Frühstück, heute morgen, nicht wahr?“

„Nein, ich irre mich gewiß nicht. Du weißt es ja auch, Tante Betti — der Briefträger reichte ihn dir durchs Fenster.“

Frau Behrens nickte bestätigend. „Gewiß, Herrmann — das war, nachdem wir Mittag gegessen.“

Lorenz stand einen Augenblick nachdenklich da. „Erinnern Sie sich, Frau Behrens, daß ich Sie heute vormittag begrüßte, bevor ich nach dem Dorf zurückging? Wir unterhielten uns über die Vorzüge des Altarbildes.“

Frau Behrens' frische Farbe vertiefte sich zusehends um einige Schattierungen. Sie winkte verlegen ab. „Ja natürlich — ich weiß —“

„Das war etwa um zehn Uhr Vormittags. Damals hatten Sie den anonymen Brief noch nicht?“

„Aber bewahre! Wenn ich Ihnen doch sage, wir bekamen ihn erst nach dem Mittagessen, und wir essen nie vor zwölf Uhr!“

„Haben Sie den Brief noch, Herr Pastor? Er wäre von äußerstem Wert für mich.“

„Er wird im Papierkorb liegen. Kommen Sie mit, wir wollen nachsehen.“

Lorenz nickte; er hatte seinen Taschensfahrplan hervorgezogen und blätterte darin umher. „Um neun Uhr, heute abend — Schnellzug. Ich werde lieber gleich nach H. fahren. — Können Sie einen Boten nach Auhagen schicken, denn ich kann erst morgen wieder dort hin zurückkehren?“

Der Pastor versprach das und verließ mit der alten Dame die Kirche, um den Brief zu holen.

Lorenz trat noch einmal vor den Altar und sah lange zu dem Bilde hinauf, das die weichen Schatten der Abenddämmerung zu verwischen begannen.

Drei Tage waren vergangen. Bornstein hatte schon mehrmals bei dem Pastor angefragt, ob er noch immer keine Nachricht vom Amtsrichter bekommen habe. Aber immer vergebens.

„Wunderbarer Kunde! Macht erst krampfhaftes Anstrengungen, das verfluchte Bild wieder aufzufinden, und wenn er es glücklich hat, geht er uns durch die Binsen. Ein ganz seltener Mensch!“ —

Am dritten Tage gegen Abend klopfte es an des Pastors Studierstube. „Darf ich hereinkommen, Herr Pastor?“

„Ah, Herr Amtsrichter, Sie? Wir dachten schon —“

„Ich käme gar nicht wieder, nicht wahr?“

Der Pastor war aufgesprungen und schüttelte dem Ankömmling herzlich die Hand. „Herr v. Bornstein hat schon mehrere Male nach Ihnen gefragt.“

„So will ich ihn nicht länger warten lassen,“ meinte Lorenz mit einem eigentümlichen Lächeln. „Aber ich habe eine große Bitte — begleiten Sie mich, Herr Pastor! Ich denke, es wird Sie auch interessieren, zu erfahren, wer den Bilderraub begangen hat.“

Sie legten den kurzen Weg schweigsam zurück und wurden von Annemarie mit lebhafter Freude, von dem Gutsbesitzer lärmend empfangen.

Jetzt saßen sie in des letzteren Zimmer allein — Annemarie wurde zu ihrem großen Leidwesen fortgeschickt.

Bornstein hatte Wein beschaffen lassen, setzte Zigarren auf den Tisch und nötigte seinen Gästen zunächst als „Vorspeise“ einen Benediktiner auf.

Endlich ließ er sich selbst schwer in den Lehnstuhl neben Lorenz fallen und schlug ihm jovial auf die Schulter. „Na, Sie „durchbringender Unwiderstehlicher“ — um mit Maunz zu reden — nu legen Sie mal los! Erzählen Sie, wie Sie es gemacht haben, daß verflixte Gemälde ausfindig zu machen. Sie sind sozusagen mit der Nase darauf gestoßen — etwas schmerzhaftes Verfahren — was? — Ja, was tut man nicht für sein Steckenpferd!“

Der Gutsbesitzer stieß sein dröhnendes Lachen aus und betrachtete den Amtsrichter mit gutmütigem Spott.

„Aber sagen Sie mal,“ fuhr er fort, als der Amtsrichter noch immer schwieg, „ich kann bloß nicht begreifen, warum Sie dann nicht auf den wohlverdienten Lorbeeren geruht haben. Das hatten Sie sich doch reblich verdient! Warten wir da den Abend und die folgenden Tage auf den Herrn Geheimen Kriminalrat — aber wer nicht kam, trotzdem die Maunz Sie in allen Tonlagen herbeisehnte, das waren Sie, Verehrtester! — Und der Mann Gottes da wußte mir auch nie was Gescheites zu berichten —“

„Erlaube, lieber Freund,“ unterbrach ihn der Pastor sanftmütig, „ich habe doch den Abend noch einen Boten hergeschickt, der Herr Amtsrichter sei gezwungen, zu verreisen.“

„Na ja — na ja, ist ja alles in Ordnung! Möchte nun aber wirklich Näheres erfahren.“

Lorenz sah auf und richtete seine Augen mit dem ihm eigenen forschenden Blicke fest auf das weinrote Gesicht seines Wirtes und sagte dann ruhig: „Bergessen Sie doch nicht, Herr v. Bornstein, daß mit der Tatsache, daß das Bild sich wieder vorfand, die Sache selbst noch nicht aus der Welt geschafft war. Zunächst

mußte ermittelt werden, wie der Bilderraub überhaupt zu stande kam.“

„Aber es ist ja doch gar nicht geraubt worden!“ unterbrach ihn Bornstein. „Der berühmte Rubens hat eben ein paar Wochen in Zurückgezogenheit zugebracht — nun ist er wieder da und hängt an Ort und Stelle. Weswegen nun noch lange Geschichten machen!“

„Sie meinen also, damit wäre die Sache erledigt? — Nun, da bin ich anderer Ansicht, und ich glaube, auch Pastor Ahrend wird mit mir darin übereinstimmen, daß nicht nur ein vollendetes Verbrechen, sondern auch der Versuch dazu bestraft werden muß. Denn das müssen mir die Herren doch zugeben: indem das Bild in das Versteck in der Gruft gebracht worden ist, war der Diebstahl schon begangen worden, auch wenn dem Diebe das anscheinend beabsichtigte Verjilbern desselben nicht gelungen ist.“

Der Pastor nickte zustimmend. „Sie haben vollkommen recht, Herr Amtsrichter. Derselben, vielleicht unbewußten Meinung war auch mein altes Tantenchen, als das Auffinden des Bildes sie nicht von ihrer törichtten Angst — mich betreffend — erlöste, sondern nur in neue Sorge stürzte.“

„Tante Betti — hat dich für den Schuldigen gehalten? Hält dich womöglich noch immer dafür? Das — das ist ja schauderhaft!“

„Darüber können Sie sich beruhigen, Herr v. Bornstein,“ sagte Lorenz ruhig, „Frau Behrens ist von dieser Sorge völlig befreit.“

„Ja, aber — durch wen denn?“

„Durch mich. Ich konnte ihr fest versichern, daß ihr Neffe ebensowohl wie der alte Küster Brunte unschuldig sind.“

Bornstein lachte rauh auf. „Da wissen Sie nicht

mehr wie ich! Aber Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir erklären wollten, was Ihnen hier als Beweis gebient hat."

"Ja, erzählen Sie, Herr Amtsrichter," sagte auch der Pastor. "Aber der Reihe nach, denn ich bin sehr gespannt, was Sie entdeckt haben."

"Also hören Sie." Der Amtsrichter war aufgestanden und wanderte in dem Gemache auf und ab. Der Pastor hatte sich weit zurückgelehnt und folgte ihm mit den Augen. Bornstein hatte seinen Stuhl dicht an den Tisch gezogen, den Arm aufgestützt und beschattete das Gesicht mit der Hand vor dem Lampenlicht.

"Zunächst," begann Lorenz, "war es doch rätselhaft, wie der Täter überhaupt in die Kirche gekommen war. Ein Einbruch hatte nicht stattgefunden, die Fenster waren geschlossen gewesen. Der Betreffende konnte also nur durch die Türen hereingekommen sein, und aus dieser Tatsache hatte sich, logisch vollkommen folgerichtig, der Verdacht gegen die beiden einzigen Menschen gerichtet, die zu diesen Türen Schlüssel besaßen, also gegen Herrn Pastor Ahrend und den alten Küster Brunke. — Und nun komme ich zu meiner Behauptung, daß eine Wahrnehmung meinerseits es mir zur unumstößlichen Gewißheit gemacht habe, daß gerade diese beiden die Täter unmöglich gewesen sein konnten. Ich entdeckte nämlich, daß von dem Türschlosse der Sakristeithür ein Wachsabdruck gemacht worden war, denn ich fand mittels meiner scharfen Lupe noch Spuren von Wachs."

Der Amtsrichter machte eine Pause.

Seine beiden Zuhörer verhielten sich stumm, Bornstein hatte die Hand jetzt fest über die Augen gelegt, er regte sich nicht.

"Wenn jemand," fuhr Lorenz fort, "zu dem Mittel

greift, sich einen falschen Schlüssel machen zu lassen, so konnte er nicht im Besitze des richtigen sein. Das lag auf der Hand. Damit war also für mich die Frage dieser beiden Verdächtigungen erledigt.“

Der Pastor stand auf, reckte sich und ließ sich wieder in seinen Lehnstuhl fallen. „Es geht doch nichts über die Logik,“ meinte er, stillvergnügt sich die Hände reibend. „Erzählen Sie weiter, Herr Amtsrichter!“

Lorenz fuhr fort: „Zunächst galt es nun, herauszufinden, ob irgend eine innere Wahrscheinlichkeit eine andere Person verdächtig zu machen geeignet war. Fremde waren nicht im Dorf gesehen worden, ich hielt mich also zunächst an die Gemeinde.“

„Ich hoffe von Herzen, es war kein Gemeindeglied!“ warf der Pastor ein.

Lorenz beachtete die Frage nicht, er fuhr fort: „Über alle Nachforschungen ergaben nur, daß gegen keinen einzigen der Umwohner etwas Belastendes vorlag.“

„Was nennen Sie belastend?“ fragte der Gutbesitzer kurz.

„Nun zum Beispiel völlige Verschuldung, pekuniäre Notlage, die einen solchen verzweifelten Versuch, zu Gelde zu kommen, verständlich gemacht hätte.“

Der Gutbesitzer knurrte etwas Unverständliches, dann rollte er seinen Sessel so weit zurück, daß er sich völlig im Schatten befand, und lachte heiser auf. „Ich bewundere Sie!“

„Sie meinen?“

„Sie sprechen, als läge es nur an Ihnen, ob Sie jedermann bis ins tiefste Portemonnaie schauen könnten! Wie können Sie denn nach so kurzer Orientierungszeit darüber urteilen, ob dieser oder jener Bauer schuldenfrei ist?“

„Verzeihen Sie, Herr v. Bornstein, das habe ich

nicht behauptet. Aber um zu erfahren, ob ein Mann dem Ruin nahe steht, dazu gibt es denn doch allerhand Mittel und Wege.“

„Aber,“ meinte der Pastor, „wie sollte wohl einer unserer Bauern auf die Idee kommen, auf diesem Wege seiner Not abzuhelpfen? Zugegeben, daß die Leute hier von dem großen Wert des alten Bildes unterrichtet waren, scheint es mir doch kaum annehmbar, daß sie Mittel und Wege gewußt haben sollten, einen Verkauf desselben ins Werk zu setzen.“

„Das habe ich mir auch gesagt, Herr Pastor,“ stimmte Lorenz ruhig bei.

„Freilich,“ fuhr der Pastor nachdenklich fort, „stimmt hiermit, daß der Betreffende ja auch seine Absicht nicht ausgeführt hat, sondern den Raub vorläufig in dem sonderbar gewählten Versteck unterbrachte. — Und da fällt mir noch etwas ein! Augenscheinlich war doch eine zweite Person hinter das Geheimniß gekommen. Wie hätte ich sonst durch die anonyme Zuschrift von dem Vorhandensein des Bildes in der Kirche unterrichtet werden können? Ärgerlich, daß der Briefumschlag schon verbrannt war, als wir danach suchten. Aber den Brief fanden wir ja noch.“

„Sie haben ihn an sich genommen?“ kam es aus der dunklen Ecke.

„Jawohl, Herr v. Bornstein. Es war doch eine Spur, die ich nicht fallen lassen durfte. — Sie selbst hatten mich am Morgen — es mochte so etwa zehn Uhr sein, als Sie vom Herrn Pastor kamen und mir uns auf dem Feldweg am Fluß trafen — darauf aufmerksam gemacht. Wenn ich nicht irre, hatte Herr Pastor Ahrend Ihnen von dem anonymen Brief erzählt?“

Der Gutsbesitzer sprang auf und trat an das Fenster;

er trommelte mit den Fingern an der Scheibe, antwortete aber nicht.

Dagegen sagte der Pastor unbefangen: „Das ist wohl nicht möglich, denn ich hatte den Brief erst am Nachmittag erhalten — wir stellten das wohl schon einmal fest.“ Und er sah mit Erstaunen von dem Amtsrichter, der ruhig wartend dastand, zu seinem Freunde hinüber, der noch immer schwieg.

Eine peinliche Pause entstand.

Plötzlich wandte sich der Gutbesitzer um. Unter den buschigen Augenbrauen blickten seine Augen zu Lorenz hinüber. „Geschwäg!“ sagte er kurz. „Nehmen Sie mir's nicht übel, aber ich kann an der ganzen Geschichte nichts finden. Das Bild ist wieder da — das ist doch die Hauptsache!“

„Nun ja,“ fiel der Pastor ein, „das ist freilich gut! Und genügt hatte der Raub dem Halunken nichts!“

„Sie sind beide im Irrtum,“ sagte plötzlich der Amtsrichter laut und bestimmt. „Das Bild ist tatsächlich verkauft worden und hat seinem unrechtmäßigen Eigentümer die runde Summe von fünfundzwanzigtausend Mark eingebracht! Und das verschwundene Altarbild ist noch nicht wieder da, denn das Bild, das jetzt über dem Altar Ihrer Kirche hängt, Herr Pastor Ahrend, ist eine — Kopie!“

„Eine Kopie?“ rief der Pastor staunend. „Mein Gott — wie wäre das denn möglich? Sagen Sie, sagen Sie, Herr Amtsrichter — ich hab' mich wirklich nicht verhört?“

Aber Lorenz antwortete nicht, er war aufgesprungen, stand dem Gutbesitzer gegenüber, und einen Augenblick schien es, als wolle sich dieser auf ihn stürzen, denn sein Gesicht sah schrecklich aus, die muskulösen Hände waren geballt, er starrte den Juristen wütend an.

Dann warf er plötzlich den Kopf hintenüber und lachte rauh auf. „So 'n Blödsinn! — Na, glauben Sie meinetwegen, was Sie wollen — was schert's mich?“

Er strich mit der Hand über seine feuchte Stirn und zwang sich gewaltsam zur Ruhe.

Aber Lorenz sah es, der Mann war wie im Fieber. „Ich bin noch nicht fertig, Herr v. Bornstein. Als ich dem Verbleib des echten Bildes nachforschte, folgte ich einer Adresse, die mir durch merkwürdigen Zufall in die Hände geriet, und die, wie ich mich erst nach und nach zu erinnern vermochte, die eines Mannes war, der sich in Nachahmungen alter Bilder einen gewissen Namen gemacht hat: Wilhelm Kühne, Reitwallstraße 78 — und ein Zettel mit dieser Adresse fiel Ihnen, Herr v. Bornstein, aus der Tasche, als wir uns an jenem Morgen trafen, da Sie so merkwürdig verfrüht von dem anonymen Brief unterrichtet waren, der zu jener Zeit überhaupt noch nicht eingetroffen war!“

Das Gesicht des Gutsbesizers hatte sich jäh verändert, die schwammigen Backen waren grau geworden, die Augen lagen tief in ihren Höhlen.

„Mein Gott, Bornstein — was bedeutet das alles?“ rief entsetzt der Pastor.

Bornstein schlug ein wildes Lachen auf und sank schwer in einen Sessel. „Das bedeutet, verehrter Freund und geistlicher Herr, daß ich ein Esel, ein ganz bornierter Esel gewesen bin! Das bedeutet, daß das Spiel zu Ende ist — zu Ende —“ wiederholte er heiser und sank in sich zusammen.

„Herr Amtsrichter,“ jammerte der Pastor völlig fassungslos, „er muß krank sein! Mein Gott — das ist doch nicht denkbar! — Freund, Bornstein, so sprich doch ein Wort!“ Er rüttelte den Zusammengesunkenen

an der Schulter, blaß bis in die Lippen vor Schreck und Erregung.

Gleich darauf fuhr er taumelnd zurück. Der Gutsebesitzer war so jäh aufgefahren, daß er den vor ihm Stehenden fast umgeworfen hätte. Mit einem Satz war er an seinem Schreibtische, hatte die Schublade aufgerissen und einen darin liegenden blitzenden Gegenstand in der Rechten, noch ehe der Pastor zur Besinnung gekommen war.

Aber Lorenz, der Bornstein nicht aus den Augen gelassen, war schneller gewesen. Ein jäher Schlag auf den Arm des Verzweifelten, und die Waffe entfalt den kraftlosen Fingern und fiel polternd zu Boden. Im gleichen Moment war sie in den Händen des Amtsrichters.

Auch der Pastor hatte sich jetzt ermannt und hielt beide Arme des Unglückseligen umklammert.

„Laß mich!“ stöhnte Bornstein. „Wie soll ich vor meiner Frau, vor Annemarie — — Annemarie!“ schrie er auf. „Ich halt's nicht aus — ich kann's nicht überleben!“

„Herr v. Bornstein,“ sagte Lorenz ruhig, „es soll in Ihrer Hand liegen, ob die Ihnen hiervon erfahren. Bei Ihnen — und beim Herrn Pastor!“

„Bei mir? Was kann ich tun?“

„Sie würden nicht darauf bestehen, daß der Täter bekannt wird? Ich frage wegen des Verdachtes, der —“

Pastor Ahrend hob abwehrend die Hand. Sein blaßes Gesicht sah ruhig und stolz aus. „Damit werde ich allein fertig.“

Lorenz wandte sich wieder zu dem Gutsebesitzer, der, in seinem Sessel zusammengebrochen, stumpf zu Boden starrte. „Der dunkle Ehrenmann, der Ihnen das Bild abgekauft hat, ist in meiner Hand. Kann ich bis morgen

mittag die fünfundzwanzigtausend Mark einschicken, so ist der Kauf rückgängig gemacht, und es liegt in seinem Interesse ebensowohl wie in dem Ihren, zu schweigen. Ich hoffe, da die Gelder erst vor ein paar Tagen Ihnen zu Händen gekommen sind, daß Sie noch im Besitze derselben sein werden."

Bornstein hatte langsam den Kopf erhoben, aus seinen verzweifelten, blutunterlaufenen Augen brach ein Blick ungläubigen Staunens. „Sie würden — Herr, Sie wollen — mich nicht verhaften lassen? Sie haben es noch nicht angezeigt? Es wäre noch möglich, daß die äußerste Schmach mir erspart bliebe? — Ach, Herr Amtsrichter“ — wie ein Stöhnen brach es aus der Brust des Unglücklichen — „das ist viel zu gut, um es zu glauben!“

Beide Hände krampfte er vor sein Gesicht, ein heißes, trockenes Schluchzen erschütterte die ganze Gestalt des Mannes.

Lorenz sah ergriffen auf den Unglückseligen. „Ich habe amtlich nichts mit der Sache zu tun gehabt,“ sagte er ernst, „ich kann es verantworten, zu schweigen.“

Pastor Ahrend ergriff lebhaft seine Hand. „Für die arme Familie dieses Unseligen danke ich Ihnen, Herr Amtsrichter! Unsere holde, kleine Annemarie — wie hätte sie es ertragen sollen, sie, die so an ihrem Vater hängt!“

Lorenz nickte ernsthaft. „Das ist es! Ihr jüngstes Kind, Herr v. Bornstein, hat mir die Waffen entwunden.“

Wenig später traten Pastor Ahrend und Lorenz ihren Heimweg durch die monderhellte Sommernacht an. Letzterer trug ein flaches Kästchen sorgsam verwahrt

in seiner Brusttasche — den Kaufpreis für das echte Altarbild.

Eine Weile schritten sie schweigsam nebeneinander, dann nahm der Pastor das Wort.

„Über etwas müssen Sie mir noch Aufklärung geben, Herr Amtsrichter. Wie kamen Sie zu der Überzeugung, daß das in der Gruft gefundene Bild nicht das Original sei? Sind Sie ein so großer Kunstkenner, daß Sie in dem Bilde gleich die Kopie erkannten?“

Lorenz lachte. „Nein, Herr Pastor, die Sache lag weit einfacher. Als ich Brunte fortgeschickt hatte, um Sie holen zu lassen, nachdem wir das Bild gefunden, beichtigte ich dieses näher. Dabei bemerkte ich, daß die Oberfläche des Bildes an einer Stelle seltsam rauh und gemustert erschien, und da entdeckte ich denn mit Hilfe meiner Lupe, daß das seltsame Muster der Eindruck eines Gewebes war, das durch harten Druck der Ölfarbe eingeprägt worden. Ich entdeckte auch kleine Leinwandfaserchen auf dieser selben Stelle und bei dem genau untersuchten Sackleinen, darin das Bild verpackt gewesen, Spuren von Ölfarbe. Durch dies alles stutzig geworden, untersuchte ich die Rückwand des Gemäldes und glaubte zu bemerken, daß die Leinwand, obgleich alt aussehend, erst kürzlich bemalt worden war. So kam ich auf die Idee, eine Kopie vor mir zu haben. Dann kam die verfrühte Erkundigung Bornsteins nach dem anonymen Brief, die berühmte „große Dummheit“.

Nun hatte ich bereits gehört, daß Bornstein total verschuldet sei und, da Auhagen hypothekarisch überlastet, vor dem Zusammenbruch stehe. So fügte sich ein Verdachtsmoment zum anderen. Aber sie alle wurzelten in der Tatsache, daß das gefundene Bild, das ja auch

nach Bornsteins Wunsch gefunden werden sollte, eine Kopie war. Und daß mir das nicht entgangen ist, verdanke ich meiner scharfen Lupe.“

„Zunächst doch Ihrem scharfen Blick,“ meinte Ahrend.
„Und wenn mein irregegangener Freund sich nun doch noch zu einem rechtlichen Leben durcharbeitet und seine arme Familie nicht in Schmach und Schande gestürzt ist, so verdanken wir das — Ihrem guten Herzen.“

„Nein, einem fröhlichen Kinde.“





Dar es Salaam.

Ein Städtebild aus unseren Kolonien.

Von Th. v. Wittembergk.



Mit 8 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Ausländische Stimmen behaupten immer noch, wir Deutschen wüßten nicht zu kolonisieren, und auch dort, wo wir bereits seit längerem Fuß gefaßt hätten, wären die erzielten Erfolge nur äußerst gering.

Diese Behauptung ließe sich schon durch den Hinweis abtun, daß, wie die Geschichte der Kolonisation aller Völker lehrt, gerade die Anfangszeit die allerschwierigste ist, und erst nach ihrer Überwindung ein schnelleres Aufblühen der Kolonien erfolgt. Besser aber als Worte reden Tatsachen, und so sei denn der Leser nach einer unserer wertvollsten Kolonien, nach Deutsch-Ostafrika, geführt, um an Dar es Salaam, dem Sitz der Regierung, zu erkennen, was deutsche Umsicht und deutsche Tüchtigkeit bis jetzt geleistet haben.

Die Hauptstadt Deutsch-Ostafrikas liegt in halbmond-förmiger Gestalt am Nordgestade einer schönen Bucht. Eine nur etwa 250 bis 300 Meter breite, gewundene Einfahrt führt in den etwa drei Seemeilen langen und eine Seemeile breiten Hafen, der groß genug ist, um zahlreiche Schiffe aufzunehmen, und zu-

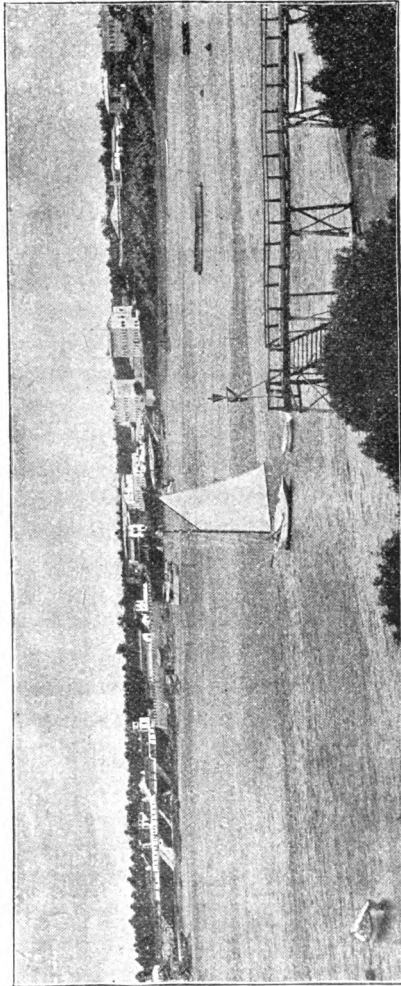
gleich einen vortrefflichen Schutz gegen Wind und See-
gang gewährt. Die Tiefenverhältnisse gestatten selbst
großen Schiffen die Benützung des Hafens. Der Strand
ist meist sandig, auch dort, wo er von Mangrovegebüsch
bedeckt wird. Dieses ist hier nicht von der gleichen
Dichtigkeit und Appigkeit, wie man es sonst in den
Tropen anzutreffen gewohnt ist, sondern tritt niedrig
und zerstreut auf und gestattet mit Bequemlichkeit den
Zugang zu den Ufern. Die Uferböschung erreicht, in-
dem sie ungefähr dreißig Schritte vom Strande zurück-
tritt, eine Höhe von durchschnittlich 40 Fuß.

Bei der Einfahrt in den Hafen, der durch zahlreiche
Daus belebt wird, Station der Ostafrikanischen Dampfer-
linie ist und zugleich durch sein gewaltiges Schwimm-
dock eine Reparaturwerkstätte für die Kriegsschiffe und
Regierungsfahrzeuge darbietet, gewährt Dar es Salaam
mit seinen grünen Ufern, den herrlichen Gruppen der
schlanken Kokospalmen, der Baobabs, Melonenbäume
und Mangobäume und den weißen Häuserbauten, die
sich von dem tiefblauen Tropenhimmel scharf abheben,
einen bezaubernden Anblick. Zur Linken erhebt sich ein
kleines Steinhäuschen, das mit einigen Soldaten der
Schutztruppe belegt ist. Sobald sich ein Dampfer nähert,
hissen sie eine Flagge und präsentieren dann, wenn das
Schiff vorüberfährt, das Gewehr. Zur Rechten schim-
mert auf einer Landzunge die protestantische Mission
durch die Palmen, die ihre Wipfel leise hin und her
bewegen. Dahinter blicken die stattlichen Gouvernements-
gebäude, von ausgedehnten Gartenanlagen umgeben,
hervor. Nachdem der Dampfer Anker geworfen hat,
bringen von Eingeborenen geruderte Boote die Reisen-
den mit wenigen Ruderschlägen an den Strand.

Dar es Salaam war noch vor einer kurzen Zeit-
spanne ein ganz kleiner, unbedeutender Ort. Der

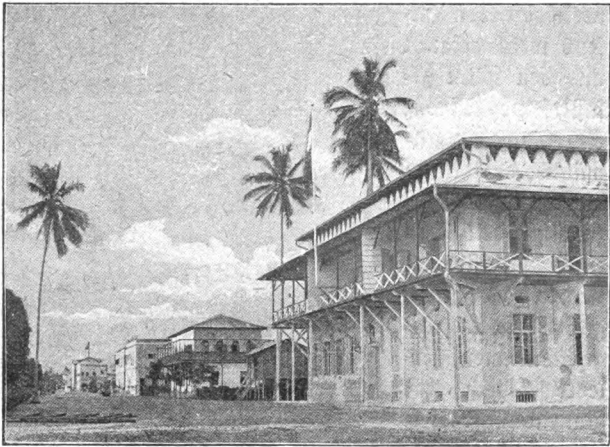
Sultan Said Madjid von Sansibar, der Vorgänger und Bruder des bekannten Sultans

Said Bargasch, hatte die Wichtigkeit des leicht zu verteidigenden Hafens wohl erkannt und den Plan gefaßt, seine Residenz von Sansibar allmählich dorthin zu verlegen. Er ließ zunächst den Bau eines Palastes im Süden der heutigen Stadt in Angriff nehmen, erlebte jedoch die Vollendung desselben nicht. Als Sultan Madjid im Jahre 1871 starb, waren erst zwei Häuser am Strande fertig. Der größte Teil der Bevölkerung verließ den Platz wieder, und der Palastbau fiel in Ruinen. Heute zählt Dar es Salaam 20,000 Einwohner in 327 Steinhäusern und 1500 Makutihütten.



Erster Anblick von Dar es Salaam bei der Einfahrt in den Hafen.

Auf der Uferhöhe läuft die Strandstraße in großem Bogen um den Hafen, um dann in die Kaiserstraße einzumünden. An ersterer liegt neben verschiedenen Gebäuden der Verwaltung das neue Postgebäude, ein an den arabischen Stil erinnernder Bau, das Kasino der Regierungsbeamten, das Gouvernementsgebäude und das Pulvermagazin, an letzterer die besetzte Station

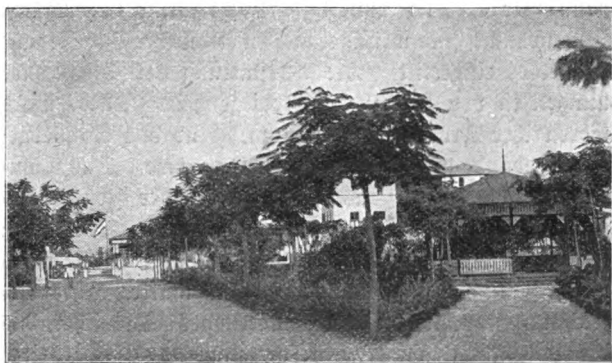


Kaiserliches Postamt in der Kaiserstraße.

mit zwei Bastionen, die geschmackvolle evangelische Kirche, die etwas ernstere katholische Kirche mit den Klöstern St. Joseph und St. Maria, das Usagarahaus, das Zollgebäude, Magazine und die Ruinen des schon erwähnten Sultanspalastes, die der Sultansgarten umschließt. In ihm hält die Schutztruppe vielfach ihre Übungen ab. Parallel zur Kaiserstraße läuft die gleichfalls fast nur von Steinhäusern eingefasste Hauptstraße, die Barra-rafa, in der sich die Warenhäuser, Läden, Werkstätten und mehrere Gasthöfe und Restaurants

befinden. Die Verlängerung derselben nach Süden bildet die Araberstraße, in die mit spitzem Winkel die Juderstraße einschneidet.

Vordem galt Dar es Salaam für sehr ungesund, gegenwärtig indessen darf es dank der umsichtigen deutschen Pionierarbeit als der gesündeste Platz Ostafrikas bezeichnet werden. Die Sümpfe zwischen Dar es Salaam und Upanga sind ausgetrocknet worden, gegen

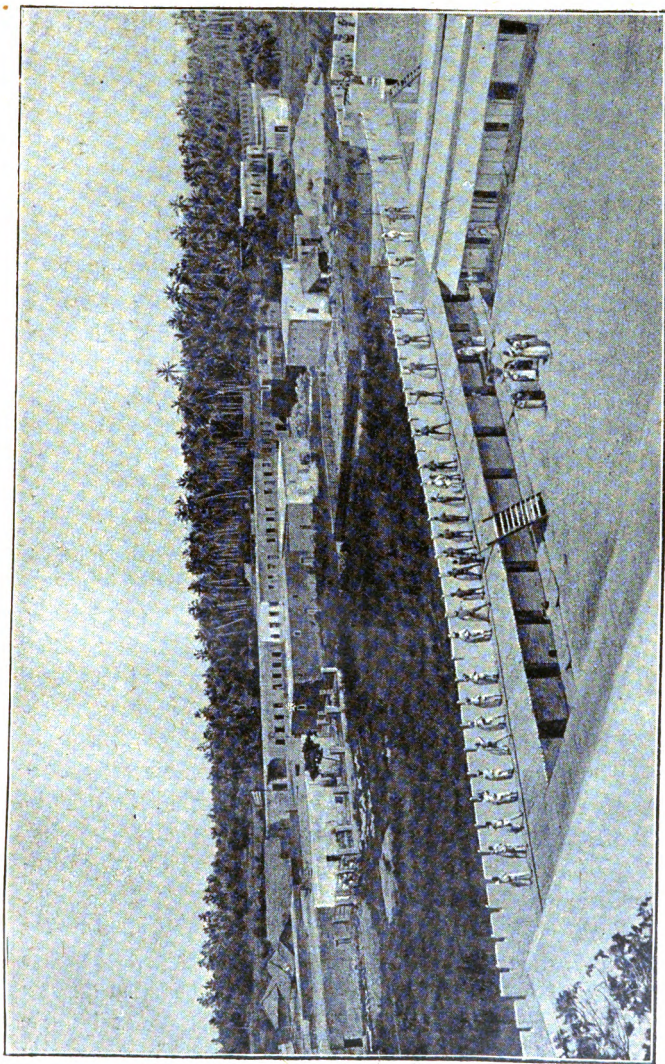


In den Anlagen der Kaiserstraße.

zwanzig Brunnen, die bis zu 30 Meter Tiefe hinabgehen, liefern ein vortreffliches Trinkwasser, eine Kanalanlage leitet mit ihrem Röhrensystem die Stauwässer der Regenzeit ab, und eine strenge Straßenpolizei sorgt für die öffentliche Ordnung und Reinlichkeit. Der Eindruck, den die deutsche Neustadt erweckt, ist daher ein äußerst anheimelnder. Die Straßen sind breit und sauber, von Bäumen eingefasst und mit Anlagen geschmückt, und die Gebäude weisen geschmackvolle Formen auf und sind zugleich für die klimatischen Verhältnisse sehr zweckmäßig eingerichtet.

Sämtliche unter deutscher Verwaltung aufgeführten Häuser sind große, lustige Baulichkeiten in lichtem Mauerwerk. Das feste Untergeschoß ist aus Korallenstein erbaut, auf dem das Obergeschoß aufsetzt, das aus Fachwerk, Holz- oder Eisenkonstruktion besteht und von einer geräumigen Veranda umgeben ist. In der Mitte eines jeden Hauses läuft ein breiter Flur. Bei einigen Häusern setzt er sich auch durch das Obergeschoß hin fort, so daß dann eine große offene Halle entsteht, die oben von einer Galerie umschlossen wird. Die Wände der Innenräume sind weiß getüncht und durch bunte Striche in Felder eingeteilt. Die Ausstattung der Dienstwohnungen ist von behaglicher Gediegenheit. Alle Häuser kehren ihre Front dem Hafen zu. Nur das Gouvernementsgebäude macht davon eine Ausnahme. Das Gouvernementsgebäude, das die Bureaus der Zentralverwaltung beherbergt, liegt an einem weiten Platz, den zahlreiche Wege durchschneiden. In der Mitte dieses Platzes befindet sich die große Schaurihütte. Ihre Bezeichnung stammt von dem Suaheliwort schauri her, das die Bedeutung „wichtige Besprechung“ hat. Derartige laubenförmige Schaurihütten besitzen alle Stationen unserer ostafrikanischen Kolonie, da sie zur Abhaltung von Verhandlungen zwischen den Stationsvorstehern und den Eingeborenen dienen. Diesen Zweck erfüllt auch in Dar es Salaam die Schaurihütte. Außerdem werden in ihr die Gerichtsverhandlungen vom Bezirksamt abgehalten. Jeden Mittag, Punkt zwölf Uhr, wird hier ein Kanonenschuß abgefeuert, der den Beginn der Schaurisitzungen verkündet.

Im Park des Gouvernementsgebäudes ist ein Versuchsgarten von etwa 2½ Hektar Größe eingerichtet worden, welcher der Abteilung für Versuchskultur untersteht. Ferner ist beim Pulvermagazin eine Pflanzung



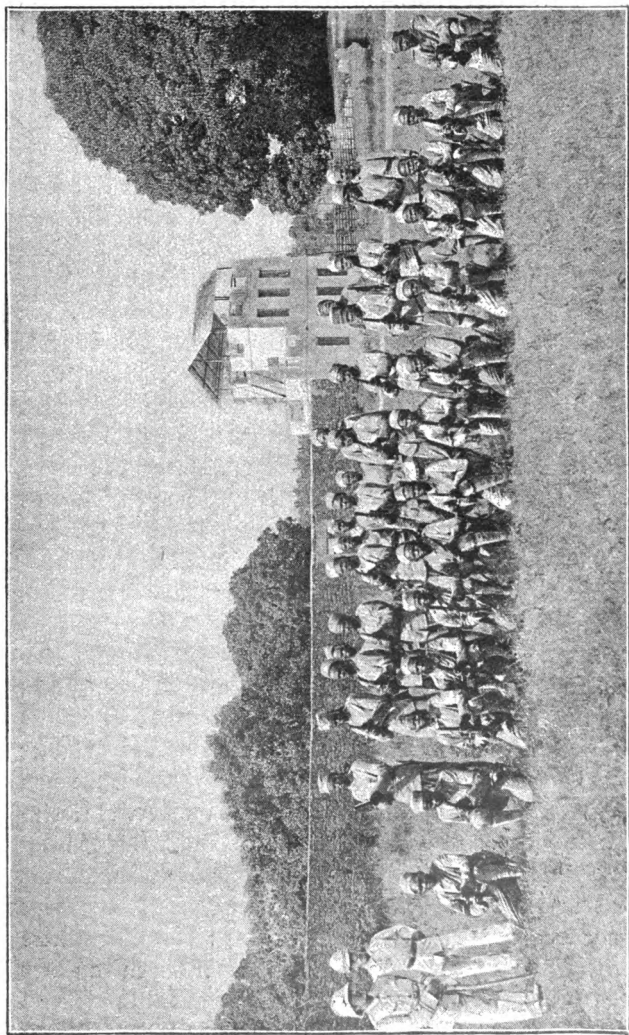
Dar es Salaam im Verteidigungszustand, vom Dache der Station aus gesehen.

von 4500 Maulbeerbäumen und in der Nähe Dar es Salaams am Msimbasißbach eine solche von 4000 Kokospalmen angelegt worden.

An den Gouvernementspark stößt der Paradeplatz, auf dem bei festlichen Gelegenheiten die Aufstellung der Schutztruppe erfolgt. Dicht daneben liegt das stattliche Gebäude der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft.

Ein besonderes Interesse erwecken noch die Stationsgebäude mit ihren flachen Dächern, die von einer steinernen Brustwehr gekrönt werden. Sie dienen als Kaserne der Schutztruppe und enthalten außerdem Proviantmagazine, Werkstätten und Stallungen. Das Artilleriedepot ist mit Geschützen aller Art, leichten Feldgeschützen, Mörsern, Revolverkanonen und Maschinengewehren reich ausgestattet. Wer die Schutztruppe, die sich vorwiegend aus Sudanesen zusammensetzt, unter den deutschen Offizieren und Unteroffizieren, denen noch farbige Unteroffiziere zur Seite stehen, bei ihren Übungen beobachtet, wird über die schnelle und militärisch stramme Ausführung der Kommandos erstaunt sein. Freilich erfordert die Ausbildung Geduld und Ausdauer, aber sind die ersten Schwierigkeiten, zu denen nicht zuletzt die Verständigung in der Umgangssprache, dem Suaheli, gehört, aus dem Wege geräumt, so stellen die Sudanneger, wie der Araberaufstand und die verschiedenen Strafexpeditionen bewiesen haben, ein sehr brauchbares Truppenmaterial dar.

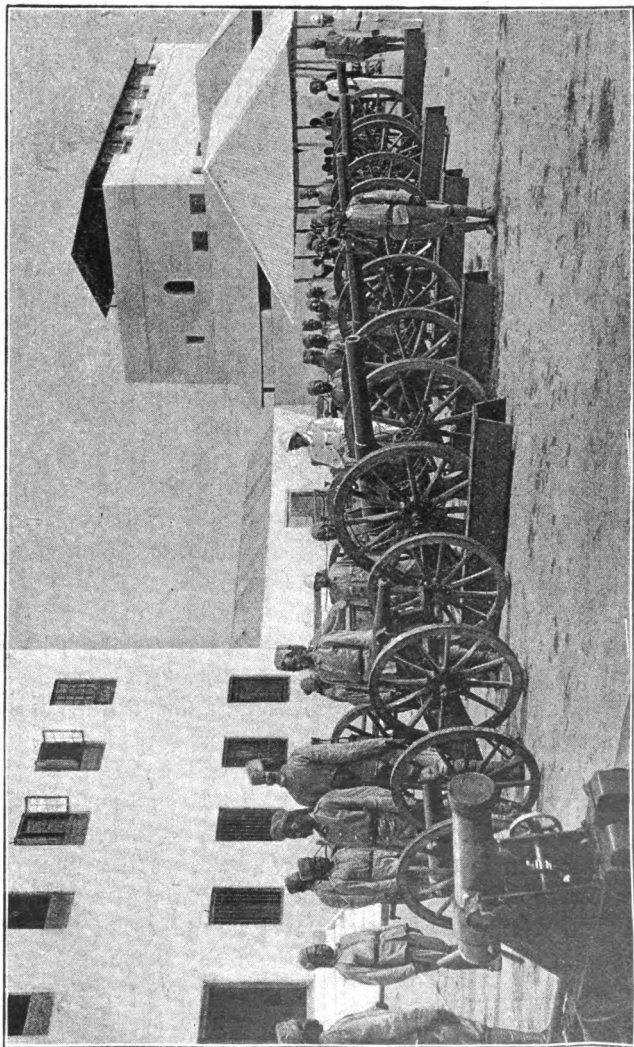
Man kann mit Recht behaupten, daß es sich gegenwärtig in Dar es Salaam ganz behaglich leben läßt. Zwar muß sich der Körper erst an die klimatischen Verhältnisse gewöhnen, aber ist dieses geschehen, so fühlen sich die deutschen Offiziere und Beamten an dem Ort ihrer neuen Wirksamkeit bald wohl. Wer längere Zeit in Dar es Salaam geweilt hat, hängt an ihm



Feldienstübung der Besatzungstruppe von Dar es Salaam.

mit aufrichtiger Zuneigung. Auch die deutschen Frauen, die ihren Männern in die ostafrikanische Kolonie hinausfolgen, gewinnen das dortige Leben in kurzem Lieb. Allerdings muß man sich seiner Eigenart anzupassen wissen. So gibt es zum Beispiel keine weibliche Bedienung. Selbst in der Küche sind Negerburschen, die sogenannten Boys, tätig. Sie verstehen zwar etwas Deutsch, können es aber selbst nicht sprechen. Da muß dann die Zeichensprache anfänglich zur Verständigung herangezogen werden, bis sich die Dame des Hauses ausreichende Kenntnisse in Suaheli erworben hat, um nun ihre Anordnungen mündlich erteilen zu können. Nach des Tages Last und Arbeit bieten gesellschaftliche Veranstaltungen Abwechslung und Kurzweil. Im Hotel „Deutsches Haus“ oder „Zur Krone“ plaudert es sich gar traulich in den kühleren Abendstunden bei einem Schoppen deutschen Gerstensaftes. Einen besonderen Festtag aber bedeutet es, wenn ein Dampfer der Ostafrikanischen Linie in den Hafen einläuft und Briefschaften, Zeitungen und Zeitschriften aus der fernern Heimat mitbringt.

Der Grundstock der Bevölkerung der Altstadt sind die Suaheli, denen sich infolge der so lange geübten Sklaverei Eingeborene aus allen Teilen Mittelafrikas beimischen. Auch Araber und Indier, die als Händler ansässig sind, sind zahlreich vertreten. Im Besitze von Arabern finden sich auch in der Altstadt bereits Steinhäuser vor, aber die ursprüngliche Bauart überwiegt doch noch bei weitem. Diese Hütten, deren Wände aus einem mit Lehm ausgefüllten Zweiggeflecht hergestellt sind, während das Dach aus Blättern der Kokospalme besteht, zeigen rechteckigen Grundriß, haben an der Längsseite eine Veranda und sind im Innern in mehrere halbdunkle Räume geteilt. Diese Räume sind oft ziem-

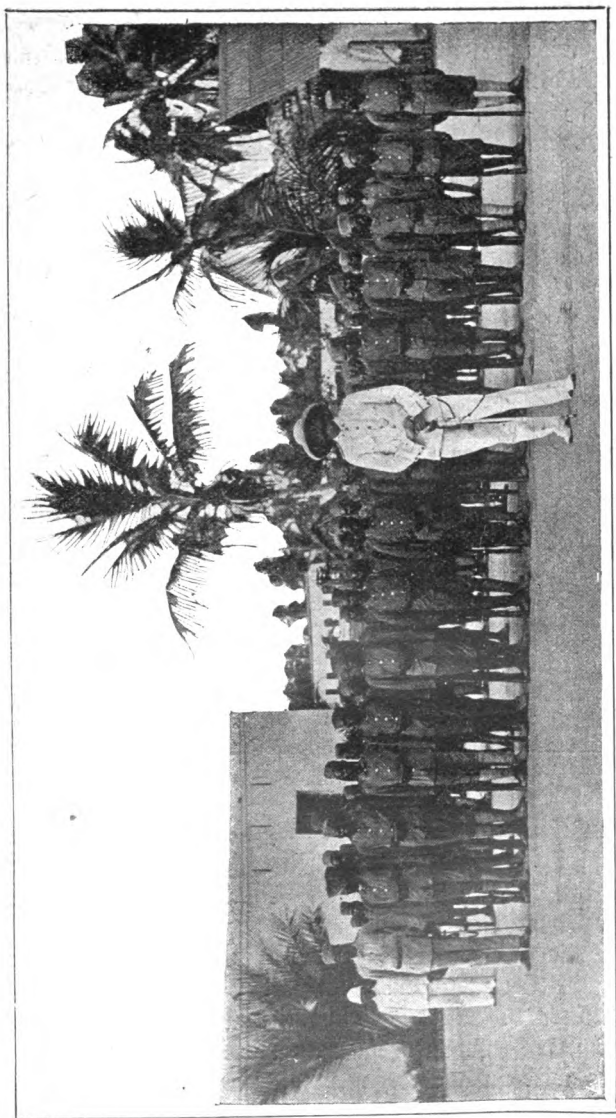


Artilleriesdepot in Dar es Salaam.

lich groß und trotz des herrschenden Halbdunkels recht wohnlich. An die Hinterfront der Hütten schließt sich meist ein kleiner, mit groben Matten eingezäunter Hofraum.

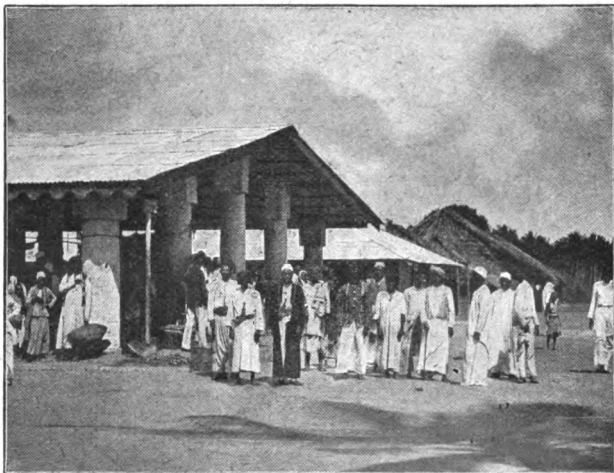
Die Einrichtung ist einfach. Weit aus das wichtigste Stück derselben ist ein Bett, ein auf vier Füßen stehender Rahmen, der mit Kokosstricken oder Mattenstreifen bespannt ist. Darauf wird Nachts eine Matte gebreitet, und ein mit dem weichen, trockenen Fruchtfleisch des Affenbrotbaumes gefülltes Kissen gelegt. Wer kein Bett hat, der begnügt sich einfach mit den Matten, die von den Weibern hübsch in bunten Mustern angefertigt werden. Tische gehören schon zu den Luxusartikeln. Europäisches Geschirr trifft man dagegen überall an, daneben aber auch die großen, selbstgeformten Töpfe. Sonst sieht man noch einige Löffel und einen aus einer Kokosnuß mit Stiel bestehenden Schöpfer, sowie den Holzmörser und Stößel zum Stampfen der Getreidearten.

Obwohl, wie bereits angedeutet, die Eingeborenen ein buntes Gemisch der verschiedensten afrikanischen Stämme darstellen, so zeigen sie doch äußerlich in der Kleidung ein einheitliches Gepräge. Am besten kann man sie beobachten, wenn Männer und Frauen nach der Markthalle kommen, um Fische, Krebse und Muscheln, Bohnen, Kürbisse, Pfeffer, Tomaten, Orangen und Zitronen zum Verkauf feilzubieten. Die Männer tragen den weißen Lendenschurz um den Leib, der etwas bis unter das Knie reicht und vielfach einen bunten Saum besitzt. Am Körper wird oftmals ein weißes, gemirktes Baumwollenleibchen getragen, über das man das weiße oder braune Hemd zieht. Die Füße stecken zuweilen in Ledersandalen. Den Kopf bedeckt noch bei vielen die schöne, zierlich ausgenähte Suahelimütze, die indessen



Schutztruppenkompanie.

immer mehr durch den roten Feß verdrängt wird, an dem die Schwarzen aber keine Quaste anbringen. Vornehmere Leute dagegen pflegen ein rotweißes und blaues Turbantuch oder die zylinderförmige bunte Fumbemüge zu tragen. Die Männer nähen sich ihre Kleider selbst. Besonders die sorgfältige Ausführung der Suahelimüge ist ihre Lieblingsbeschäftigung in den zahlreichen



Markthalle der Farbigen in Dar es Salaam.

Mußestunden. Sie zeichnen sich dabei die Muster mit Bleistift vor und vernähen feine blaue Stoffteile in die Mütze, so daß sie nach dem Waschen einen bläulichen Anflug erhält.

Die Weiber gehen sämtlich unverschleiert. Ihr Hauptkleidungsstück ist ein mit schwarzen und roten Mustern bedrucktes Baumwollenzug, das oberhalb der Brust fest zusammengeschlagen wird. Über die Schultern wird ein anderes, meist mit einem Saum versehens

buntes Zeugstück gelegt. Das Haar wird entweder kurz getragen oder rasiert oder, mit Sesamöl bestrichen, zu Frisuren verflochten. Bei der einen Frisur werden die Haare zu zwei kleinen Buckeln auf jeder Kopfseite aufgetrieben, bei der anderen werden sie zu dünnen bis zum Nacken verlaufenden Büscheln vereinigt. Den Kopf bedeckt das sogenannte Ukaya, das aus bunten Baumwollsträhnen besteht, die, um das Kinn geschlungen, am Scheitel durch eine silber- oder goldumspinnene Schließe zusammengefaßt werden. Von dieser hängt ein langes, in einen Zipfel endendes blaues Tuch über den Rücken herab.

Schmuck aller Art ist sehr beliebt. Unter die Augen malt man sich schwarze, dunkelblaue, seltener hellblaue Striche. Um den Hals legen die Frauen feine silberne Ketten, die sich angenehm von der glänzend braunen Haut abheben. Das Handgelenk umschließen die Timbis, silberne Nüsse, die auf eine Schnur gereiht sind. Breite Silberreife aus Münzen stecken auf den Fingern der meist feingeformten Hände. Um die Knöchel werden mitunter schwere silberne Bänder gewunden, die Tali, die aber ihren Besitzerinnen einen watschelnden Gang verleihen.

Der Name Dar es Salaam stammt aus dem Arabischen und bedeutet Hafen des Friedens. Bleibt die Stadt das, was ihr Name ausdrückt, so wird sie sich auch fürderhin freudig entwickeln, und diese Weiterentwicklung wird aller Wahrscheinlichkeit nach noch um vieles schneller als bisher vor sich gehen. Denn nach langem Zögern hat der Reichstag endlich den Bau einer Eisenbahn nach Mrogoro bewilligt, wodurch das Hinterland erschlossen, und Dar es Salaam erst völlig zum Mittelpunkt Deutsch-Ostafrikas gemacht wird.





An der Schwelle des Todes.

Novellette von Ida Großmann.



(Nachdruck verboten.)

Seit acht Tagen bin ich hier im Sanatorium und fühle mich weit behaglicher, als ich vermutet hatte. Mein Zimmer ist groß und lustig, und die Menschen sind alle gut zu mir. Natürlich bin ich umgeben von Kranken, hohläugigen, engbrüstigen Leuten, doch auch solche sind darunter, denen man ihre Leiden so wenig ansieht wie mir — na, ich bin aber auch nicht krank.

Mein lieber alter Sanitätsrat war wohl wieder einmal zu ängstlich. Das macht, daß er mein Vormund ist und Mama und Papa so lieb hatte. Was bedeutet denn das bißchen Stechen beim Atmen! Wenn er wüßte, welche Schmerzen ich stets hatte, und wie sich dann mein Taschentuch rot färbte, wenn ich mit Walter so recht toll geritten war, und ich lebe doch noch und fühle mich ganz wohl!

Nun, besser Vorsicht als Nachsicht — und ein heimatloses Vöglein wie ich kann sich überall sein Nest bauen. Ein Glück, daß wir's haben, wie die Frau Baronin stets sagte, wenn Ella und ich uns nicht gütlich genug tun konnten an Schlagjahne und Apfelfuchen.

Natürlich fand ich hier schon eine Ansichtskarte von

Walter vor. Ein guter Junge, mein Walterchen, er liebt mich — rein toll! Er will mich mal besuchen. Na, wird das ein Aufsehen erregen, wenn solch flotter Leutnant kommt!

Man ruft zu Tische. Ich habe mein weißes Reformkleid angezogen, in welchem ich Walter so gut gefalle. Ich liebe es doch sehr, wenn mich die Menschen hübsch finden.

Zwei langweilige, öde Tage liegen hinter mir, nichts hat sich ereignet, was wert gewesen wäre, aufgeschrieben zu werden, außer daß der Oberarzt Fräulein Telle tüchtig auszankte, weil sie im Nebel draußen herumlief.

Wenn Ella wüßte, daß ich ein Tagebuch führe — ich, die oft zu faul war, eine Postkarte zu schreiben! Ich finde es hübsch, daß man hier den Zustand der „Ermüdung“, den Mademoiselle in der Pension stets als „Faulheit“ bezeichnete, „Schwäche“ nennt; das klingt nicht so hart, und man darf sich mit gutem Gewissen der Ruhe hingeben.

Was werde ich wohl alles in dieses Tagebuch schreiben? Ob ich es als Walters Frau abschließen werde? Ich denke mir's schön, wenn ich mal alt — Walter freilich sagt, ich würde nie alt werden, ich bliebe immer jung und schön — und ein Großmütterchen mit Spitzenhäubchen und Brille bin, und ich lese dann alles wieder, was ich als Backfisch — eigentlich häßliches Wort! Siebzehnjährige Jungfrau klingt viel poetischer! — geschrieben habe. Wie ich wohl in einer Brille aussehe? Einen Kneifer kann ich nicht tragen, der sitzt mir nicht, wenigstens nicht der vom Onkel Sanitätsrat — doch ich will's abwarten. Kommt Zeit, kommt Rat!

Doch da schreibe ich dummes Zeug, anstatt dem guten Onkel die versprochene Epistel zu senden. Wenn

ich nur wüßte, was ich ihm schreiben sollte? Etwas, daß ich es für höchst überflüssig halte, daß er mich hierher gebracht, oder daß Fräulein Mertens behauptet, wer in dieser Anstalt sei, komme nicht mehr lebend heraus? Puh, die alte Unte! Wie sie mich anstarrt, wenn ich lache! Und ich lache doch so gerne, habe auch wahrhaftig keinen Grund, solche Leidensmiene zu machen wie sie. Ich glaube, sie will sich interessant damit machen.

„Nichts Neues unter der Sonne!“ wie unser alter Pfarrer immer sagte. Alle Tage dasselbe Einerlei, ich fange an, mich nach Walters versprochenem Besuche zu sehnen. Wenn er mir aber keine Pralines mitbringt — Jungchen, dann geht dir's schlecht! Ja, ja, ich komme schon — nun geht's mit Fräulein Telke in den Wald; sie ist sehr nett, nicht so miesepetrig wie die anderen.

Heute kam ein schöner Schmuck für mein Zimmer an, Onkel Sanitätsrat — das Wort wird mir für die Dauer zu lange, ich schreibe einfach Onkel Theo — schickte mir das letzte Bild, das Papa gemalt hat.

Wie es mir zulächelt! Man vergißt bei seinem Anblick, daß es aus Leinwand besteht, denn es scheint aus Lichtstrahlen, Sonnenblitzen und huschenden Schatten gewoben. Alles flimmert, schimmert, wogt und flutet! Mir ist dabei, wie wenn ich wieder zu Hause in unserer Villa wäre und durch Papas Fenster ins Freie sähe. Ach, mein lieber Papa, und mein süßes Mamachen, warum müßtet ihr so frühe sterben!

Ich erinnere mich noch dunkel, wie bei Papas Beerdigung die Leute untereinander flüsterten, wie sie mich mitleidig anschauten. Mir war es damals, als würden

sie nicht nur die Waise in mir bedauern, als gäbe es noch etwas mir Unbekanntes, dem ihre ängstlichen Blicke galten. Mamachen hustete so viel, und als ich mit Papa nach Davos reiste, durfte er keinen Pinsel mehr berühren, und das machte ihn krank, daran starb er. —

Nun sind sie wieder da, die dummen Tränen, und ich soll doch nicht weinen! Aber wenn ich an all das denke, wird mir's so wehe ums Herz, und ich kann nur weinen — weinen! — —

Doch da seht mal wieder die Thielen, nun geht sie heute zum zweiten Male mit dem langen Engländer in den Wald! Wie gravitatisch sie einherschreitet, wie ein Storch — gefällt ihm doch nicht und wenn du dich auch noch so sehr aufzuputzen suchst! Und er, elegant wie immer, und dabei immer korrekt — und schrecklich fade. Ach, da ist doch mein Walterchen ein anderer, fesch und furchtbar lieb!

Endlich ein neues Gesicht, man freut sich ordentlich darüber! Er ist ein junger Doktor, schlank, Haare und Augen dunkel, eigentlich schön, wenn er nicht gar so blaß und melancholisch wäre. Ich finde solche Männer riesig interessant, das ewige Lachen und Scherzen Walters macht mich oft nervös und gereizt. Ob er wohl auch so ernst sein kann wie Doktor Keller? Doch ich glaube, das stünde ihm gar nicht, dazu hat er zu sonnige Augen.

Ob Doktor Keller wohl sehr krank ist? Er tut mir so leid. Wenn ich doch wüßte, wie ich diesen traurigen Augen ein Lächeln entlocken könnte! Bei Tische aß er kaum einen Bissen, und dann ging er lange mit dem Oberarzt unter meinem Fenster auf und ab. Fräulein v. Klette, die bei Tische neben ihm saß, war gar nicht nett zu ihm, sie ist stets nur mit ihrer eigenen Person

beschäftigt und sprach kein Wort mit ihm. — Wenn ich mal an ihn herantomme, werde ich ihn schon zum Sprechen bringen — vielleicht hat er Heimweh!

Lang habe ich nichts geschrieben, die laue Luft hier macht mich so müde, ich könnte immerzu schlafen.

Mit Doktor Keller habe ich mich öfters unterhalten, er scheint ein hochbegabter, vielgereister Mann zu sein. Wir sprachen von Italien, von meinem schönen Neapel, wo ich die schönsten Jahre mit meinen Eltern verbracht, und das er auch liebt.

„O dolce Napoli,
O suol' beato!
Ove sorridere . . .“

Weiter kam ich nicht, meine Stimme war ganz heiser und klanglos. Wie oft hatte ich Papachen dieses Lied gesungen — ich muß mehr singen. Sobald ich diese schreckliche Müdigkeit überwunden, trillere ich wieder wie ein Vöglein!

Gestern wurden sämtliche Insassen des Sanatoriums mit Heilserum geimpft. Außer einigen in der kleinen Villa und Doktor Keller und mir haben sie alle reagiert und liegen mit hochgradigem Fieber im Bette. Die Armsten! Ja, ja, ich sagte ja stets, daß ich nicht krank sei, und freue mich diebisch, daß Doktor Keller nun auch einen Beweis hat, daß er nicht so krank ist, wie er sich einbildet. Ich nehme nun ein Buch und birsche mich an ihn heran. M. w. — machen wir!

Zweimal an einem Tage wollte ich eigentlich nie ins Tagebuch schreiben, doch mein Herz ist übervoll, ich muß ihm Luft schaffen!

Das Heranbirschen heute vormittag gelang großartig. Als ich in die Nähe der Laube kam, sah mich Doktor Keller ganz erschrocken an.

„Wie, auch Sie, Fräulein v. Geldern, haben nicht reagiert?“

„Wie Sie sehen, gehöre auch ich zu den Glücklichen, und ich freue mich.“

„Sie freuen sich?“

Mit welchem Gesichte er das sagte!

„Natürlich, Herr Doktor, freue ich mich, daß Sie nun einen Beweis haben, daß Sie nicht mehr allzulange hier bleiben müssen.“

„Sie haben recht, gnädiges Fräulein, eine Beschleunigung —“

„Unserer Besserung wird nun bald eintreten, und wir werden ganz —“

„Ohne alle Schmerzen, ohne allen Kummer sein. Das wird eintreffen, bei Ihnen und bei mir.“

Bei den letzten Worten sah er mir so eigentümlich in die Augen und drückte heftig meine Hand. Und etwas Beseligendes, Beglückendes flog in mir auf — ach, es war ein anderes Gefühl, als wenn mich Walter mit seinen lachenden Augen ansah. Mir war plötzlich, als wären wir zwei ganz allein auf der Welt und hätten von jetzt ab einen gemeinsamen Weg, den wir Hand in Hand gehen müßten. Mir wurde plötzlich so sonderbar, so hell und doch so neblig vor den Augen, alles umher schien sich vor mir zu drehen. — Als ich wieder zu mir kam, fühlte ich, daß Doktor Keller seinen Arm um mich gelegt hatte, und ich an seiner Brust ruhte.

„Armes Kind, armes Kind!“ flüsterte er immer und immer wieder und strich mir sachte die wirren Haare aus der Stirne.

Mir aber war so wohl, so wohl! Eine tiefe Ruhe kam über mich, wie ich sie nie mehr gefühlt, seit Mütterchen tot ist. Nun weiß ich, wir haben uns lieb — wir, die einzig Gefunden in diesem großen Hause!

Ich erzählte ihm von meinen Eltern, von meiner Pensionszeit, in welcher ich gar manches Stückchen geliefert, und manchmal huschte ein Lächeln um seinen ernstesten Mund und seine lieben Augen, das wie ein Sonnenstrahl wirkte. Morgen gehen wir zusammen in den Wald, da zeige ich ihm meine Lieblingsplätzchen. Ach, wie schön ist doch das Leben! Doktor Keller hat recht, wenn er sagt, man müsse jeden Augenblick ausnützen.

Was Walter dazu sagen wird? Doch ich glaube, es wird besser für mich sein, einen ernstesten Mann zu heiraten. Zwei tolle Menschen wie Walter und ich taugen nicht füreinander. Wo bliebe da meine Hausfrauenwürde? Und Doktor Keller — er heißt Alfred — braucht ein Wesen, das ihm die trüben Gedanken verschuecht. Und das soll in Zukunft meine Aufgabe sein!

Was soll Onkel Theos Brief bedeuten? Nichts als Vorwürfe stehen darin, daß ich nie nach seinen Vorschriften gelebt, daß ich leichtsinnig war mein Leben lang &c. &c. Was er damit sagen will? Ich hoffte, er würde sich freuen, wenn er den Bericht des Oberarztes erhalten würde, und statt dessen ist er außer Rand und Band. Ich danke, Herr Onkel, bin aber viel zu glücklich, um dir diesen Überfall, dessen Grund ich absolut nicht verstehe, übelzunehmen. Meinetwegen werde ich in Zukunft, zu deiner Beruhigung, deine Anordnungen samt Ermahnungen, die du mir schreibst, in Form von gedrehten Willen schlucken, damit sie aufgehoben sind

und du mit mir zufrieden bist — bange machen, gilt nicht, Onkelchen, und mir scheint, wohin ich blicke, die Sonne des Glückes.

Um acht Uhr gingen wir gestern morgen — er und ich, wie süß das lautet! — in den Wald. Das Wetter hatte sich geändert, die Luft war feucht und weich. Ich fragte ihn, ob ihm der Nebel nicht schade, da lächelte er und meinte, wir beide könnten ihn wohl ertragen, es wäre nicht nötig, die Meinung des Oberarztes zu erfragen.

Stumm schritten wir nebeneinander her. Der Sonnenschein kämpfte mit dem Nebel. In dem weiten Walde glitzerte und flimmerte es von Tau, und ein schillernder bläulicher Dunst vermischte die Ferne. Die Bäume hoben sich in tiefen, satten Farben aus dem Nebel. Die Birken mit ihren grellweißen Stämmen und ihrem goldschimmernden Laub erschauerten schwermütig dem Tode entgegen. Daneben standen die dunklen Kiefern in ihrem ewig grünen Kleide, stolz im Bewußtsein, daß ihnen Herbst und Winter nichts antun können, und auf dem Boden leuchtete das Moos smaragdgrün, wenn ein Sonnenstrahl darüber hinhuschte.

Noch nie war mir der tiefe Ernst des dahinschwindenden Lebens in der Natur so voll zum Bewußtsein gekommen wie heute, als ich an seiner Seite dahinschritt.

Mein stummer Begleiter schien das gleiche zu fühlen, seine Stirn lag in Falten, ein Zug der Qual verbüsterte sein Gesicht.

Plötzlich nahm er meinen Arm, zog ihn durch den seinen, und nun fing er an zu reden, zu erzählen, von all dem Schönen, das er gesehen, von seiner Heimat, dem stillen Pfarrhause, wo die Eltern in gegenseitiger Liebe walten, wo er seine Jugend verbracht, wo er

gehofft, die Stelle des Oberarztes am dortigen Bezirkskrankenhanse zu bekleiden. Dann brach er plötzlich ab — mir war zu Mute, als sei eine Saite gesprungen.

Zum Glück traten wir nun aus dem Walde, der uns in seinem hilflosen Sterben nur traurig gestimmt hatte.

Wir gingen eine Allee von Ahornbäumen entlang, die in der Sonne purpurn erglühten. Ich fand nun wieder meine fröhliche Stimmung, und als wir auf dem Hügel, meinem Lieblingsplätzchen, ankamen, war auch aus seinem Gesichte das Düstere gewichen, und wir plauderten fröhlich zusammen.

Als wir den Heimweg antraten, bat ich ihn, nicht mehr den Weg durch den Wald zu nehmen, der uns beide so trübe gemacht hatte.

„Und ich finde es gerade so schön, wenn der Wald ohne Klagen, ohne Murren sich zum Sterben anschickt. Davon könnten wir Menschen viel lernen.“

„Aber ich will überhaupt nicht ans Sterben denken, ich möchte nur Glück und Freude atmen und finde es gerade düster genug in unserem Sanatorium unter all den vielen Kranken.“

„Ich glaube, gnädiges Fräulein, wenn Sie ernstlich darum bitten, werden Sie entlassen.“

„Und Sie?“

„Ich? Ich bleibe.“

„Dann bleibe ich auch.“

Raum hatte ich das gesagt, da umfaßte er mich, schloß mich in seine Arme und küßte mir heiß Mund und Augen, mir ins Ohr flüsternd: „Ich habe dich ja so sehr lieb, du süßes Kind!“

Mir war wie im Traume. Mit geschlossenen Augen hielt ich stille bei seinen Küßten, die mich beglückten, beseligten.

„Und nun laß uns hier zusammen ausharren, Geliebte,“ sagte er tief ernst, „und wer zuerst scheidet, zieht den anderen mit hinaus in die goldene Freiheit!“

So ganz konnte ich diese Worte nicht verstehen, denn ich hoffe, wir verlassen gemeinsam die Anstalt, um in unser eigenes Heim überzusiedeln.

Nun sind wir verlobt, und ich bin der glücklichste Mensch unter der Sonne. Alfred verkündigt, während ich schreibe, unser Glück dem Oberarzt — wir wollen, solange wir noch hier sind, als Verlobte gelten.

Da kommt mein Schatz mit dem Arzte auf das Haus zu, er winkt. Sie kommen zu mir, wer weiß, ob wir nicht schon in den nächsten Tagen abreisen zu feinen Eltern — in das trauliche Pfarrhaus.

Eben verließen mich die Herren wieder. Mit welchem ernstem, tiefsergriffenem Blick beglückwünschte mich der alte Oberarzt — wahrhaftig, er sah nicht aus, als ob er ein glückliches Brautpaar vor sich hätte. Der arme Mann, er ist überarbeitet, es liegt zu große Verantwortung auf ihm.

Da liege ich nun im Bette, ich, die glückliche Braut! Natürlich ist es nur das Glück, das mich überwältigte. Es soll ja vorkommen, daß Menschen sogar daran sterben. Ich zähle die Stunden, die Minuten, bis ich ihn wiedersehe. Um drei Uhr darf ich aufstehen, dann gehe ich hinunter in den Speisesaal, und wir trinken Kaffee — er und ich — und gehen dann spazieren, eng aneinandergeschmiegt, und wenn eine stille Gefe kommt — dann — dann küssen wir uns.

Welch sonderbare Gesichter die Kranken machten, als ihnen beim Abendbrot unsere Verlobung verkündigt

wurde! Als wenn man sich in einem Sanatorium nicht gerade so gut verloben könnte wie in einem Ballsaale, zumal wir beide doch bald gehen werden.

Welche Wonne ist es, seine Braut zu sein! Wie zart sorgt er für mich, wie heiß sind seine Küsse, wie wohligh ruht sich's in seinen Armen!

Merkwürdig, daß jetzt bei mir die Schwächeanfalle so häufig wiederkehren. Ich möchte mich beinahe selbst verdächtigen, zu simulieren, nur um dann seine Liebe in ihrer Herzensangst doppelt zu fühlen. Wie schön ist's, wieder eine Heimat, ein Herz zu haben, zu dem ich gehöre, das mich liebt! Ich will es ihm danken, ihm seine Liebe und Geduld vergelten, wenn ich nun bald die Seinige sein werde.

Jede Stunde ist für mich ein Glückstropfen im Kelche des Lebens. Alfred, ich liebe dich so heiß, so innig! — Doch ich muß schließen, ich muß mich ankleiden, um zu dir zu eilen, um es dir zum hundertsten Male ins Ohr zu flüstern.

Du hattest richtig empfunden, mein Liebster, ich fühlte mich zu dir hingezogen vom ersten Augenblicke unserer Begegnung, mein junges, liebebedürftiges Herz ist dir zugeflogen, als hätte es sofort geahnt, daß es bei dir wohlgeborgen wäre. Dank, Dank für deine Liebe, die der armen Waise so unendlich wohl tut!

Schaurig ist mir heute zu Mute, alles Glücksgefühl scheint die Sonne, die nicht mehr scheinen will, mit sich genommen zu haben.

Der unbarmherzige Tod hat sich hier wieder ein Opfer geholt — eine junge Mutter, um die der Gatte und drei Kinderchen klagten.

Eben haben sie die Leiche weggebracht. Wie gebrochen folgte ihr der Gatte. — Tod! Wie leicht schreibt sich das Wort und doch wie furchtbar ist deine Sense!

Alfred scheint noch auf seinem Zimmer zu sein, sonst hätte er mir schon einen Gruß heraufgewinkt. Hoffentlich hat er den traurigen Leichenzug nicht gesehen. Solcher Anblick stimmt ihn jedesmal so sehr traurig.

O du lieber, lieber Mensch, wenn du wüßtest, wie sehnsüchtig ich deiner harre! Ob er sich nicht wohl fühlt? Gestern abend, als er so rasch das Zimmer verließ, war sein Taschentuch rot gefärbt — ich kenne das; zum Glück ist es nicht von Bedeutung.

Doch da ist er! — Alfred, Alfred, ich fliege zu dir und hole mir wieder Lebensmut in deinen Armen!

Mich friert, es ist winterlich! Welche Nacht liegt hinter mir! Doch nun scheint wieder die Sonne, die liebe, bleiche Wintersonne!

Ich möchte fort von hier, denn ich fürchte mich vor dem Alleinsein in den langen, bangen Nächten, die so finster sind, daß ich nirgends Hilfe und Rettung sehe — selbst dein Bild, Geliebter, verhüllt sie!

Laß mich bald dein Weib sein, Alfred! In deiner Liebe werde ich wieder aufblühen, sie wird mein Herz erwärmen, das durchschauert ist von eisiger Kälte. Laß uns fort von hier gehen, laß uns ein Häuschen suchen auf sonniger Höhe, da lieben und küssen wir uns!

Das Schreiben will kaum mehr gehen, mein liebes Tagebuch. Ich bin so müde, so müde! Und doch möchte ich dir immer wieder sagen, wie lieb ich ihn habe, wie unsagbar glücklich ich bin!

Der Übergang vom Herbst zum Winter war jedes Jahr eine schlimme Zeit für mich, ich fühle mich auch hier nicht wohler. Nur in seinen Armen, an seiner Brust bin ich frei von Stichen, von Herzklopfen — da ist Ruhe und Friede um mich und in mir. Und wie geduldig er ist, wie er mir Haare, Stirne und Mund küßt, so zart, so leise wie ein Hauch.

Und wenn ich mich dann durch seine Liebe wieder gestärkt fühle, mache ich Pläne für unsere Zukunft. Ich schildere ihm unser Häuschen, wie ich es ausputze; ich schildere ihm sein Arbeits-, sein Wartezimmer, wo ihm die kleine Frau Doktor zur Seite stehen wird, ihm die Sorgen ablauschen und für seine Kranken hilfsbereit sein wird — dann reißt er mich ungestüm an sich. Und gestern sah ich, wie eine Träne in seinen Bart rollte. Doch wozu diese Wehmut? Freue dich doch mit mir, Alfred, bald, bald bin ich ganz dein!

Der Oberarzt hat mir gestern das Schreiben verboten, doch ich muß ein paar Worte schreiben, denn es ist so schön, sein Glück zu schildern. Wie meine Hände beben, die Brust droht mir zu zerspringen! Komme doch, lieber Winter, und befreie mich von meiner Qual! Breite deine weiße Decke über Wald und Feld und reinige die Luft von Nebel und Dunst!

Alfred sitzt neben meinem Bette. Er hat mir erlaubt, zu schreiben, er als Arzt hat mir gestattet, mit dir, mein Büchlein, zu plaudern, und von wem würde ich lieber reden als von ihm, dem Besten auf der Welt!

Die ganze Nacht hat er mit Schwester Agnes bei mir gewacht, ach, es war so süß, zu wissen, daß ich nur meine Hand ausstrecken durfte, um zu wissen, daß ich nicht allein war. Ich scheine mich erkältet zu haben,

doch es ist nicht schlimm, sonst hätte mir der Oberarzt nicht gestattet, nächste Woche abzureisen. Und Alfred folgt mir nach. Er hat es mir versprochen in diese Hand, die es niederschreibt, und er hält Wort.

Für kurze Zeit lebe wohl, mein Tagebuch — ich bin so müde — Alfred schreibt für mich die Erlebnisse meiner letzten Tage im Sanatorium — ich bin so müde — so müde — lebe wohl!

Um dem Wunsche meiner heißgeliebten Braut nachzukommen, füge ich den Schluß bei.

Hilde ist nicht mehr! Auf dem kleinen Friedhofsruht sie unter den fallenden Blättern eines Ahorns.

Mein Versprechen, ihr zu folgen, halte ich. Der Schmerz um die geliebte Tote und die Aufregungen der letzten Tage haben die Frist meines noch knapp zugemessenen Lebens verkürzt. Meine Stunden sind gezählt, als Arzt kenne ich ihren Verlauf. In wenigen Tagen wird sich auch mein Grab an ihrer Seite schließen, und der rotglühende Ahorn wird auch meine Ruhestätte schmücken.

Als ich hierher kam, wußte ich, daß ich dem Tode verfallen sei, und glaubte meinen Mitmenschen nichts mehr nützen zu können, was mich tief erschütterte. Der Himmel hatte es anders beschlossen, er hatte mich ausgewählt, diesem unschuldigen, verlassenen Kinde, das ahnungslos dem Tode entgegenging, die letzte Zeit seines kurzen Erdenlebens zu versüßen — ihm sei Dank dafür!





Die teuersten und seltensten Briefmarken der Welt.

Philatelistische Skizze von Dr. R. Brendicke.

Mit 25 Illustrationen.



(Nachdruck verboten.)

Auf der Internationalen Postwertzeichenausstellung, welche vom 25. August bis zum 4. September 1904 in den Räumen des Architektenhauses zu Berlin abgehalten wurde, waren, wie nie zuvor, sämtliche Postwertzeichen der Welt zum ersten Male auf einer Stelle vereinigt. Die kolossalen Schätze waren bei einer ausländischen Gesellschaft für drei Millionen Mark gegen Elementarschäden versichert, denn die deutschen Gesellschaften lehnten es ab, das gewaltige Risiko zu übernehmen. Zwar waren schon ganz bedeutende Ausstellungen in Mülhausen im Elsaß 1903 und in Regensburg 1901 mit bestem Erfolge veranstaltet und abgeschlossen, aber erst der Reichshauptstadt war es infolge der günstigen geographischen Lage, der ausgezeichneten Verkehrsverhältnisse und der Bereitstellung der Sammlungen des Reichspostmuseums ermöglicht, auch die größten Privatsammler mit den kostbarsten Marken-vorräten an sich zu ziehen.

Die begehrtesten Stücke jedes Briefmarkensammlers sind die am 17. September 1847 ausgegebenen One Penny-

und Two Pence-Marken der englischen Insel Mauritius, den Kopf der Königin Viktoria mit Diadem zeigend, im Katalog mit 40,000 Mark bewertet. Das erste



Mauritius 1847,
1 Penny.

Stück erhielt am 21. September 1847 eine Dame auf einer Einladung durch den dortigen Gouverneur.

11 Exemplare waren im Besitz einer Frau Borchers in Bordeaux, deren Mann als Weinagent geschäftliche Verbindungen mit Mauritius hatte.

Im ganzen sind nur 24 Exemplare aufgetaucht, die nach wechselvollem

Schicksal und zu stets wachsenden Preisen nach und nach in die Hände der reichsten Sammler gelangten, zu denen die Herren: Herzog Ferrari, Mr. Roberts, Baron Rothschild, der Prinz von Wales, Breitfuß in St. Petersburg, das Britische Museum mit der Tapling-Sammlung zählen, die alle je zwei Stück besitzen. Das Reichspostmuseum in Berlin erstand erst ziemlich spät durch Vermittlung einer Berliner ersten Firma die beiden ersten Marken von Mauritius, 1 Penny rot und 2 Pence blau, im Tauschwege.

Die Liebhaberpreise für Postmarken schwanken ungemein, je nachdem ein seltenes Stück eine allseitig tadellose Umrandung zeigt, eine deutliche, klare, nicht verflackte Abstempelung aufweist und andere schöne



Mauritius 1847, 2 Pence.

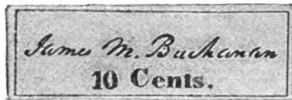
186 Die teuersten und seltensten Briefmarken der Welt.

Eigenschaften besitzt. Die Preise für tadellose Exemplare steigen mit den Quadraten der Geschwindigkeit, wenn man so sagen darf.

In Europa wenig bekannt und noch nie hier eingehend gesammelt waren die von William Moser aus Rowantown außer Wettbewerb ausgestellten Stadtpost-



St. Louis 1845-47,
20 Cents schwarz.



Baltimore 1846,
10 Cents schwarz.



New Haven Lokal-
marke, 5 Cents.



Millbury
Lokalmarke.



Athens Lokal-
marke, 5 Cents
rot.



Alexandria Lokal-
marke, 5 Cents.

eilmarken der Vereinigten Staaten. Es existieren nämlich außer den Gesamtausgaben für die Vereinigten Staaten von Amerika auch Stadtpost-, Postbezirksmarken, sogenannte Postmasters-, Carriers- und Lokalmarken.

Andere Raritäten, wie die ältesten Marken der Réunioninsel von 1852 zu 15 Cents und 30 Cents (Preis je 1200 Mark), ferner die ungezähnte, schwarze 12 Pence-Marke von Kanada der ersten Emission von 1851 mit dem Bilde der Viktoria (1500 Mark), auch die älteste Marke von Britisch-Guiana auf farbigem Papier, auf der der Namenszug des Postmeisters mit

Tinte eingeschrieben ist (2 Cents rosa = 15,000 Mark, 4 Cents gelb = 3500 Mark, 8 Cents grün = 2000 Mark,



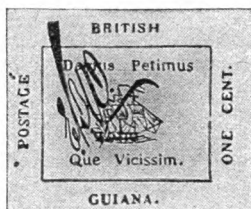
Réunion 1852,
30 Cents.



Kanada 1851,
12 Pence schwarz.



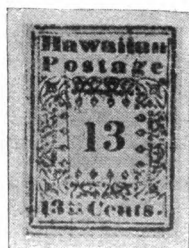
Britisch-Guiana 1850, 2 Cents.



Britisch-Guiana 1856, 1 Cent.



Britisch-Guiana, 12 Cents
rund ausgeschnitten.



Hawaii, 13 Cents.

12 Cents blau = 250 Mark, wenn rund ausgeschnitten, zu Katalogpreisen), legen Zeugnis dafür ab, welche hohen Anforderungen die Sammler an die Leistungsfähigkeit

188 Die teuersten und seltensten Briefmarken der Welt.

des Händlerstandes stellen, und welchen Wert ein nur einigermaßen ausreichendes und gut ausgestattetes



Toskana 1860,
3 Lire gelb.



Schweiz, 5 + 5 Centimes
„Doppelgenf“.



Moldau 1854,
81 Parale.



Österreich 1851-56,
Zeitungs-
„roter Merkur“.



Baden 1851, 9 Kreuzer
auf grünem
Papier.



Bayern 1849, 6 Kreuzer
mit unterbrochenem
Kreis.

Händlerlager darstellt, das hier ohne weiteres in die Hunderttausende, ja bis in die Millionen sogar geht.

In der Berliner Ausstellung waren also sämtliche Briefmarken der ganzen Welt zu sehen, nur fehlte die erste 2 Cents-Marke 1851 von Hawaii (Sandwich-

inseln), für welche auch die sonst vorzügliche Sammlung von Henry J. Crocker in San Francisco eine Lücke enthielt. Diese Marke ist aber im Reichspostmuseum vertreten, und zwar ebenfalls im Tauschwege erworben. Zu dieser Gruppe 1851—52 gehören vier Stücke: 2 Cents, 5 Cents, 13 Cents mit Inschrift Hawaiian Post und H. J. und U. S. Post.

Wie primitiv die Herstellung der ersten Marken von Hawai war, geht aus unserer Abbildung (S. 187) hervor. Der Druck der einzelnen Exemplare ist keineswegs



Transvaal,
Überdruck Transvaal.



Neu-Schottland 1851—53,
1 Schilling violett.

gleichmäßig und zeigt sehr viele Verschiedenheiten, so daß es selbst dem gewandtesten Markenprüfer hier schwer wird, sich über die Echtheit der Marke zu entscheiden, da durch die heutige Technik vorzügliche Nachahmungen in überraschender Weise hergestellt werden können; für den Kenner bildet die Art des Papiers ein Hauptmerkzeichen.

Eine besondere Klasse von Raritäten bilden die tête-bêche = kopfgestellten Marken, die sich in einem Originalbogen befinden und dadurch entstehen, daß ein einziges von 16, 24, 50 oder 100 Clichés beim Drucken verkehrt eingestellt wurde. Es gibt aber auch zweifarbige Marken mit verkehrt eingesetztem Mittelstück. Dieses

190 Die teuersten und seltensten Briefmarken der Welt.

Druckverfahren kommt in der Emission 1869 bei den Marken der Vereinigten Staaten zu 15, 24, 30 Cents vor, die dann 500 bis 2000 Mark in gebrauchtem Zustande



Kap der guten Hoffnung 1861, 1 Penny blau (statt rot).

erzielen, ungebraucht noch mehr werten.

Die europäischen Seltenheiten haben etwas eher erschwingliche

Preise und bewegen sich in gemäßigten Grenzen. Freilich erzielt die dunkelgelbe 3 Lire-Marke 1860 von Toskana (auf Brief) auch etwa 1200 Mark. Die rumänischen Marken für die Moldau 1858 sind zwar nichts weiter als ein kreisrunder Handstempel mit Ochsenkopf und Posthorn und wurden auch vielfach rund ausgeschnitten und so verwendet, aber Exemplare mit breitem Rande auf Brief sind Kabinettstücke aller Europasammler. Es gibt die vier Marken: 27 Parale (1000 Mark), 54 Parale (400 Mark), 81 Parale (7000 Mark), 108 Parale (900 Mark).

Ein gleicher Wettkampf für Sammler entspinnt sich um die Schweizer Kantonalmarken für Zürich (4 und 6 Rappen), Genf (5 Centimes) und Basel (2 $\frac{1}{2}$ Rappen, fliegende Taube mit Brief, „Baseler Täubchen“). Hiervon kostet die gelbgrüne Doppelmarke 5 + 5 Centimes, ungebraucht, über 1200 Mark, gebraucht 400 bis 500 Mark.

Ein Tummelplatz für Fälscher waren die österreichi-



Barbados 1878,
1 Penny auf
halbierte 5 Sch.

schen Zeitungsmarken: der „gelbe Merkur“ (6 Kreuzer-Marke) und der „rote Merkur“ (30 Kreuzer-Marke); von diesen gibt es nicht nur ganz gewöhnliche Fälschungen, sondern auch chemische Nachwerke, gestempelte Neudrucke und vorzüglich ausgeführte Nachahmungen.

Eine besondere Spezialität sind ferner die sogenannten „Farbensehlbrücke“, welche hoch bewertet werden, wie die grüne 9 Kreuzer-Marke von Baden, erst in den



Neu-Süd-Wales, Sydney Stadtansicht, 1 Penny rot,
Block von 5 Stück.

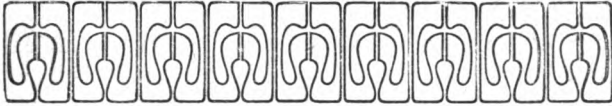
letzten Jahren entdeckt (statt violett rosa), sowie die blaue Kapmarke 1 Penny (statt rot) und die rote Kapmarke 4 Pence (statt blau); eine besondere „Type“ ist die braune 6 Kreuzer-Marke von Bayern 1849—58, die in ungebrauchtem Zustande mit 500 Mark bewertet wird. Leider kommt es vor, daß „gewaschene“ oder auf chemischem Wege von der Stempelfarbe befreite Exemplare als „ungebraucht“ angeboten werden, in den Handel kommen und mitunter gläubige Abnehmer finden, die gern billig kaufen wollen und sich sogenannte

„Gelegenheitskäufe“ aufschwätzen lassen. Gute Marken kosten eben Geld und sind von Mitgliedern des Internationalen Postwertzeichen-Händlervereins und allen soliden Markenhandlungen auf reellem Wege käuflich.

Mit hohen Preisen werden außer den Farbenfehl-
drucken, Papierverschiedenheiten, unrichtigen oder ver-
sagenden Perforierungen noch eine Reihe von sogenann-
ten „Aufdruckmarken“ bezahlt. Gewisse, wenig in
Verkehr kommende hohe Werte, wie 1 und 5 Schilling-
Marken, werden mit dem Aufdruck eines niedrigeren Wer-
tes versehen, sobald diese Werte an den Schaltern aus-
gegangen sind; ebenso erklären sich halbierte Marken,
die den halben Nennwert darstellen sollen. Neuere Welt-
postvereinsbestimmungen sprechen aber scharf gegen dieses
Verfahren, weil Unfug nicht ausgeschlossen ist. Schließ-
lich sind besonders Marken, die in sogenannten „Blocks“
vorkommen, eine Freude der Spezialisten, die oft den
mehrfachen Wert des Einzelstückes dafür bezahlen.

Es dürfte zu weit führen, hier alle Arten des Sam-
melns zu besprechen; wir denken aber, daß diese kleine
Blumenlese genügt, um zu zeigen, daß kaum ein Sammel-
sport auch nur annähernd so viel Anregung gewährt
wie das Marken sammeln, wenn man sich nicht ver-
leiten läßt, allen neuen Reizen zu folgen, vielmehr nur
nach eigenem Geschmack sammelt.





Die Gefahren der Eisberge.

Bilder vom blauen Wasser. Von Fr. Parkner.

Mit 8 Illustrationen.

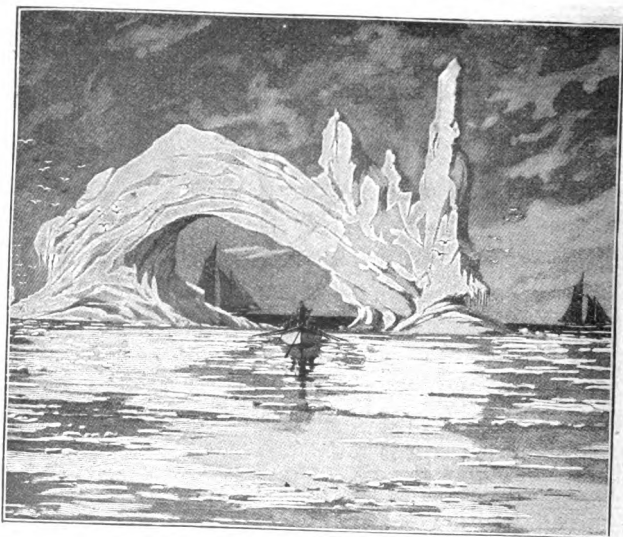


(Nachdruck verboten.)

Die Seeschifffahrt bringt zu jeder Zeit Gefahren in Fülle mit sich. Aber die Macht der Gewohnheit stumpft ab, und so sieht der Seemann im allgemeinen den Schrecken des Meeres gefaßt und furchtlos entgegen. Nur in einem Teil des Jahres, in der Übergangszeit vom Winter zum Frühling, in den Monaten von März bis Mai, wo sich auf den nördlichen Meeren noch die Nachwehen des arktischen Winters geltend machen, beschleicht auch ihn eine bange Beklemmung. Denn in diesem Jahresabschnitt erscheinen die von den Polen herabwandernden Eisberge in Masse, und die Gefahr, die sie der Schifffahrt bereiten, ist um so größer, als sie gerade die belebtesten Dampferstraßen des Atlantischen Ozeans, die wichtigen Verkehrsrouten zwischen Europa und Nordamerika, kreuzen.

Besonders berüchtigt ist bei den Seefahrern aller Nationen wegen der massenhaften Häufung der treibenden Eisberge die Umgebung von Neufundland, jener dem Lorengolf vorgelagerten Insel, an welcher die Dampferlinien von New York nach den europäischen Haupthäfen dicht vorbeiführen. Hier springt eine breite unterseeische Bodenerhebung, die sogenannte „Große

Bant“, nach Südosten vor. Sie ist ein wahrer Tummelplatz der Eisberge. Gleichzeitig entstehen an der Großen Bant in den Monaten März bis Mai undurchdringliche Nebel, die den Ausblick des Seemanns außerordentlich beschränken. Hiermit wächst natürlich die Gefahr eines Zusammenstoßes mit einem Eisberg ganz bedeutend,

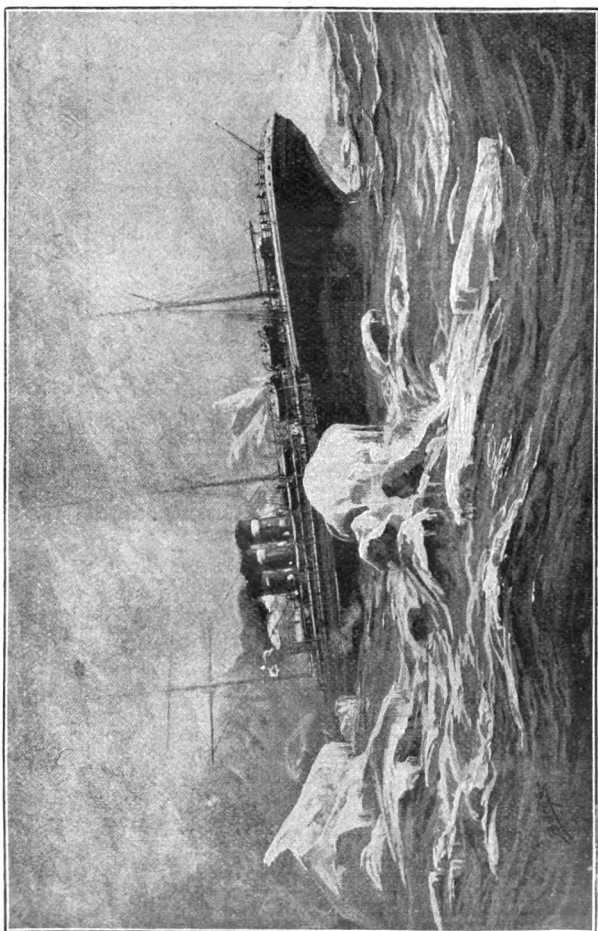


Eisberg mit Eistor.

und darum ist auch der erprobteste Kapitän froh, wenn sein Schiff, das Tod und Verderben drohende Eisberggebiet glücklich durchquert hat.

Die Eisberge sind nicht Schöpfungen des Salzwassereises, sondern des Süßwassereises. Sie entstammen den Gletschern, die weite Ländermassen der beiden Pole bedecken. Das Eis lagert hier in gewaltiger Stärke über dem Binnenland und wird darum auch als Binnen-
eis oder Inlandeis bezeichnet. Auf Grönland bedeckt

das Inlandeis nahezu zwei Millionen Quadratkilometer. Noch um vieles größere Strecken sind am Süd-



Die „Stadt Rom“ durchschneidet einen Eisberg im Nebel.

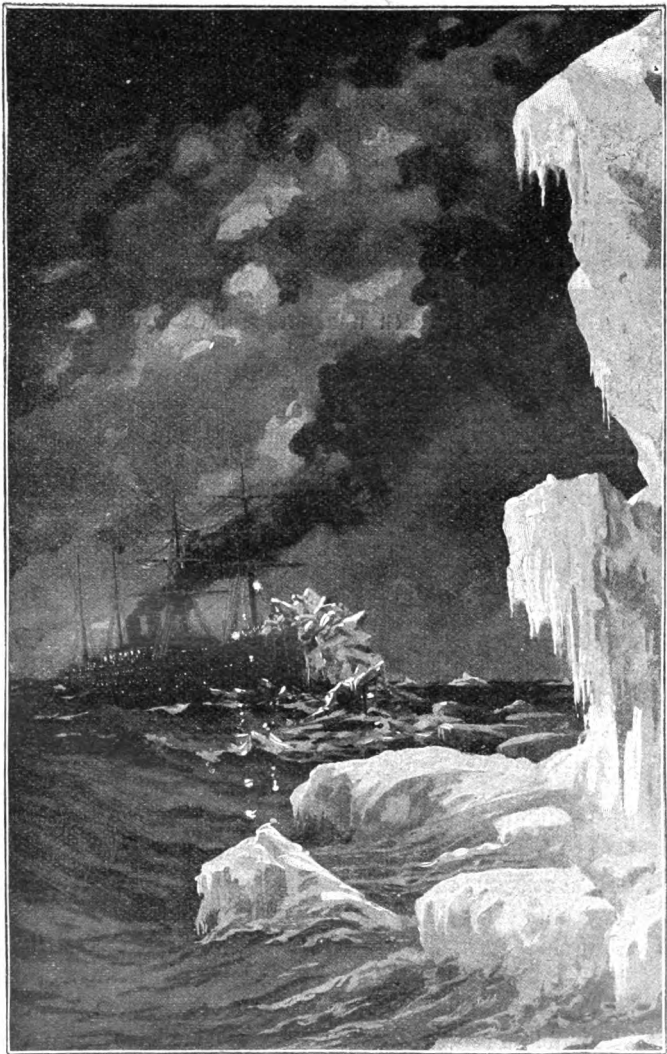
pol vergletschert. Von dem höheren Hinterlande schieben sich nun die Gletscher des Inlandeises dem Meeres-

strande zu. Unter dem Drucke der nachschiebenden Eismassen treten sie weiter und weiter in das Meer hinaus, bis ihnen schließlich die feste Unterlage des Bodens zu fehlen beginnt. Da die Gletscher von Spalten und Klüften durchzogen sind, so brechen jetzt kolossale Stücke von ihnen ab und schwimmen als Eisberge in das Meer hinaus.

Die Höhe der Eisberge ist meist sehr beträchtlich. Man hat Eisberge beobachtet, die über die Meeresoberfläche 100 Meter hervorragten. Die Einhaltung des Gleichgewichts macht es aber erforderlichlich, daß die Eisberge sieben- bis achtmal tiefer in das Meer hinabtauchen, als sie sich über ihm erheben. Daher kann sich der gesante Höhendurchmesser eines Eisberges auf 800 bis 900 Meter belaufen. Die Länge und Breite der Eisberge mißt zuweilen mehrere Kilometer.

Außerlich sind die schwimmenden Eiskolosse blendend weiß, auf den Bruchflächen dagegen zeigen sie eine glänzend grüne oder blaue Farbe. Schon in den Polarregionen verlieren die Eisberge beständig an Masse. Im Sommer schmilzt sie die Sonne ab, und die Luft frißt sich tief in sie hinein. Es bilden sich Risse und Sprünge, und unter donnerähnlichem Krachen lösen sich endlich umfangreiche Stücke ab. Bricht eine solche Masse aus der Mitte eines Eisberges los, so können weite Eistore, die von kühngeschwungenen Bogen überwölbt sind und von steilen Türmen flankiert werden, entstehen. Je älter ein Eisberg wird, desto kleiner wird er. Seine abgebrochenen Stücke schwimmen noch lange als Treibeis weiter.

Die Eisberge des Nordpols nehmen auf ihrer Meereswanderung die Richtung nach Süden, während diejenigen des Südpols nach Norden zu treiben. Sie rücken also von beiden Seiten her nach den wärmeren



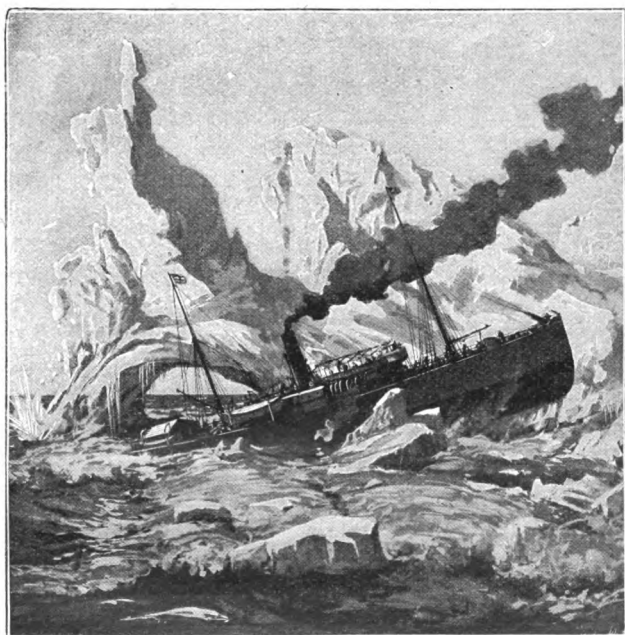
Der Dampfer „Arizona“ rückt von dem Eisberg ab, mit dem er
zusammengestoßen ist.

Gebieten vor. Der Grund, warum die Eisberge des Nordpolgebietes nach Süden wandern, ist bekannt. Erstens wehen zu bestimmten Zeiten innerhalb des nördlichen Polarkreises vorherrschend nördliche Winde, durch die im Meer Strömungen nach Süden hervorgerufen werden, sodann aber erhält das Polarmeer im Sommer durch die Schmelzwasser der Flüsse und Gletscher eine erhebliche Zufuhr, wodurch eine Erhöhung der Meeresoberfläche eintritt. Diese Wassermassen suchen einen Ausweg. Da er ihnen nur nach Süden offen steht, so können sie auch nur nach dieser Richtung hin abfließen. Beide Umstände tragen demnach vereint dazu bei, die Wasserbewegung nach Süden abzulenken. Hierdurch wird aber auch zugleich den Eisbergen ihr Weg vorgeschrieben. Ähnliche Verhältnisse bringen es am Südpol mit sich, daß von dort aus die Eisberge nach Norden zu vordringen.

Die Wasserbewegung und mit ihr die Fortwanderung der Eisberge vom Nordpol nach Süden prägt sich besonders scharf in zwei abgegrenzten Strömungen aus. Die eine dieser Strömungen geht an der Ostküste Grönlands entlang und reicht im Frühjahr bis zur Nordküste von Spitzbergen. Die zweite Strömung kommt aus der Baffinsbai, also aus dem amerikanischen Teile des Nordpolgebietes, folgt dann der Küste der Halbinsel Labrador und zieht sich bis nach Neufundland hin. Diese zweite Strömung, der sogenannte Labradorstrom, ist es, der durch die mitgeführten Eisberge und die meilenweiten Eisfelder, das Treibeis, der Schifffahrt so ernste und zahlreiche Gefahren bereitet.

Wie schon erwähnt, werden die Gefahren noch dadurch besonders gesteigert, daß an der Großen Bank Neufundlands gerade zu der Zeit, wo die Eisberge am häufigsten erscheinen, vielfach das schlimmste Nebelwetter

herrscht. Auch hierfür ist der Labradorstrom die Ursache. In der Nähe Neufundlands trifft nämlich diese kalte Strömung mit dem warmen Golfstrom zusammen, der vom Meerbusen von Mexiko ausgeht. Die Wasser-



Ein schlimmes Erlebnis der „Portia“.

dampfmassen, die vom Golfstrom aufsteigen, kühlen sich, sobald sie in den Bereich des kalten Labradorstroms gelangen, ab und verdichten sich zu undurchdringlichen Nebelschwaden.

Übrigens tragen auch die Eisberge selbst zur Nebelbildung bei. Sie erniedrigen die Temperatur der Luft in ihrer Umgebung um 5 bis 10 Grad Celsius. Infolge-

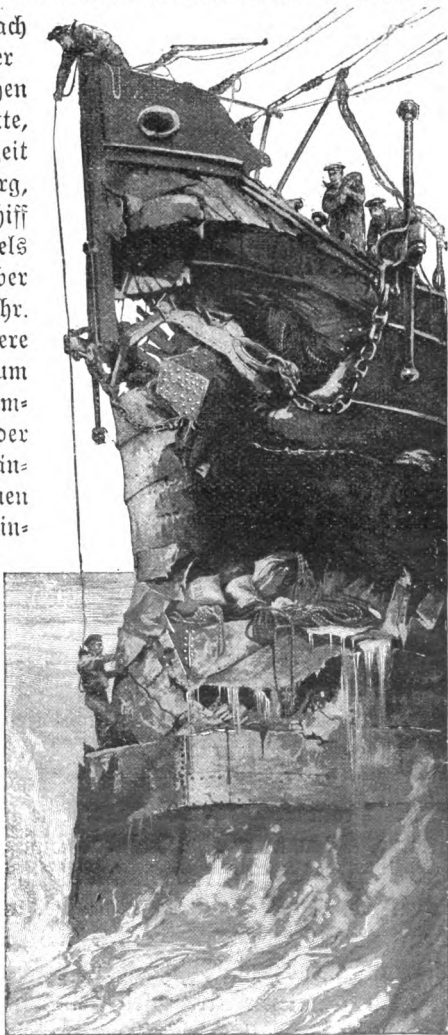
dessen wird der Wasserdampf, den wärmere Winde an sie heranführen, wiederum abgekühlt und verdichtet, so daß sich die Eisberge oft mit einem dichten Nebelmantel umhüllen.

Es sind kolossale Eismengen, die alljährlich von den Polen nach den wärmeren Meeren hinabwandern. Man hat berechnet, daß täglich eine mehr oder minder eisbedeckte Fläche von etwa 125 geographischen Quadratmeilen oder von gegen 41,000 geographischen Quadratmeilen jährlich aus dem Inneren des Nordpolargebietes in die südlicheren Meere gelangt und dort zu Wasser wird. Welch großen Anteil an diesem Eistransport die Eisberge haben, beleuchtet die Tatsache, daß an der Neufundlandbank gelegentlich von einem einzigen Schiffe innerhalb 24 Stunden 350 Eisberge gesichtet wurden.

Die Menge der treibenden Eismassen und die Zahl der Eisberge ist indessen nicht in allen Jahren gleich groß. Es richtet sich dies nach den Witterungsverhältnissen, die am Nordpol herrschen. War der vorangehende Winter am Nordpol milder, so ist die Zahl der in den Atlantischen Ozean eindringenden Eisberge geringer, war er besonders hart, so erscheinen sie in unheimlich großen Scharen. Das war beispielsweise im Jahre 1897 der Fall, wo sie an der Neufundlandbank in einer solchen Menge auftraten, daß die Hauptdampferlinien zwischen New York und Europa den kürzesten Kurs, der nahe an Neufundland entlang läuft, aufgaben und dafür lieber eine längere, südlichere Route wählten, wodurch die Gefahr des Zusammenstoßes mit einem Eisberg vermindert wurde.

Aber auch in den Jahren, wo die Passage verhältnismäßig unbehindert ist, kommen Schiffsunfälle, die von Eisbergen ausgehen, häufig genug vor. So stieß der Dampfer „Stadt Rom“ 1899 auf der Fahrt von

Glasgow nach New York, der 1600 Menschen an Bord hatte, zur Mittagszeit auf einen Berg, obgleich das Schiff wegen des Nebels nur mit halber Schnelligkeit fuhr. Die Passagiere waren gerade zum Frühstück versammelt, als der Stoß kam. Männer und Frauen wurden durcheinandergeworfen und flüchteten entsetzt auf Deck. Glücklicherweise war die Disziplin gut, so daß der Tumult gestillt wurde, und die Besetzung bald wich. Der Berg war nur schmal und flach, ein sogenannter

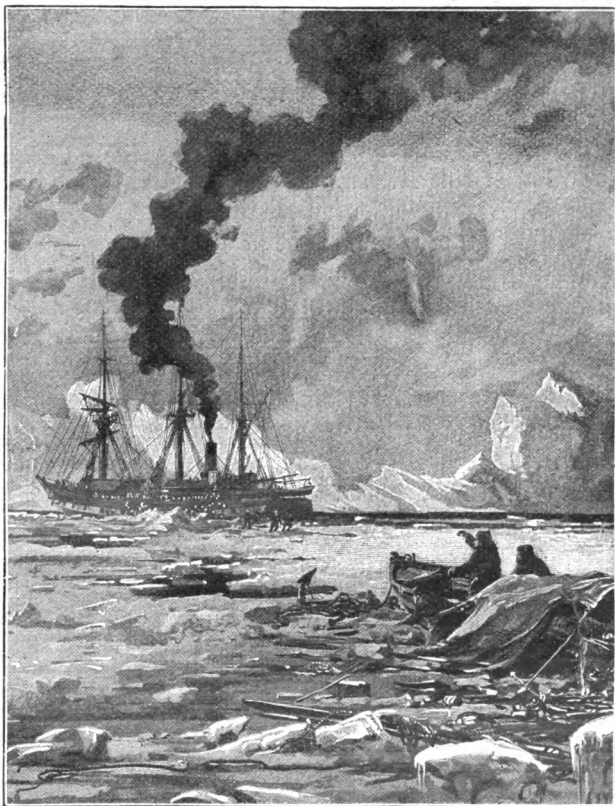


Die „Konkordia“ nach dem Zusammenstoß mit einem Eisberg.

„Brummer“, wie der Seemann sagt. Er wurde von dem Schiff in zwei Teile zerschnitten, wobei der Bug unter Wasser eingedrückt wurde. Aber da die Schotten dicht blieben, so erreichte es noch ungefährdet den Hafen.

Bemerkenswert war der Zusammenstoß des Schnell dampfers „Arizona“ von der Guion-Linie mit einem Eisberg. Er war seinerzeit eines der größten Schiffe und hatte einen Laderaum von 5750 Tonnen. Auf seiner Fahrt von New York nach Liverpool stieß er bei gutem, aber dunklem Wetter um Mitternacht, 250 Seemeilen östlich von St. Johns, der Hauptstadt von Neufundland, auf einen ungeheuren Eisberg bei voller Geschwindigkeit. Schrecklich war der Stoß und unbeschreiblich das Getöse. Die Passagiere wurden von ihrem Lager geschleudert und stürzten so, wie sie waren, auf Deck. In ihrer Aufregung und Hilflosigkeit war die ganze Schar der nur halbbekleideten Männer und Frauen fast wahnsinnig vor Schrecken. Wilde Schreie ertönten, daß das Schiff untergehe, weil sich sein Vorderteil gesenkt hatte. Unter herzerreißenden Klagen und verzweifelnden Ausrufen drängten sich die Passagiere in die Boote, um dem unvermeidlich erscheinenden Tod zu entgehen. Aber die Bemannung blieb besonnen, die Offiziere erhielten die Ordnung aufrecht, und eine schnelle Prüfung ergab, daß die vorderste Schotte des Schiffes unverfehrt war. Es war daher eine hochwillkommene Kunde, als man erfuhr, daß das Schiff, obwohl heftig getroffen, seine Fahrt nach einem Zufluchts-hafen fortsetzen würde. Die Riesengestalt des Eisberges füllte den ganzen Vordergrund aus, sich hoch über die Masten hinausstürmend; wild, schroff und schrecklich ragte sie wie ein granitener Strebepfeiler einer finsternen Seelüste empor, so daß sich der Dampfer neigte und wie ein besinnungsloser Verwundeter taumelte, als die Ma-

schinen langsam den Schiffsrumpf von dem Wall zurückzogen, auf dem er aufgeraten war. In langsamer Fahrt



Die Überlebenden der „Polaris“ werden vom „Tiger“ aufgenommen.

steuerte man nach St. Johns, wo man, um nicht die Schotten allzusehr anzustrengen, erst 46 Stunden später anlangte.

Dieser kleine Hafen, das Hospital für Schiffskrüppel,

hat schon manchen wunderbaren Anblick von Schiffen erlebt, die von der See kamen, aber wohl kaum bot sich ihm je ein erstaunlicheres Schauspiel dar als an jenem Sonntagvormittag, wo die „Arizona“ einlief. Ihr Deck und Vorderteil waren überschüttet mit Eisstücken, die zusammen mehr als 200 Tonnen wogen und von dem Eisberg abbrachen, als das Schiff aufrannte. Vom Hauptbalken bis zum Kiel hinab waren die Flanken eingetrieben, indem in ihnen ein zwanzig Fuß weites Loch klappte, und die massivsten Platten und Rippen waren verbogen, als ob sie aus Pappe beständen. Alles Eisenwerk war in phantastischen Formen verschlungen, die Eichenplanken zu Splintern zertrümmert, die Balken und Stützen des Bugz zerbrochen und zerrissen, und der Schiffsnabel war so verstaucht, als hätte er in den Eisberg hineingebissen.

Das Gewicht des Dampfers betrug mit Maschinen und Ladung gut 10,000 Tonnen. Diese Masse, die mit einer Geschwindigkeit von 18 Knoten durch das Wasser schoß, mußte einen furchtbaren Anprall hervorgerufen haben. Es war ein Wunder, daß nicht alles zertrümmert wurde und im Augenblick unterging.

Aber auf ein gerettetes Schiff kommen Dutzende, die spurlos versinken. Denn gewöhnlich werden durch den Zusammenstoß die Schotten aufgerissen, so daß sich das Schiff mit Wasser füllt, oder die Maschinen werden unbrauchbar und die Kessel plagen. Die Explosion sprengt dann die Wandungen, und das Schiff sinkt wie ein Stück Blei unter.

Selbst dann, wenn eine Begegnung mit einem Eisberg gefahrlos zu sein scheint, kann sie doch noch recht unangenehme Überraschungen mit sich bringen. Der Dampfer „Portia“, der den Verkehr zwischen New York und Neufundland vermittelt, sichtete im Juni 1893

unter dem Kapitän Francis Ash, einem erfahrenen Seemann, an einem klaren Tage an der Küste Neufund-



Das Wrack des „Vallant“.

lands einen flimmernden Eisbergriesen, dessen großartige Formen die Bewunderung der Passagiere erregten. Der Kapitän schätzte seine Länge auf 800 und seine Höhe auf 200 Fuß. Seine phantastischen Zinnen und kri-

stallenen Flanken strahlten in allen Farben des Regenbogens, und so baten denn die entzückten Beobachter den Kapitän, näher heranzugehen, damit sie den Koloss besser in Augenschein nehmen könnten. Plötzlich, als das Schiff langsam vorrückte, knirschte es dumpf unter ihm, der Berg erzitterte und spaltete sich auseinander, und es unterlag nun keinem Zweifel, daß der Dampfer auf einem Teil des Berges festgefahren war. Das mächtige Stück, auf dem er festsaß, tauchte unter, trieb dann wieder nach oben und hielt die „Portia“ umfangen, als ob sie in einer Wiege läge. Dabei wurde ihr Bug hoch aus dem Wasser emporgehoben. Für einen Augenblick war das Schiff äußerst gefährdet. Es lag auf einem abschüssigen Teil des Berges und drohte umzuschlagen. Glücklicherweise hielt das Gewicht des Schiffes und der Ladung die Aufwärtsbewegung auf, so daß es wieder zurückglitt. Eine große Woge, die durch das Abbrechen des Stückes, auf das die „Portia“ aufgefahren war, entstand, setzte über das Bruchstück hin und warf das Schiff in das nasse Element zurück. Zwar knirschte und krachte der Schiffsboden, aber der Dampfer blieb doch von jeder Beschädigung verschont.

Zuweilen ist es wunderbar, wie die Schiffe noch dem sicheren Verderben entgehen. So wurde im Juli 1896 ein großes Lastschiff, die „Konkordia“, auf dem Wege von Belleisle Strait nach Liverpool von einem Eisberg in den Bug gerannt und erhielt ein Loch, daß man einen Straßenbahnwagen hätte hineinfahren können. Allein der Festigkeit seines Baues verdankte es das Schiff, daß es trotzdem schwimmend St. Johns erreichte.

In anderen Fällen indessen muß die Besatzung eines Schiffes erst schwere Leiden ertragen, bevor ihr Rettung gebracht wird. Im Oktober 1871 stieß der Nordpolar-

fahrer „Polaris“ an der Küste von Nordgrönland mit einem Eisberg zusammen. Die Bemannung flüchtete sich auf ein großes Feld von Treibeis. Im April des folgenden Jahres wurden 19 Mann von der Besatzung,



Der seeuntüchtige Dampfer „Gascogne“ im Eisfeld.

die am Leben geblieben waren, von dem „Tiger“ bei Neufundland an Bord genommen, nachdem sie 193 Tage auf dem Eisfeld dahingetrieben waren und 1600 Seemeilen auf dem Ozean zurückgelegt hatten.

Wie den Dampfern, so drohen auch den Segelschiffen von den Eisbergen schwere Gefahren. Im April 1897 ereignete sich an der Großen Bank Neufundlands eine erschütternde Tragödie, deren Schrecken alle Vorstellung

übersteigen. Die französische Brigg „Bailant“, die auf der Fahrt von Frankreich nach St. Pierre auf Miquelon, einer kleinen Insel bei Neufundland, begriffen war, um dort Stockfische zu fangen, stieß, 120 Seemeilen von St. Johns entfernt, um Mitternacht mit einem Eisberg zusammen. Das Schiff wurde sofort zertrümmert. Halbnacht stürzten die Schiffer auf Deck, um die Boote auszusetzen. Es herrschte die wildeste Verwirrung, und schreckerfüllt sprang die Mannschaft in die Boote. Diese schlugen um, und ein Teil der Schiffer ertrank. Auf diese Weise kamen 25 Mann um. Es konnten noch 35 Mann in den Booten abstoßen. Davon befanden sich 21 in dem Rettungsboot, 7 in einer Jolle und 7 in einem Flachboot, wie man es zum Fischen braucht. Sie hatten weder Proviant, noch Wasser, noch Segel oder Ruder bei sich. Ebenso war Mangel an geeigneter Kleidung. Ihre ganze Kleidung bestand aus Röcken, Strümpfen und plumpen Holzschuhen. Die See ging hoch und durchnäßte sie, und die Kälte drang ihnen bis ins Mark. Die Boote wurden voneinander getrennt, bevor es noch Morgen wurde. Die Jolle wurde nie wiedergesehen. In dem Rettungsboot war der Hund des Kapitäns. Man schlachtete und verzehrte ihn am zweiten Tage. In der nächsten Nacht starben vier Mann vor Kälte und wurden über Bord geworfen, nachdem man ihnen zum Schutz für die Überlebenden die Kleidung ausgezogen hatte. Am dritten Tag geriet das Boot in das Eis, und man stillte jetzt seinen Durst an abgebrochenen Eisstücken. In der Nacht starben wieder sieben Mann, die, nachdem sie entkleidet waren, der Tiefe übergeben wurden. Von dem Verlaufe der folgenden Tage ist nichts bekannt. Am siebenten Tage endlich sichtete der Schoner „Viktor“ das Boot. Er steuerte auf dasselbe zu und

fund in ihm vier frosterstarrte, fast leblose Fischer vor. Die verstümmelten Leichname der übrigen, die in dem Boot herumlagen, bewiesen, daß die noch Überlebenden, um nicht zu verhungern, zu Kannibalen geworden waren. Man landete die vier Männer in St. Pierre. Zwei Tage später brachte der Schoner „Eugen“ noch drei Fischer aus dem Flachboot ein, die in derselben schauerlichen Weise ihr Leben gefristet hatten. Alle sieben hatten erfrorene Füße, welche amputiert werden mußten. Fünf der Kranken starben an der Operation. Nur zwei blieben am Leben als Zeugen dieses furchtbaren Seeabenteuers.

Aber auch schon, wenn ein Schiff eine Beschädigung erleidet und dann in die Treibeisfelder gerät, kann sein Schicksal bedenklich werden. So wurde der französische Dampfer „Gascogne“ im März 1897, der 1200 Menschen an Bord hatte, an der Großen Bank seeuntüchtig und ging vor Anker, während das Meer weit und breit mit Treibeis und Eisbergen bedeckt war. Der Dampfer hatte die Maschinenwelle gebrochen, und außerdem wehten ihm widrige Winde entgegen. Er verständigte einen vorüberpassierenden Schoner von dem Unfall, der die Nachricht ans Land brachte. Inzwischen aber trieb das Eis heran und legte sich rund um das Schiff herum, so daß es Gefahr lief, von den Eisfeldern zusammengedrückt zu werden. Der Kapitän hielt so lange aus, als er konnte, indem er hoffte, daß ihm von St. Johns oder anderswoher Hilfe gebracht werden würde. Endlich aber kappte er die Ankertaue und ließ das Schiff mit dem Treibeis südwärts in den Golfstrom treiben, während es rings von den Eisfeldern umschlossen war. Er hoffte dabei, daß ihn die Wärme und die Sonne von den Eisbänden, die das Schiff gefesselt hielten, befreien würden. Diese Erwartung er-

füllte sich denn auch, so daß er endlich ungefährdet New York erreichte.

Bis jetzt ist keine Erfindung gemacht worden, die die Schiffe vor der Nähe eines Eisberges warnt. Einzig und allein das plötzliche Fallen des Thermometers deutet darauf hin, daß das Schiff in den Bereich eines Eisberges gelangt sein kann. Neuerdings wird auch die drahtlose Telegraphie von den Schiffen dazu verwendet, um sich gegenseitig von dem Erscheinen von Eisbergen zu benachrichtigen. Die wichtigsten Dienste leisten aber der Schifffahrt immer noch die Eiskarten, die von dem Deutschen Seeamt in Hamburg und dem Hydrographischen Amt in New York zusammengestellt werden. Alle Schiffe sind nämlich verpflichtet, die Lage der von ihnen auf ihrer Fahrt gesichteten Eisberge genau auf den Seekarten zu vermerken und davon den Hafenbehörden Meldung zu machen. Auf Grund dieser Meldungen werden von den erwähnten Ämtern die Eiskarten angefertigt, die dann den auslaufenden Schiffen mitgegeben werden, so daß sie über die herrschenden Eisverhältnisse unterrichtet und auf die ihnen drohenden Gefahren vorbereitet sind.





Mannigfaltiges.



(Nachdruck verboten.)

Von Gottes Gnaden. — Während der Regierungszeit des Königs Friedrich Wilhelm IV. kam der Oberst a. D. v. S. mit Frau und Tochter nach Berlin, um den Winter dort zu verleben, Fräulein v. S. war ein reizendes Mädchen und eroberte auf einem Hofball durch ihre Natürlichkeit, Unbefangenheit und Schlagfertigkeit alle Herzen. Da sah Fräulein v. S. plötzlich den König vor sich, welcher an sie die Frage richtete: „Wo haben Sie nur das schöne Haar her, Fräulein v. S.?“

Die Angeredete errötete vor Verlegenheit, doch rasch hatte sie ihre bekannte Schlagfertigkeit wieder erlangt; sie machte eine graziöse Verbeugung und antwortete mit schelmischem Lächeln, doch ehrerbietig: „Von Gottes Gnaden, Majestät.“

Der König stutzte einen Moment über diese unerwartete Antwort, dann aber erwiderte er freundlich: „Brav, meine Tochter, diese Antwort hat mir sehr gefallen.“

Von diesem Tage an war Fräulein v. S. der erklärte Liebling des Königs, und er unterhielt sich stets mit ihr, wo er Gelegenheit dazu fand.

Unter ihren Verehrern schien der Adjutant des Königs, Rittmeister Graf Wedel, den Vorzug zu haben, auch wurde derselbe von dem Vater auffällig bevorzugt. Aber Fräulein v. S. hatte längst gewählt, und nicht Graf Wedel, sondern

ein Leutnant v. Wedel war es, den sie mit der vollen Glut ihres jugendlichen Herzens liebte. Als jedoch der Leutnant bei dem Vater um die Hand der Tochter anhielt, wurde er abgewiesen, und zu seiner Tochter sprach der alte Herr: „Dummes Zeug! Schlage dir ihn aus dem Sinn! Ein armer Leutnant ohne Vermögen, ohne Aussichten! Ich will nichts davon hören. Ja, wenn es sein Vetter, der Rittmeister Graf Wedel, wäre, dann wollte ich mit Freuden einstimmen!“

Die Tochter schwieg und kam nicht mehr auf diesen Gegenstand zurück, und der Vater glaubte gewonnenes Spiel zu haben. Da kam der nächste Hofball. Leutnant v. Wedel stand mit seiner Angebeteten in leisem Gespräche in einer Fensternische, da trat der König mit den Worten heran: „Lieber Wedel, überlassen Sie mir für einen Augenblick Ihren Platz.“

Der Leutnant ging, und der König sagte zu Fräulein v. S., diese scharf ansehend: „Ein tüchtiger Offizier und ein scharmanter Mensch, dieser Wedel, finden Sie das nicht auch?“

Fräulein v. S. war wie mit Glut übergossen, dann aber antwortete sie frischweg: „Ich finde das wohl, aber der Vater leider nicht.“

„Das ist ja ein wahrer Rabenvater!“ sagte der König scherzend. „Nicht wahr, mein Adjutant, der Graf v. Wedel, wäre ihm lieber?“

„Ihm wohl, aber mir nicht; Leutnant v. Wedel hat mein Wort und mein Herz.“

„So weit sind wir schon?“ fuhr der König fort. „Und nun will der Vater nicht? Glauben Sie denn, daß es helfen würde, wenn ich einmal mit ihm spräche?“

„O gewiß, Majestät; wenn Sie die Gnade haben wollten, dann wäre uns geholfen, denn was Majestät sagen, das tut der Vater unbedingt. Er hat ja auch weiter nichts gegen den Leutnant, sondern sagt nur, ein armer Leutnant wäre keine Partie für mich.“

„Nun, wir wollen sehen,“ erwiderte der König. „Schweigen

Sie vorläufig Ihrem Vater gegenüber und behalten Sie guten Mut.“ —

Der alte Herr v. S. gratulierte sich schon im stillen, sein Töchterchen von ihrer aussichtslosen Liebe kurtirt zu haben, da erhielt er eines Tages den Befehl, mit seiner Tochter vor dem König zu erscheinen. Der letztere Umstand ver setzte den alten Herrn in Erstaunen, welches noch größer wurde, als er bemerkte, daß die Tochter auf der Fahrt nach dem Schlosse sehr erregt war.

Der König war allein und redete den alten Herrn also an: „Mein lieber S., ich trete heute als Brautwerber auf und bitte Sie um die Hand Ihrer Tochter für einen meiner jungen Offiziere. Sie können ruhig Ihr Jawort geben, es ist ein scharmanter Mensch und ein tüchtiger Soldat.“

„Majestät sind zu gnädig,“ erwiderte v. S. „Majestät geben mir von neuem einen großen Beweis der Huld, die ich im tiefsten Herzen dankbar erkenne. Aber darf ich untertänigst fragen, wer —“

„Mein lieber S.,“ unterbrach ihn der König, „es freut mich, daß Sie einverstanden sind. Also Sie geben Ihre Zustimmung zu der Heirat Ihrer Tochter mit meinem Adjutanten, dem Rittmeister v. Wedel?“

„Mit tausend Freuden, Majestät!“ rief v. S. erleichtert.

Die Tochter starrte leichenblaß den König an und stieß, alles vergessend, die Worte aus: „Um Gottes willen, Majestät!“

Da rief der König lachend: „Kommen Sie einmal herein, Rittmeister v. Wedel, Sie werden hier von Ihrer Braut verleugnet!“

In der Thür erschien ein neuer Adjutant des Königs und trat strahlenden Blickes zu der Geliebten, die, alles um sich her vergessend, sich mit dem Rufe an seine Brust warf: „May, träume ich denn? Wie ist das möglich!“

„Habe ich's gut gemacht?“ fragte der König lächelnd. „Der gestrenge Papa wird ja nun wohl nichts mehr einzuwenden haben. Ich habe den Leutnant etwas rasch avancieren lassen, als König habe ich ja die Macht dazu — von Gottes Gnaden, liebes Kind.“

Eine Kondorjagd in den Anden. — In der Beschreibung seiner Reise in der Gegend des Titicacasees in Südamerika erzählt der Reisende Marcoy auch eine von ihm mitgemachte Jagd auf Kondors. Marcoy hatte in dem hoch in den Anden liegenden Dorfe San Jose ein Unterkommen bei dem Pfarrer gefunden, der ihm allerlei landesübliche Vergnügungen und Gebräuche vorzuführen bemüht war. So bat der Pfarrer eines Tages die Leute des Dorfes, alles zu einer Kondorjagd vorzubereiten. Als dies geschehen war, ritten die Teilnehmer der Jagd, geführt von vier Indianern, auf Maulfeln nach dem gewählten Orte. Dieser lag in einer engen Schlucht, die von zwei Basaltabhängen gebildet war, zwischen denen eine der hohen Erhebungen des Gebirges erschien, die vom Fuße bis zur Spitze mit Schnee bedeckt war. Die am weitesten zurückgelegene Stelle dieser Schlucht hatte man durch herangewälzte Steine noch enger gemacht; dort waren einige Pfähle kreuzweise übereinander gelegt, und darauf wurde ein totes Schaf festgebunden, dem man absichtlich den Leib aufgeschlitzt hatte. Der zwischen dem Erdboden und dem Gerüst befindliche Raum bildete eine ziemlich dunkle Höhle, in welcher zwei Männer, die eigentlichen Jäger, sich zusammenkauerten.

Damit der Reisende und die übrigen zur Jagd mitgekommenen Leute der Jagd zuschauen könnten, ohne von den Kondors bemerkt zu werden, hatten die Indianer aus Stangen und Ponchos — Decken, welche als Mäntel benutzt werden —, die sie wieder mit Schnee bestreut hatten, eine Art Hütte hergestellt, in welcher die Reisenden Platz fanden; dort wurden auch die Maultiere verborgen, deren Mäuler man mit Riemen zusammengesehnürt hatte, damit sie nicht wiehern konnten.

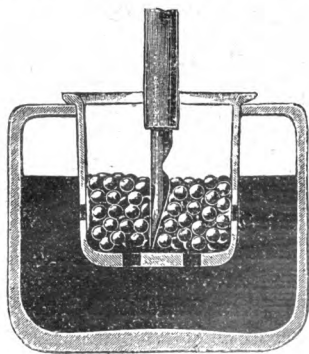
Nachdem tiefe Stille anbefohlen worden war, verging ungefähr eine halbe Stunde. Da ließ sich ein mächtiges Flügelschlagen vernehmen, und eine schwarze Masse zeigte sich über dem Versteck der Jagdteilnehmer; es war ein mächtiger Königscondor. Nachdem er einige Minuten über

dem Schafe gekreist hatte, stieß er auf dasselbe herunter und suchte es mit seinen kräftigen Fängen emporzutragen. Doch das Schaf war fest an das Pfahlwerk angebunden, und nach einigen fruchtlosen Versuchen, es emporzureißen, entschloß sich der Kondor, es auf der Stelle zu verzehren. Während er damit beschäftigt war, heißhungrig die abgerissenen Fleischstücke zu verschlingen, warfen die Jäger Schlingen um die Füße des Raubvogels. Sei es nun, daß dies mit so großer Geschicklichkeit geschah, daß der Kondor es nicht bemerkte, sei es, daß der Heißhunger die Angst übermog, genug, der Vogel setzte in voller Sicherheit sein Mahl fort. Bald kamen noch mehrere Vögel derselben Art herbei und machten dem zuerst gekommenen die Beute streitig. Unter steten Flügelschlägen und heiserem Schreien dauerte der Streit so lange, bis drei Vögel auf die beschriebene Weise gefesselt worden waren. Dann traten die Jäger aus ihrem Versteck. Die nicht gefesselten Vögel flogen schleunigst fort, die gefangenen, welche sich gehindert sahen, zu entfliehen, wendeten sich in großer Wut mit Schnabelstößen und Flügelschlägen gegen die Indianer, die jedoch die Raubvögel, indem sie ihnen Säcke über die Köpfe warfen, bald kampfunfähig machten.

G. Z.

Neue Erfindungen: I. Hansatintenfaß und Hansa-
anfeuchter. — Der ver-
storbene Professor Theodor
Mommсен schreibt wörtlich
wie folgt: „Der stetige
Zank zwischen dem Schrift-
steller und seinem Tinten-
faß ist durch diese Erfin-
dung beigelegt; ich benütze
es beständig und finde
meine Arbeit dadurch we-
sentlich erleichtert.“

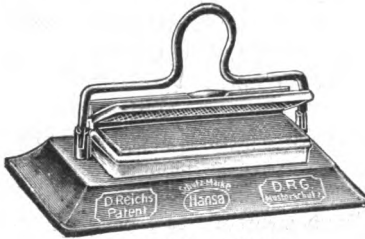
Unsere Abbildung spricht
für sich selbst, die Tinte
bringt durch kleine Löcher



Das Hansatintenfaß.

in den Einsatz, welcher Glaskügelchen enthält, die Feder reinigt sich bei jedem Eintauchen an den Glaskugeln, wodurch das Klebsen verhütet wird, die Tinte im Einsatz wird

weder dick noch unbrauchbar, alle Unreinlichkeiten bleiben im äußeren Behälter.



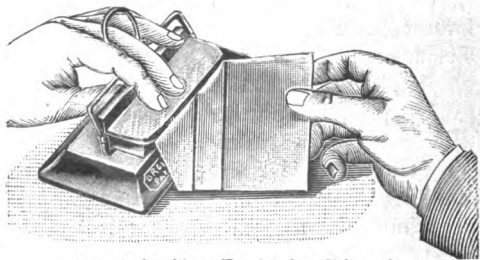
Der Anfeuchter „Hansa“.

Die Reinigung ist ungemein einfach, da man nur den siebartigen Einsatz mit Wasser durchspült und hierdurch gründliche Reinigung der

Glaskugeln erzielt. Das Hansatintensatz spart daher Zeit, Tinte und Federn und erleichtert die Arbeit.

Der Anfeuchter „Hansa“ dient zur Befeuchtung von Umschlägen, Briefmarken, Siegelmarken, Etiketten und erfüllt alles, was man in Bezug auf Sauberkeit und Schnelligkeit nur erwarten kann. Die Schäden und Gefahren, welche das unangenehme Beleben mit sich bringt, sind ja bekannt, und so ist denn der Anfeuchter auch in gesundheitlicher Beziehung von ersten ärztlichen Autoritäten wärmstens empfohlen worden.

Dabeibietet der kleine Apparat durch seine handliche und elegante Ausstattung eine Zierde



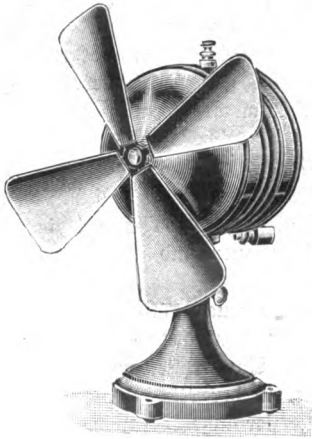
Der Anfeuchter „Hansa“ im Gebrauch.

für jeden Schreibtisch und wird als praktisches Geschenk überall hochwillkommen sein.

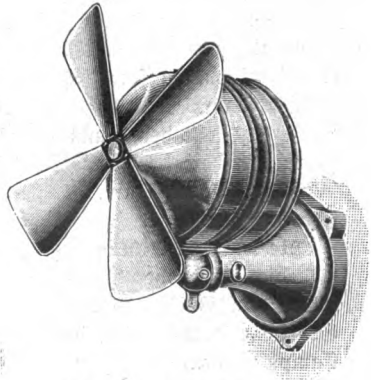
Das Feuchtkissen wird durch einen Saugfaden, welcher

in das Wasserbassin geht, beständig feucht gehalten. Die patentierte Klappe ist derartig hergestellt, daß jede Beschmutzung der zu befeuchtenden Gegenstände ausgeschlossen ist. Die Handhabung ist ungemein einfach und der Anfeuchter immer gebrauchsfertig. Der Apparat ist gleichzeitig Briefbeschwerer; man stellt ihn auf den befeuchteten Umschlag und schließt denselben hierdurch. Hergestellt werden beide Neuheiten durch Richard Weckmann, Berlin S., Ritterstraße 37.

II. Mechanischer Tisch- und Zimmerventilator „Egdir“. — Die vielen Versuche, Schlaf- und Wohnräume



„Egdir“ stehend.



„Egdir“ an der Wand befestigt.

in der heißen Jahreszeit mit kühler und frischer Luft zu versehen, waren bisher erfolglos, da derartige Apparate in zu großen Dimensionen ausgeführt wurden und dementsprechend auch teuer bezahlt werden mußten. Jetzt ist es gelungen, einen in jeder Beziehung praktischen und elegant aussehenden, mechanischen Zimmerventilator zu konstruieren, der alle Ansprüche hinreichend erfüllen dürfte und einen vollkommenen Ersatz für elektrische Tischventila-

toren bietet, da derselbe vermittels eines im Apparat befindlichen Federmotors getrieben wird.

Der neue Apparat „Egdir“ besitzt eine Höhe von nur 30 Zentimeter, erfordert weder Betriebskosten noch Ersatzteile, noch Reparaturen, läuft geräuschlos und verschafft angenehme Kühlung; er arbeitet, mit einer Kurbel aufgezogen, selbsttätig, ist solide gebaut, staubsicher durch ein Gehäuse gedeckt und gegen Rost geschützt.

Der kleine Apparat ist stehend zu verwenden und kann im Augenblick an die Wand gehängt werden, da der Fuß durch eine Schraube umgelegt werden kann. Der neue Zimmerventilator besitzt ein elegantes Aussehen und steht auf Gummifüßchen, er kann daher überall aufgestellt werden, da die Gummifüßchen weder Tische noch Möbel beschädigen; die Flügel sind aus Aluminium. Der gut funktionierende Apparat sollte in keinem Arbeitszimmer, Rauchzimmer, Krankenzimmer u. s. w. fehlen.

Die Firma Ernst Klaeger & Cie. in Berlin S. 42, Ritterstraße 90, stellt den Zimmerventilator „Egdir“ in drei Ausführungen her; der Preis ist der gleiche, ca. 34 Mark, die Wirkung, Arbeitskraft, Flügelabmessungen sind jedoch verschieden.

P. R.

Die letzte Schleifung. — Der 1. Februar 1710 sah ganz Venedig in großer Aufregung; ein graufiges Schauspiel sollte dem Volke geboten werden. Am ärgsten war das Gedränge draußen vor der Stadt, in der Nähe der Insel Campo di Marte, dem heutigen Exerzierplatze. Gruppen von Männern, Weibern und Kindern drängten an den Straßenecken, füllten die engen Gassen, versperrten den Eingang der Brücken; Fenster und Dächer waren von Zuschauern dicht besetzt. Alle sprachen sie von den näheren Umständen eines unlängst verübten Mordes, dessen Opfer und Vollbringer fast jedem der Zuschauer bekannt waren. Der Mörder sollte heute hingerichtet werden. Am Schweife des Pferdes sollte er erst geschleift werden, einen langen Weg von der Kirche St. Johannis bis zur Richtstätte Campo di Marte.

Trompetenstöße und dumpfer Trommelwirbel erschallen; es naht der schreckliche Zug. Ein stämmiger Henker schreitet voraus; er führt einen riesigen Hengst am Zügel. Scheu gemacht durch das Rufen und Schreien des Volkes, stolpert das Tier auf den glatten Steinen des Pflasters, macht unruhige Sprünge und bemüht sich, der an seinen Schweif gefesselten Last sich zu entledigen. Dann schüttelt es wild die lange Mähne, bäumt sich hoch empor und schlägt wütend mit den Hinterfüßen nach dem Menschen, den es zum Tode schleifen soll.

Der Unglückliche, mit dem linken Fuße an den Schweif des Pferdes gebunden, wird elend auf dem Boden herumgeworfen, Straßenschmutz und Wunden machen ihn zum Jammerbilde, verzweifelnd irren seine wild hervortretenden Augen umher. Am schrecklichsten ist es, wenn der Zug über die zahlreichen, mit Stufen versehenen Brücken des Marterweges geht, rot färben sich die Stufenkanten und die Steine, wenn der Kopf des Verbrechers aufschlägt.

Tiefes Schweigen herrscht jetzt, nur unterbrochen von dem Gestampfe des Hengstes — vergessen ist das Verbrechen, jedes Angesicht zeigt Grauen und Mitleid.

Der Zug naht sich der Kirche St. Pantaleone. Wenige Schritte noch und er muß abermals eine hohe Brücke passieren. Eine Frau aus dem Volke steht dort unter ihrer Haustür; Entsetzen liest man in ihrem Angesicht. Da eilt das Weib ins Haus und erscheint ebenso rasch wieder auf der Straße mit einem Rissen in den Händen. Sie durchbricht die Menge und legt das Rissen auf die unterste Stufe der Brücke. Die Volksmasse hat diesen Beweis eines edlen Frauenherzens gesehen und verstanden — niemand wagte ein Wort dagegen zu äußern. Sofort zieht ein anderes Weib den Schal von ihren Schultern, faltet ihn eiligst zusammen und legt ihn auf die zweite Stufe der Brücke nieder. Dies war das Zeichen zum Sturme des Mitleids, zum edelsten Streite, der vielleicht je in den Straßen Venedigs ausgefochten ward — zum seltenen Wettstreite, wer am meisten Mensch sei. Nicht nur die Brückenstufen, nein der ganze

Beg, den der Armsünderzug nehmen mußte, war in wenigen Minuten mit Rissen, Decken, Teppichen und Schals bedeckt. Es war ein Schauspiel, wie es wohl wenige gegeben hat; es war der Sieg der Menschlichkeit im Menschen. Giovanni Piantella, dies war der Name des Mörders, war denn auch der letzte zur Richtstätte geschleifte Verbrecher. C. x.

Fürst Bismarck und die Semmeringbahn. — Wenig bekannt ist es, daß die Semmeringbahn, die kürzlich die Feier ihres fünfzigjährigen Bestehens beging, beinahe dem Fürsten Bismarck das Leben gekostet hätte. Moriz Busch läßt den Fürsten darüber folgendes erzählen:

„Auch sonst bin ich noch ein paarmal in Lebensgefahr gewesen. Zum Beispiel, als die Semmeringbahn noch nicht fertig war — ich glaube, es war 1852 — da ging ich mit einer Gesellschaft durch einen von den Tunneln oben. Ich erinnere mich, Graf Rinsky war dabei, etwas älter als ich, mit gelockten Haaren. Es war ganz finster. Ich ging den anderen mit einer Laterne voran. Nun zog sich da quer über den Boden eine Spalte hin, die war wohl fünfzig Fuß tief und etwa anderthalbmal so breit wie ein Tisch. Darüber hatten sie ein Brett gelegt, welches zu beiden Seiten Leisten hatte, damit die Karren nicht abrutschten. Dieses Brett mußte morsch sein; denn wie ich in der Mitte bin, bricht es ein, und ich fahre hinunter, bleibe aber, da ich unwillkürlich die Arme ausgebreitet hatte, an den Leisten hängen. Die hinter mir kamen, dachten nun — die Laterne war mir nämlich entfallen und erloschen — ich wäre hinabgestürzt und waren nicht wenig erstaunt, als sie besorgt riefen: „Leben Sie noch?“ und statt von tief unten her von oben die Antwort erhielten: „Ja, hier bin ich.“ Ich hatte mich inzwischen auch mit den Beinen angeklammert und fragte, ob ich zurück oder hinüber sollte. Der Führer meinte, es wäre besser, hinüber, und so arbeitete ich mich denn dahin. Der Arbeiter, der uns begleitete, zündete ein Licht an, suchte ein anderes Brett und brachte so die Gesellschaft nach. Hernach, als wir aus dem Tunnel heraus waren, fuhren wir in einem niedrigen Karren sau-

send die Bahn hinab. Wir hatten dicke Stöcke, um zu hemmen, und taten es auch, wenn es um die Kurven ging. Bei der stärksten brachten wir es nur mit großer Mühe fertig, daß der Karren nicht aus dem Geleise geriet und in einen der beiden Abgründe fiel, die da waren. In den ganz tiefen konnten wir freilich nicht hinunterfahren, aber in den anderen ging's auch gegen sechzig Fuß hinab.“ —en.

Rote Hände. — Man darf es nicht als Eitelkeit auffassen, wenn ein Mensch auf die Pflege seines Körpers und der äußeren sichtbaren Teile desselben eine gewisse Sorgfalt und Peinlichkeit verwendet, im Gegenteil, es ist nicht nur vom ästhetischen, sondern auch vom gesundheitlichen Standpunkte aus ein notwendiges Erfordernis, daß, ebenso wie man die Mundhöhle, die Zähne und das Kopfhaar einer täglichen, wenn möglich wiederholten Reinigung und kosmetischen Bearbeitung unterzieht, man auch den äußeren Menschen, die Haut und ihre vielfachen Gebilde, in dieser Beziehung einer gewissen Beachtung würdigt.

Eine wichtige Rolle bei dieser äußerlichen Körperpflege spielt speziell die Pflege der Hände. Nichts wirkt unschöner, zumal beim weiblichen Geschlecht, als eine ungepflegte und häßliche Hand. Leider findet man diesen Mangel recht häufig.

Bei der Schönheit der Hand kommt es weniger auf die Form und Wohlgebildetheit derselben an, als auf das Aussehen und auf die Reinheit und Färbung der Haut und die Wohlgepflegtheit der Nägel. Eine wohlgepflegte Hand muß in ihrem Aussehen dem Marmor gleichen, unrein aussehende und rote Hände dagegen sind stets ein Beweis für gewisse unverzeihliche Unterlassungssünden.

Man bezeichnet „rote Hände“ vielfach als „Arbeits Hände“. Das mag in einzelnen Fällen zutreffen, im allgemeinen kann man aber mit den Händen sehr fleißig beschäftigt sein und trotzdem über eine tadellos weiße Hand verfügen.

Rote Hände können ja nun allerdings die verschiedenartigsten Ursachen haben, aber alle diese Ursachen ergeben sich stets aus gewissen Nachlässigkeiten, deren man sich bei

der Überwachung und Pflege der Hände schuldig macht. Im allgemeinen beruht die Rötung der Hände meist auf einer krankhaften, mehr oder weniger ausgeprägten Erweiterung und Überfüllung der Blutgefäße der Haut. Diese übermäßige Blutfülle entsteht meist durch zu hohe Wärmepemperaturen, mit denen die Hände fortgesetzt oder häufig in Berührung kommen. Auf diese ursächlichen Momente sind zum Beispiel die roten Hände zurückzuführen, welche bei Waschfrauen eine ständige Erscheinung sind, aber auch bei Individuen vorkommen, welche ihre Hände stets in warmem Wasser, anstatt in kaltem, waschen. Ferner können rote Hände entstehen durch zu enge Handschuhe, die über dem Handgelenk zu fest schließen und so den Rückfluß des Blutes aus den Hautvenen hindern, oder auch durch mechanische Reize auf die Haut, wie sie bei Leuten vorkommen, welche viel mit scharfen, äzenden Stoffen, Säuren, Chemikalien u. s. w. zu tun haben. Auch nach Erfrierungen der Hände bleiben meist Erweiterungen der Hautgefäße zurück, welche zu einer rotblauen Verfärbung Veranlassung geben.

Dann entstehen rote Hände auch häufig unter dem Einfluß der Sommerhitze in Gestalt des sogenannten „Hitzfriesels“. Diese Erscheinung, welche sich durch eine massenhafte Bildung kleiner roter Bläschen auf der Hautoberfläche dokumentiert, ist ähnlich den brennenden und juckenden Hautrötungen, wie sie durch die Berührung mit Brennesseln hervorgerufen werden. Durch kalte Waschungen mit Essigwasser sind dieselben in kurzer Zeit wieder zu beseitigen.

Liegen dem Vorhandensein von roten Händen Stauungsursachen zu Grunde, so empfiehlt es sich vor allem, immer möglichst bequeme Handschuhe zu tragen, im Sommer leichte und luftige, im Winter warme, die den nötigen Schutz gegen Kälte und andere schädliche Witterungseinflüsse gewähren, dabei aber nicht die Blutzirkulation behindern.

Zum Waschen der Hände soll man niemals warmes Wasser benutzen, weil dadurch ein vermehrter Blutzufluß zu den Hautgefäßen herbeigeführt wird, außerdem die Haut ihre natürliche Frische verliert, dagegen soll man fleißig

kalte Waschungen unter Benützung einer milden Glycerin- oder Mandelseife vornehmen, hinterher aber die Haut genügend trocknen lassen, ehe man sie der Kälte und dem Luftzug aussetzt. Das Abtrocknen nach dem Waschen ist überhaupt ein sehr wichtiger Faktor, sowohl in der wärmeren als in der kälteren Jahreszeit; in der letzteren sind feuchte Körperteile leicht dem Erfrieren ausgesetzt, und im Sommer bekommt die nasse Haut, wenn man sie an der Luft trocknen läßt, eine bräunliche Färbung, was an den Händen ebenso unschön wirkt als die Rötung derselben. Das Tragen eines der Jahreszeit angemessenen weichen und bequemen Lederhandschuhs ist nicht nur wegen der Schädlichkeit der Witterungseinflüsse, sondern in jedem Falle auch als Schutz gegen die Unreinlichkeiten der Atmosphäre, gegen Schmutz und Straßenstaub nicht außer acht zu lassen.

Befolgt man diese Regeln, so wird man sehr bald ihren günstigen Einfluß sehen, falls die Hautröthe nur auf einem der genannten Gründe beruht. Es gibt aber noch sehr viele andere und ernstere Ursachen, welche rote Hände zur Folge haben können. So kann zum Beispiel ein stark geschnürtes Korsett, welches Blutstauungen nach den oberen Körperpartien veranlaßt, übermäßiges Essen, wodurch das Gefäßsystem allmählich sich strobend füllt, Mißbrauch alkoholischer Getränke und endlich auch ein Herzfehler die Veranlassung zum Vorhandensein roter Hände abgeben.

In solchen Fällen muß zur Hebung des Übels in erster Linie die Beseitigung der ursächlichen Momente ins Auge gefaßt werden; das übermäßige Scheuern, welches überdies noch zu mancherlei anderen lebensgefährlichen Schädigungen des Organismus führt, hat auf jeden Fall zu unterbleiben, durch eine mäßige Diät, am besten vegetarische Kost, und den Gebrauch salinischer Wasser ist für eine angebrachte Verdauung und Entlastung des Körpers von der vorhandenen Blutfülle zu sorgen, der Genuß starker alkoholischer Getränke ist bis auf ein Minimum zu beschränken und dafür als Getränk Apfelwein oder eines der in neuester Zeit so beliebten alkoholfreien Fruchtmoosseure zu empfehlen.

Herzranke müssen ganz besonders darauf achten, daß nicht durch unnötige Aufregungen und Diätfehler Anlaß zu erhöhten Störungen der Herzfunktion und infolgedessen zu noch größeren Unregelmäßigkeiten im Blutkreislauf gegeben wird.

Von äußerlichen Mitteln gegen rote Hände werden die verschiedenartigsten Cremes und Salben empfohlen. Es ist jedoch von dem Gebrauch solcher Ingredienzien abzuraten, da dieselben infolge von Verstopfung der Hautporen und der durch das Einreiben veranlaßten Reize auf die Haut eher das Gegenteil von dem hervorrufen, was sie bezwecken sollen. Und wenn sie eine Verfärbung des roten Tones in einen helleren herbeiführen, so beruht dieselbe nicht auf einem natürlichen Wandel, sondern hat ihren Grund vielmehr in der Beimengung von bleichenden Substanzen, welche vorübergehend zwar die gewünschte Wirkung ausüben, hinterher aber die Haut nur noch rauher und unreiner machen.

Nur bei Erfrierungen der Hände kann man durch wiederholte Einreibungen mit Jodsalbe versuchen, eine Verengerung und Zusammenziehung der erweiterten Hautgefäße herbeizuführen. In jedem Falle sind also zur Erzielung eines reinen, weißen Teints an den Händen fleißige Waschungen derselben, wie bereits oben erwähnt, allen anderen Manipulationen vorzuziehen.

Eine weitere unangenehme Beigabe für das Äußere der Hände sind die „Sommerprossen“, welche an dieser Stelle ebenso unschön wirken wie im Gesicht. Wie Sommerprossen aussehen, weiß ein jeder, was sie aber sind und woher sie rühren, wissen die wenigsten. Die Sommerprossen stellen sich als kleine, unregelmäßig gestaltete, braune Hautflecken dar, die aus Farbstoffablagerungen in den obersten Epithel- oder Bindegewebschichten bestehen. Die Anlage zu diesen Hautpigmentierungen ist angeboren, oft werden sie gleich mit auf die Welt gebracht, in anderen Fällen kommen sie in den frühesten Jugendjahren zum Vorschein, um später entweder wieder zu verschwinden oder das ganze Leben hindurch sich zu erhalten.

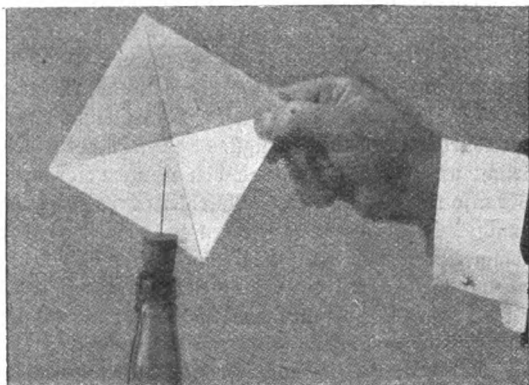
Treten diese Farbstoffablagerungen in größerem Umfange auf, so nennt man sie „Pigmentmäler“. Ist mit diesen stärker ausgebildeten, umschriebenen Hautpigmentierungen noch eine Wucherung von Zellen verbunden, welche ein Hinauswachsen des Gebildes über das ursprüngliche Hautniveau veranlassen, so entsteht eine Neubildung, welche man als „Warze“ bezeichnet. Auch diese Hautentstellungen zeigen sich merkwürdigerweise am häufigsten an den Händen, weniger im Gesicht und fast gar nicht an den übrigen Körperteilen.

Wer also mit solchen Schönheitsfehlern behaftet ist, wird auch nach Mitteln suchen, dieselben zu beseitigen. Gegen die Sommerprossen ist mancherlei empfohlen worden. Hebra behandelt dieselben mit einer Paste von Schwefelmilch und Essigsäure, Abends aufzutreiben und Morgens mit lauem Seifenwasser abzuwaschen. Auch die Gelsenberg'schen Präparate, Jod-Eigon-Seife und Naphthol-Mediglycin, sind in neuester Zeit sehr in Aufnahme gekommen. Mit diesen schäumt man sich die betreffenden Stellen Abends gehörig ein, läßt den aufgetragenen Schaum etwa drei Stunden eintrocknen und spült dann mit lauem Wasser nach. Diese Prozedur muß natürlich längere Zeit fortgesetzt werden. Die Behandlung der größeren Pigmentierungen ist die gleiche. Warzen sind durch Abtragung mit dem Messer oder mit der Schere oder hinterherige Ätzung, was natürlich nur von seiten eines Arztes ausgeführt werden kann, in verhältnismäßig kurzer Zeit und ohne große Schmerzen zu beseitigen.

Tr. Schütte.

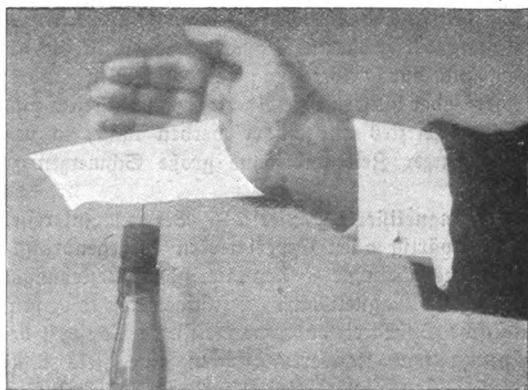
Das „magnetisierte Papier“. — Bei dem Interesse, das man gegenwärtig allen Experimenten entgegenbringt, die — wenigstens scheinbar — den „tierischen“ beziehungsweise „menschlichen Magnetismus“ bestätigen, ist die folgende physikalische Spielerei, das „magnetisierte Papier“, bei der Vorführung von Zauberkunststücken eine stets dankbare Nummer. Man nimmt ein Stück gewöhnliches Schreibpapier, faltet es zum Quadrat, zieht von den Ecken die Diagonalen und gewinnt so, wo diese einander schneiden, den Schwerpunkt des Blattes. An dieser Stelle auf die

Spitze einer Nadel gelegt, die aus einem Flaschenfork aufrecht herausragt, findet das Blatt sein Gleichgewicht. Hält



Das „magnetisierte Papier“ wird auf die Nadel gelegt.

man nun eine Hand, so wie es unser zweites Bild zeigt, dicht in die Nähe des Blattes, so fängt dasselbe an sich zu



Das „magnetisierte Papier“ setzt sich in Bewegung.

drehen. Die Versicherung, die aus der Hand ausströmende „magnetische Kraft“ verursache diese Bewegung, ist freilich

nur ein Reizmittel zur Unterhaltung der Zuschauer. Die durch die vorhergehende Arbeit warm gewordene Hand strahlt einfach Wärme aus, und diese überträgt sich auf die Moleküle des kälteren Papiers, die dadurch in Schwingung geraten, so daß sich also Wärme in Bewegung umsetzt. v. s.

Sähe Liebhaber. — Zu den zähesten Liebhabern gehörte der verstorbene englische Premierminister Disraeli, später Lord Beaconsfield, der sich eine lange Zeit vergeblich um die hübsche Witwe Mistreß Lewis bewarb.

Eines Tages sah Mistreß Lewis, die damals zurückgezogen in ihrer Villa in Glamorganshire lebte, einen Herrn auf ihr Haus zukommen. „Jane,“ rief sie ihrer alten Magd zu, „ich glaube wahrhaftig, dieser schreckliche Disraeli kommt zu uns. Laufe an die Thür und sage, ich sei nicht zu Hause.“

Jane öffnete dem unerwünschten Besucher die Thür und richtete ihre Botschaft aus.

„Ich weiß schon,“ versetzte Disraeli kühl, „aber bringen Sie meine Sachen unter und bereiten Sie ein gutes Essen. Ich werde so lange warten, bis Mistreß Lewis nach Hause kommt.“

Natürlich erschien die Dame wenige Augenblicke später, und der künftige Staatsminister brachte seinen Antrag vor, dem jedoch keine Erhörung zu teil wurde.

Er ließ sich dadurch nicht abschrecken, sondern kam täglich wieder, so daß sich die Dame wie eine belagerte Festung vorkam.

„Was kann ich nur mit einem so hartnäckigen Menschen anfangen?“ sagte die Witwe schließlich, als Disraeli keine Miene machte, die Belagerung aufzuheben.

„Heiraten Sie ihn, Madame,“ versetzte die alte Magd philosophisch.

Und das tat Mistreß Lewis auch schließlich und, wie sich später herausstellte, zu ihrem und ihres Mannes Glück. —

„Jeder Mann kann jede Frau erobern,“ erklärte Voltaire einmal, „wenn er sie nur lange genug verfolgt.“

Dieses Prinzip hatte sich auch ein gewisser Jakob Halliday,

ein reicher Kaufmann im Norden Englands, zu eigen gemacht. Nie gewann sich ein Liebhaber eine Frau unter unangenehmeren Bedingungen als Jakob, denn nach seinem ersten Antrag wurde er von dem Vater des jungen Mädchens durchgeprügelt und schließlich sogar in einen Teich geworfen.

„Ich werde übers Jahr wiederkommen,“ erklärte Jakob, als er aus seinem kalten Bad auftauchte; das Feuer seiner Leidenschaft schien also nicht gelöscht zu sein. Wichtig erschien er von da an stets pünktlich am Jahrestage seines ersten Antrages und brachte seine Bitte vor, immer mit demselben negativen Resultat. Als er sich zum fünfundzwanzigsten Male vorstellte, empfing ihn die Dame mit lautem Lachen.

„Ich sehe schon, Jakob, ich muß auf Ihren Antrag eingehen,“ sagte sie, „sonst werde ich Sie überhaupt nicht mehr los.“

Nicht viel besser erging es dem berühmten Sheridan, als er sich um die schönste von den schönen Töchtern des Komponisten Vinley bewarb, die den Antrag des jungen Dichters und Dramatikers mit einem Korbe beantwortete. Die Dame war von einer ganzen Schar von Bewerbern umgeben, von denen viele ihrer Ansicht nach dem armen Schriftsteller vorzuziehen waren. Während nun Sheridan einige Duelle mit seinen gefährlichsten Rivalen ausfocht, faßte er den kühnen Entschluß, Miß Vinley zu entführen. Das tat er auch wirklich und brachte sie in ein französisches Nonnenkloster, wo sie eine Zeitlang blieb, bis sie den Bitten ihres ungestümen Liebhabers nachgab und einwilligte, sich mit ihm zu verheiraten.

Auch ein berühmter englischer Richter konnte über die Geschichte seiner Verheiratung eine amüsante Anekdote erzählen. Zur Zeit seiner Jugend war er ein unbekannter Anwalt ohne das geringste Einkommen, und die Dame, der er sein Herz geschenkt, war die Tochter eines schwerreichen Kaufmanns, der sich hartnäckig weigerte, einem armen Anwalt seine Tochter zur Frau zu geben.

„Wissen Sie,“ donnerte der Vater, als der junge Mann bei ihm um seine Tochter anhielt, „daß die Vorfahren meiner Frau sämtlich adelig waren, und daß einer von ihnen der erste Minister der Königin Elisabeth gewesen ist? Und Sie wagen es als lumpiger Rechtsanwalt, um die Hand meiner Tochter zu bitten?“

„Ja, das weiß ich,“ versetzte der junge Anwalt ruhig; „aber wissen Sie auch, daß die Königin Elisabeth Ihrem Vorfahren einmal eine Ohrfeige gegeben hat, und daß ich dasselbe tun werde, wenn Sie nicht etwas höflicher mit mir sprechen?“

Die Antwort imponierte dem anwesenden jungen Mädchen derartig, daß sie sich in den bisher abgewiesenen Freier verliebte und es schließlich bei ihrem Vater durchsetzte, daß er ihn ihr zum Gatten gab. 2—n.

Schwalbennester. — Je weiter die Kultur in ihrer nivelierenden Arbeit vorschreitet, um so mehr nimmt beim Menschen die Liebe zur Heimat ab, um so leichter wird es ihm, die vaterländische Scholle zu verlassen und sein Glück in der Fremde zu suchen. Unfaßbar, zur Bewunderung hinreißend, leuchtet in grellem Gegensatz hierzu die Heimatliebe des Vogels, der seit Jahrtausenden alljährlich bei seinen Wanderungen im Frühjahr und Herbst ganze Weltteile überfliegt, da und dort rastet, sich überzeugt, daß viele Artgenossen hier und dort ungestörter und bei reicher gedecktem Tisch sorglos leben, und den doch ein unstillbarer Drang immer und immer wieder an die Stelle zurückführt, wo das Nest gestanden, in dem er das Licht der Welt erblickt hat. Die Schwalbe, die unter dem vorspringenden Dache eines Blockhauses im nördlichen Norwegen brütet, zieht im Frühjahr aus dem äquatorialen Afrika fort, überfliegt das Mittelmeer, und wenn sie über die im Glanze der südlichen Sonne auflohenden Gefilde Italiens hinstreicht, so sieht sie dort ihre schon früher abgereisten Schwestern bereits eifrig mit dem Nestbau beschäftigt. Sie wandert unbeirrt weiter. Plötzlich dämmert im Norden eine furchtbare, weiß gekrönte Schranke auf, von Nebeln umwogt, von Stürmen durchbraust — die

Kette der Alpen. Die kleine Schwalbe kehrt aber nicht um, sie trotz den Schrecken des vereisten Hochgebirges, schwingt sich kühn empor und schießt rastlos weiter, bis sich die gesegneten Gaue Süddeutschlands vor ihr auftun. Auch hier blaut klarer Frühlingshimmel, auch hier ist für ihresgleichen der Tisch reichlich gedeckt, auch hier klingen allenthalben die Rufe der Schwestern zwitschernd empor: Hier ist gut sein! Allein sie wandert weiter, nur selten rastend. Nach und nach kühlt sich die Luft ab, da und dort liegt noch Schnee, Morgens überzieht gleißender Reif die ersten Spuren neuen Pflanzenlebens, und kaum gelingt es mehr der kleinen Reisenden, an den wenig vorhandenen Insekten den quälenden Hunger zu stillen. Noch einmal geht's über ein Meer mit kahlen Gestaden, dann wieder über rauhes Land hin, bis endlich tief unten ein bekanntes Dach auftaucht. Hoch aus der Luft schießt die Schwalbe herab, zitternd vor Ermattung klammert sie sich an der alten Niststelle an und — fehlt auch fast der Atem — ein frohes, seliges Gezwitscher schwellt die müde kleine Brust. Wohl war es wärmer, schöner, farbiger im sonnigen Italien, wohl tritt dort seltener Nahrungsmangel ein und noch seltener Frost im Frühommer, der die armen Schwalben im Norden scharenweise niedermekelt — dort aber ist nicht die Heimat! . . .

Wird der Schwalbe ihr altes Nest durch Wind, Wetter oder Menschenhand zerstört, so ersetzt sie es womöglich an derselben Stelle. Oft aber ist ihre Wahl eine ganz eigenartige. So brütete in einem holsteinischen Forsthaufe im Frühjahr 1880 ein Schwalbenpaar in der Krone eines mächtigen Achtzehners, der im Arbeitszimmer des Forstmeisters über dem Schreibtisch hing. Die Vögel waren so vertraut, daß sie sich, mit Vorliebe auf den weit ausgereckten Augsprossen sitzend, nicht im geringsten in ihrem Zwitschern stören ließen. Die Jungen blieben, nachdem sie das Nest verlassen, noch einige Tage im Zimmer, stets die Geweihe zu Ruheplätzen wählend. Das Merkwürdigste aber war, daß hin und wieder eine oder die andere der Schwalben selbst dann, als die seltsame Kinderstube leer geworden,

Abends durch das geöffnete Fenster hereinkam, um auf dem Achtzehnder zu nächtigen. Im selben Frühjahr mußte in der nämlichen Forstmeisterei die Hausklingel in zeitweiligen Ruhestand versetzt werden, da ein zweites Paar die Glocke im Flur zur Hütung seiner Jungen auserkoren hatte.

Einen noch merkwürdigeren Fall teilt mir ein Bekannter mit. Bei ihm nistete seit Jahren ein Schwalbenpaar auf dem Schirme der Hängelampe über dem Stammtisch in seiner Restauration, ohne sich je um den lebhaften Verkehr zu kümmern.

Allerdings haben diese reizenden Idyllen auch Pendants, die nichts weniger als friedlich genannt werden können. Die kleine Schwalbe liebt nicht bloß ihr Nest, sie hält nicht nur treu an ihm fest, selbst wenn sie dabei oft beunruhigt wird, sie weiß es auch zu verteidigen. Vor zwei Jahren bewohnte ich ein Haus am Ende der Stadt S., und zu meiner Freude sah ich im Frühjahr, daß zwei Schwalbepaare die Reste mutwillig zerstörter vorjähriger Brutstätten unter dem weit vorspringenden Dache auszubessern begannen. Eines davon lag gerade über dem Fenster meines Arbeitszimmers. Nach zwei Tagen hatte das emsige Paar seine Kinderstube wieder in Ordnung. Da hörte ich am nächsten Morgen plötzlich lebhaftes, zorniges Schwalbengeschrei, dachte sofort an den Angriff einer Kaze und trat, ein Flaubertgewehr ergreifend, an das Fenster. Mit allen Anzeichen von Wut strichen die Schwalben um ihr Nest, doch sah ich weder eine Kaze noch sonst einen Feind und konnte nur entdecken, daß aus dem Schwalbenneste zwei Strohhalme heraushingen, genau so, wie dies bei den Brutstätten des liederlichen Sperlings stets der Fall ist. Meine sofort austauchende Vermutung wurde im nächsten Augenblick durch das Erscheinen eines Sperlingkopfes am Nestrande bestätigt. Der faule Schlingel hatte einfach von dem eben fertig werdenden Nestchen Besitz ergriffen. Doch die Nemesis blieb nicht aus. Zu den beiden heimischen Schwalben gesellten sich nach und nach noch andere, und jetzt begann, ohne daß anscheinend in der Brust des Eindringlings irgend eine Befürchtung

aufstieg, eine eigentümliche Arbeit, die zwar schon wiederholt beobachtet und beschrieben wurde, gegen deren Tatsächlichkeit ich jedoch stets einen gelinden Zweifel gehegt hatte. Die Schwalben trugen Nestbaumaterial herbei und mauerten nach und nach das ganze Flugloch zu. Gegen Abend waren sie fertig, der Sperling saß eingemauert und wäre rettungslos dem Hungertode preisgegeben gewesen, wenn ich nicht doch Mitleid mit dem armen Strolch gehabt hätte. Ich legte eine Leiter an, entfernte den frischen Zubau und trieb den Gemafregelten mit heilsamen Lehren aus seinem Gefängnis. Zu meiner großen Freude sah ich am nächsten Morgen, daß sich die Schwalben wieder an ihrem Nest zu schaffen machten, und wirklich brachten sie, von da an ungestört, glücklich zwei Bruten darin aus. D. G.

Shakespeare-Unterschriften. — Im dritten Band des Jahrgangs 1902 berichteten wir auf Seite 227 über „Unersüllte Wünsche reicher Leute“. Unter diesen Wünschen war auch der eines Millionärs in Chicago, der für eine echte Unterschrift des großen englischen Dichters die Summe von 400,000 Mark bot, wenn ihm eine solche innerhalb eines Jahres gebracht würde. Auf seine diesbezüglichen Inserate in allen Zeitungen der Welt erhielt er auch nicht eine einzige Antwort. Jetzt könnte dem Manne geholfen werden, denn aus England kommt die Kunde, daß dort eine neue, bisher unbekannte echte Unterschrift Shakespeares entdeckt worden ist. Sie befindet sich im Besitz einer alten Dame in der Provinz. Bis jetzt hat man das kostbare Stück aber noch nicht einmal ausgestellt.

In unserem Artikel war von sieben Shakespeare-Autogrammen die Rede, von denen die Echtheit des einen stark angezweifelt wurde; inzwischen hat sich diese Tatsache bestätigt, und noch dazu wurde ein zweites für unecht erklärt. Es bleiben also nur, außer der neuentdeckten, fünf echte Namensunterschriften des großen Briten übrig, und diese sind: 1. Die Unterschrift „William Shakespeare“ unter einem Dokument, das einen Grundbesitz in London betrifft und vom 10. März 1612 datiert ist, befindlich in der Guildhall-

Bibliothek zu London. 2. Ein Hypothekendokument in Verbindung mit demselben Grundstücke, vom 11. März 1612 datiert. 3. Das Testament des Dichters vom 25. März 1615. Es liegt in den Archiven des Somerset-House und besteht aus drei Blättern, die alle drei die Unterschrift des Testators tragen oder trugen, denn auf den ersten beiden Seiten ist die Schrift bis zur Unkenntlichkeit verblichen. Im Jahre 1776 wurde aber ein Facsimile angefertigt, wonach der Name „William Shakespere“, also ohne a in zweitletzter Silbe, lautete. Auf dem zweiten Blatte ist nicht mit Sicherheit festzustellen, ob die Unterschrift „Shakespere“ oder „Shakespeare“ lautete, jedoch auf dem dritten Blatte steht völlig deutlich „Shakespeare“. Infolge dieser Verschiedenheit in der Schreibweise sind auch diese drei Unterschriften oftmals angezweifelt und ihre Echtheit in Frage gestellt worden, aber bekanntlich waren unsere Vorfahren in der Namensschreibung sehr nachlässig, und so wird denn auch diese Verschiedenheit erklärt. W. St.

Merkwürdige Hotels. — Einzig in seiner Art ist das „Hotel“ der Pariser Kanalisation, das unterirdisch, inmitten der Kanalisationschachte, fast direkt unterhalb der Madeleinekirche erbaut ist, ein Anhängsel an die ungeheuren Abzugtunnels der Pariser Straßenreinigung. Es ist mit großer Mühe aus dem festen Kalkstein herausgehauen worden, der in dieser Gegend den soliden Baugrund von Paris bildet, und hat die Bestimmung, den Arbeitern und den Wachtpatrouillen des unterirdischen Kloakenetzes der großen Weltstadt als Aufenthaltort zu dienen. Es hat seinem Baumaterial entsprechend den Vorzug, äußerst trocken, gesund und sauber zu sein, eine wertgeschätzte Annehmlichkeit für die Leute, die fortwährend von Schmutz- und Abfuhrstoffen umgeben sind. Sie finden hier ihre appetitlich zubereiteten Mahlzeiten, und zwar werden täglich im Durchschnitt siebzig Frühstücksportionen und sechzig Mittagmahlzeiten serviert. Zu Ruhestätten für die Nachtwachen und Patrouillen sind eine Reihe von Betten vorhanden, und die Beamten machen abwechselnd Gebrauch davon. Trockenen

Fußes kann man dies Hotel nur zu gewissen Tagesstunden erreichen. Zu allen übrigen Zeiten ist der Zutritt nur durch ein Boot von einem der Hauptabzugskanäle aus zu gewinnen. Gewiß ein Hotel, das seinesgleichen sucht. —

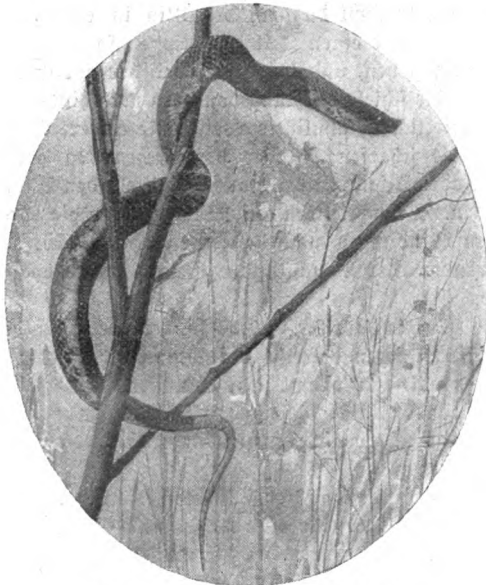
Dem entgegengesetzt ist das Hotel Savai auf dem Changa-la-Paß im westlichen Tibet. Es ist das höchstgelegene Hotel der Welt, mitten in die Wolken hineingebaut, 16,000 englische Fuß über dem Meere. Hier herrscht die großartigste Einsamkeit, und der Blick von dem flachen Dache des massiv gebauten Hauses ist von einer schroffen Erhabenheit, wie sie keine andere menschliche Niederlassung aufweist — öde, von ewigem Schnee bedeckte Felspartien, Wolkenschichten über und unter dem Beschauer, denn sie reichen noch tief ins Tal hinab, eisige Winde, die den Schnee aufwirbeln, trostlose Kahlheit ringsum, da die Region des Pflanzenwuchses längst überschritten ist. —

Auf dem Wege zwischen Santa Cruz und San Jose in Kalifornien befindet sich ein Hotel, das sich in seiner Originalität den beiden erstgenannten würdig anreihet. Es ist ganz im Innern der dort wachsenden kalifornischen Riesebäume untergebracht. Eine am Wege stehende Gruppe dieser Mammutbäume hat dazu Verwendung gefunden. Der hohle Stamm des einen Baumes im Umfange von 23 Meter ist zum Speisesaal hergerichtet worden. Der Raum unter dem Blätterdache desselben Baumes bietet den köstlichsten Restaurationsraum, das gesündeste Rauchzimmer. Eine Anzahl nicht ganz so mächtiger, immerhin aber noch ungeheurer Bäume bietet in ihren hohlen Stämmen behaglich eingerichtete Schlafzimmer. —

Ein Hotel mitten auf einem nicht mehr benützten Friedhofe befindet sich zu Belize in Honduras, und zwar ist es eines der größten von ganz Mittelamerika. Der alte Friedhof lag im bevorzugtesten Teile der Stadt und bot alle Bequemlichkeiten, deren ein Gasthaus im großen Stile bedarf. Die städtischen Behörden erteilten die nachgesuchte Erlaubnis unter der Bedingung, daß die bei der Fundamentierung vorgefundenen Gerippe und Schädel auf dem

neuen Kirchhofe begraben würden. Das geschah, und nun erhebt sich inmitten der mannigfachsten Leichensteine und Denkmäler ein großes, wohleingerichtetes Haus, das trotz der schaurigen Umgebung reichlichen Fremdenverkehr hat. G. D.

Die nordamerikanische Rüsselschlange. — Unter den neuen Erwerbungen des Zoologischen Gartens in London



Die nordamerikanische Rüsselschlange.

befindet sich die obenstehend abgebildete Schlange. Ihren Namen Hognosed snake (Rüsselschlange) verdankt sie der starken Entwicklung der Nase an der oberen Kinnlade, welche die untere überragt. Der Rüsselschild ist groß, gewölbt und hinten auf die Nasenschilder gelagert. Die Bewegungen dieser Schlange sind von äußerster Behendigkeit, und wenn es auch keine Seltenheit ist, daß Schlangen auf Bäume klettern, so ist die Geschicklichkeit dieser Rüsselschlange

im Klettern doch ganz besonders auffallend. Die „schlängelnde“ Bewegung der Schlangen überhaupt beruht auf dem Anteil, den die Hunderte von Rippenpaaren daran haben. Jede einzelne Rippe wird, bildlich gesprochen, zu einem Fuße, zu einer Stütze und zu einem Hebel, welcher den Leib trägt und fortbewegt. Will die Schlange sich vorwärts bewegen, so spannt sie abwechselnd diese, abwechselnd jene Rippenmuskeln an, krümmt dadurch den Leib in eine wagrechte Wellenlinie, zieht einen Teil der Rippen so weit vor, daß sie senkrecht stehen, und bringt sie bei der nächsten Krümmung in eine schiefe Richtung von vorn nach hinten, bewegt sie also wirklich in ähnlicher Weise wie andere Tiere ihre Füße. Die scharfen Ränder der nach unten gerichteten Schilde oder Schuppen der Haut vermitteln den Widerstand am Boden. Beim Klettern auf Bäumen geben die schraubenförmigen Windungen noch besonderen Halt. Die scharfen Hinterränder der Bauchschilder sichern vor dem Herabrutschen.

S. W.

Eine Mumienfabrik. — Das sonderbare Geschäft eines Mumienfabrikanten betreibt ein Mann in einem Vororte von Liverpool. Er rühmt sich, Mumien, die genau das Aussehen haben, als ob sie schon Jahrtausende in irgend einer Pyramide geruht hätten, in wenigen Wochen herzustellen zu können.

Die Leichen verschafft er sich durch Kauf. Arme Leute, denen ein Angehöriger verstorben ist und denen die Kosten des Begräbnisses schwere Sorgen machen, bewegt er leicht dazu, ihm für Beträge bis zu hundert Mark die Leiche zu überlassen. Der Körper wird dann in Papiermaché gehüllt und mit einer Asphaltlösung, deren Zusammensetzung sein Geheimnis ist, bedeckt. Nach einigen Wochen ist die Leiche so eingeshrumpft, daß sie völlig einer echten Mumie gleicht. Sorgfältig in künstlich altgemachte Gewänder gekleidet, mit entsprechenden nachgemachten ägyptischen oder — wie es der Fall gerade verlangt — auch assyrischen oder indischen Schmuckstücken versehen, figurirt die künstliche Mumie bald als eine vor 2000 Jahren verstorbene Pharaonentochter

in der „Sammlung“ eines reichen Engländers oder Amerikaners.

W. St.

Die Arbeitsleistung einer Taschenuhr. — Das Räderwerk einer Taschenuhr ist ein wahres Wunder an Behendigkeit und Unermüdblichkeit. Es verrichtet in jeder Minute 375 Umläufe, in jeder Stunde 450,000, in einem Jahre 197,100,000. Um uns diese Arbeitsleistung des winzigen Uhrwerks klarer zu vergegenwärtigen, denken wir uns, eine Lokomotive verrichte mit ihren Rädern die gleiche Zahl von Umdrehungen. Das würde bedeuten, daß sie achtundzwanzigmal die Reise um die Welt zurückgelegt hätte, angenommen, daß es ihr vergönnt wäre, auch über die Ozeane hinwegzufahren.

Nun stellen wir uns dazu vor, welche Unsumme an Heizmaterial die Lokomotive zur Bewältigung dieser Arbeitslast beanspruchen, welche Mengen Wasser sie verschlingen, wie viel Menschenkraft sie zu ihrer Bedienung brauchen würde! Die kleine Taschenuhr verrichtet dieselbe Arbeitsleistung ohne alle Auslagen, ohne eine weitere Bedienung, als daß man nicht vergift, sie alle Tage aufzuziehen!

Die Bearbeitung freilich, die der Mensch dem harten Stahl muß angeheißen lassen, ehe er zur Verrichtung derartigen Heldentaten fähig ist, verdient alle Anerkennung. Die stählerne Uhrfeder ist dermaßen dünn ausgearbeitet, daß ein Kilometer davon noch nicht ein Viertelpfund wiegt. Und diese menschliche Arbeit verleiht dem billigen Eisen einen solchen Wert, daß dieser etwa einem 12 $\frac{1}{2}$ maligen Aufgewogenwerden mit Gold entspricht. Einer englischen statistischen Aufstellung zufolge ist eine Tonne Gold 125,583 Pfund Sterling wert, eine Tonne Stahl aber, die zum feinsten Uhrfederdraht verarbeitet ist, stellt einen Wert von 1,576,458 Pfund Sterling dar.

Et. D.

Seltene Rennen. — Unter den Rennen, die alljährlich in Compiègne in der Nähe von Paris stattfinden, sind immer Neuheiten, die bei Herren und Damen stets großes Interesse wachrufen. Eines der amüsantesten war wohl das Sodawasserrennen, das ausschließlich dem stärkeren Geschlechte vorbehalten war. In bestimmten Zwischen-

räumen waren Sodawasserflaschen aufgestellt, und zwar immer vier für jeden Mann. Um das Rennen zu gewinnen, mußte man während des Laufens jede Flasche öffnen und den Inhalt vertilgen, wobei zur Bedingung gemacht wurde, daß auch nicht das geringste vergossen oder weggeschüttet werden durfte. Der Anblick der im Laufen trinkenden Teilnehmer war ein äußerst komischer, und eine Reihe von Bewerbern schied schon nach der ersten Flasche aus, ohne im Stande zu sein, aus der zweiten auch nur einen Tropfen trinken zu können.

Sehr amüsant war auch das Apfelsinenrennen, das vor einigen Jahren in Nizza stattfand. In regelmäßigen Zwischenräumen wurden für jede Bewerberin — dieses Rennen war nur für Damen bestimmt — zehn Apfelsinen auf die Erde gelegt. Die Damen mußten sie aufheben und in beiden Händen bis an das Ziel tragen. Die Schwierigkeit bestand darin, mit mehreren Apfelsinen in den Händen noch weitere aufzuheben. Mehrere der Mädchen ließen jedesmal eine Apfelsine fallen, wenn sie eine neue ergriffen, und nur zweien der Bewerberinnen gelang es, das Ziel mit allen zehn Früchten in den Händen zu erreichen.

Im letzten Jahre wurde das sogenannte Krawattenrennen gelaufen, bei dem Herren in Tätigkeit traten, obwohl auch das schöne Geschlecht an dem Rennen indirekt beteiligt war. Die zu durchlaufende Entfernung betrug 200 Meter, und die Bewerber mußten alle mit ungebundenen Krawatten ablaufen. Am Ende der ersten 100 Meter standen die mitwirkenden jungen Damen. Ein jeder Teilnehmer mußte nun so schnell wie möglich zu dem betreffenden Mädchen laufen, das auf ihn wartete, und vor ihr niederknien, während sie ihm schnell die Krawatte band. Dann mußte er die übrigen 100 Meter zurücklegen. e—n.

Über Träume. — Die Aufzeichnungen des Dr. Nelson in New York über 4000 eigene Träume sind um so willkommener, da man bisher noch wenige ähnliche Tatsachen veröffentlicht hat.

Aus den Beobachtungen Nelsons ergeben sich folgende Resultate. Die am Abend entstehenden Träume kommen nur nach stärkerer körperlicher oder geistiger Ermüdung zu stande und knüpfen an die Erlebnisse des vergangenen Tages an. In ähnlicher Weise sind die Träume in der Nacht beschaffen, die sich meist nach heftigeren nervösen Erregungen einstellen, gleichfalls an die Ereignisse und Erlebnisse des Tages anknüpfen, aber diese meist in schreckhafter Weise weiterspinnen. Am merkwürdigsten und angenehmsten sind die Morgenträume, wie sie sich nach völligem Ausruhen des Geistes einstellen. Hier findet die Phantasie ihren weitesten Spielraum und schwingt sich in ungeahnte Fernen. Kennzeichnend sind ganz besonders für Morgenträume die merkwürdigen Personen- und Seelenwandlungen, die außerordentliche Deutlichkeit und Umständlichkeit, die Lebendigkeit der Erinnerung an den Traum selbst und jene verblüffende Vorahnung der Ereignisse, die man schlechthin als „Hellsehen“ bezeichnet. Ferner hat Dr. Nelson gefunden, daß die Lebendigkeit der Träume gewissen regelmäßigen monatlichen Schwankungen entspricht, und daß auch innerhalb der Jahreszeiten solche regelmäßigen Schwankungen stattfinden, so daß im März und im April die wenigsten, im Dezember die meisten lebhaften Träume eintreten. Bekanntlich schreibt ein alter Volksglaube den Träumen in den „heiligen zwölf Nächten“ — 25. Dezember bis 6. Januar — besondere Bedeutung zu, wahrscheinlich, weil man beobachtet hatte, daß die Träume in dieser Zeit am deutlichsten und lebhaftesten zu sein pflegen. G. I.

Der Stypel der Schmeichelei. — König Ludwig XIV. fand einst bei einem Ritt durch den Wald von Fontainebleau, daß ein aus etwa hundert mächtigen Eichenstämmen bestehender Bestand die Aussicht hindere. Wie stets die leiseste Andeutung eines Wunsches seitens des Königs von seiner Umgebung als Befehl betrachtet wurde, so fing auch der in höfischer Zuorkommenheit unübertroffene Herzog von Antin die Bemerkung auf und machte sie sich für die nächste Folge zu nuzze. Er ließ in aller Stille jene dem

königlichen Blick mißfallenden Bäume dicht über der Wurzel durchsägen, so daß sie nur noch geringen Halt hatten. Nicht weniger als zweihundert Arbeiter wurden sodann an dem Tage im Gebüsch verborgen postiert, an dem der König zu einem seiner Sommerfeste mit dem gesamten Hofstaat wieder in den Wald von Fontainebleau zog.

„Ach, die verwünschten Bäume vor der Aussicht!“ seufzte der Monarch richtig abermals, als er an die ihm mißfallende Waldpartie gelangte.

„Sire,“ sagte der Herzog, „die Bäume sollen fallen, sobald Eure Majestät es ernstlich wollen.“

„Je eher, je lieber,“ versicherte Ludwig XIV.

Ein Pfiff von des Herzogs Lippen folgte, und in den nächsten Augenblicken fiel, wie durch Zaubergewalt, der geächtete Wald buchstäblich über den Haufen. Das Wunder erklärte sich bald, als man die an den Seilen beschäftigten Arbeiter und die getroffenen Vorkehrungen gewahrte.

Ein gnädiger Blick lohnte den zuvorkommenden Schmeichler königlicher Wünsche, und die Herzogin von Burgund flüsterte ihren Hofdamen zu: „Ach, ich glaube, der Herzog ließe unsere Köpfe ebenso schnell durchhauen, wenn es der König einmal wünschen sollte!“ J. W.

Statte Rechnung. — Als in Mecklenburg noch von Rechts wegen Prügel verabsolgt wurden, hatte der Geprügelte für jeden Hieb, den er erhielt, einen Schilling (etwa 6 Pfennig) zu entrichten. Nun geschah es in der kleinen Stadt F., daß einem Übeltäter 15 Hiebe zudiktiert waren. Als es aber nach vollzogener Exekution ans Bezahlen ging, verfügte der Delinquent nur über ein Achtgroschenstück gleich 16 Schilling. Was tun? Wie diesen Mehrbetrag mit dem Urteil in Übereinstimmung bringen?

Da sprach der Richter: „Slüter (Schließer), dann geben S' em noch enen, dann stimmt die Rechnung!“

So geschah es denn auch, und jedem ward sein Recht. G. Z.

Braut- und Hochzeit-

Seidenstoffe in großartiger Auswahl. Hochmoderne Genres in weiß, schwarz und farbig zu billigsten Preisen meter- und robenweise, porto- und zollfrei an Jedermann. Wundervolle Foulards schon von 95 Pf. an. Muster bei Angabe des Gewünschten franko. Briefporto nach der Schweiz 20 Pf.

Seidenstoff-Fabrik-Union

Adolf Grieder & C^{ie}, Zürich G 46

Kgl. Hoflieferanten

(Schweiz)

Dr. Oetker's { **Backpulver,**
Vanillin-Zucker,
Pudding-Pulver

Millionenfach bewährt.

Auf Wunsch ein Backbuch gratis von

Dr. A. Oetker
Bielefeld.



Union Deutsche Verlags-Gesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Nachstehende Bändchen unserer Illustrierten Taschenbücher für die Jugend seien in gegenwärtiger Zeit besonders empfohlen:

Liebhaber-Photographie.

Bearbeitet von **Dr. G. Lehnert.**

Mit 67 Abbildungen. In Leinwand gebunden M. 1.—

Dieses ABC der Photographie wird den zahlreichen Freunden derselben, namentlich jungen Anfängern, gute Dienste leisten und vor manchem Mißgriff bewahren.

Radfahren.

Bearbeitet von **Dr. G. Lehnert.**

Mit 69 Abbildungen. In Leinwand gebunden M. 1.—

Enthält alles Wissenswerte über Bau und Benützung des Rades, über die erforderlichen allgemeinen Kenntnisse und Fertigkeiten des Fahrers.

Lawn Tennis und andere Spiele.

Lawn Tennis, Croquet, Hockey, Eishockey, Golf, Fußball.

Bearbeitet von **Ph. Heineken.**

Mit 83 Abbildungen. In Leinwand gebunden M. 1.—

Zu haben in den meisten Buchhandlungen.

Die Gesundheit.

Jhre Erhaltung, ihre Störungen,
ihre Wiederherstellung.

Ein Hand- und Nachschlagebuch für jedermann.

Unter Mitwirkung von

52 der hervorragendsten Universitätsprofessoren und Dozenten

des Deutschen Reiches, Osterreich-Ungarns, der Schweiz etc.

herausgegeben von

Prof. Dr. Kosmann u. Privatdoz. Dr. J. Weiß.

1600 Seiten Text mit ca. 350 Abbildungen, 12 mehrfarbigen und mehreren einfarbigen Einschalttafeln. Vollständig in vierzig Lieferungen zum Preise von je 40 Pf. (= 48 Heller). In zwei Bände geb. 20 Mark.

Inhalts-Übersicht.

Erster Band.

Einleitung. Allgemeiner Teil. I. Bau und Lebenstätigkeit des gesunden menschlichen Körpers. — II. Krankheitsbegriff und Krankheitsursachen. — III. Das Erkennen der Krankheiten. — IV. Die Verhütung von Krankheiten. — V. Staatliche und soziale Gesundheitspflege. — VI. Arzt und Patient. — VII. Heilmittel und Heilmethoden. — VIII. Gifte und Vergiftungen. Spezieller Teil: I. Die Krankheiten der Bewegungsorgane. — II. Die Krankheiten der Kreislauforgane. — III. Die Krankheiten der Atmungsorgane. — IV. Die Krankheiten der Verdauungsorgane. — V. Die Krankheiten der Ausscheidungsorgane. — VI. Die Geschlechtskrankheiten.

Zweiter Band.

VII. Die Frauenkrankheiten. — VIII. Die Mutterschaft und ihre Störungen. — IX. Die Säuglings- und Kinderkrankheiten. — X. Die Krankheiten des Nervensystems. — XI. Die Geistesstörungen. — XII. Die Krankheiten der Sinnesorgane. — XIII. Die Krankheiten der Haut. — XIV. Erkrankungen des gesamten Organismus.

Der Gesamthalt umfaßt 1600 Seiten Text mit ca. 350 Abbildungen, außerdem 12 mehrfarbige und mehrere einfarbige Tafeln.

Lassen Sie sich gefl. eine Probeflieferung oder einen Band dieses hervorragenden, in seiner Art einzig dastehenden **Hand- und Nachschlagebuchs fürs Haus** kommen, Sie werden sich überzeugen, daß es sich um ein ernstes, die neuesten Fortschritte der Wissenschaft enthaltendes Werk handelt, wie es in ähnlicher Form noch nirgends geboten worden ist, ein Werk, das auch denjenigen von Nutzen sein wird, welche andere „Gesundheitsbücher“ bereits besitzen. Möge es segensbringend und aufklärend wirken, möge es recht Viele lehren, zur Erhaltung und Wiederherstellung ihrer Gesundheit die richtigen Wege zu gehen und die jedem Körper innewohnende heilende Kraft vollständig zu unterstützen, damit recht Viele mit Genugtuung von sich und den Ihrigen sagen können:

Zu des Lebens Freude schuf uns die Natur!

„Zu haben in den meisten Buchhandlungen. 



Fröbel-Oberlin-Verlag, Kurt Strien, Berlin-Südende VI.



Über 30000 Exempl. bereits verkauft!

Schriften des Fröbel-Oberlin-Vereins in Berlin.

Über 30000 Exempl. bereits verkauft!

Herausgegeben von ERNA GRAUENHORST:

Katechismus für das feine Haus- und Stubenmädchen. 65 Pf.

Katechismus für Landmägde. 30 Pf.

Katechismus der Kindergärtnerinnen. 80 Pf.

Katechismus für Kindermädchen. 40 Pf.

Über die Pflege und Erziehung der Kinder in Hinsicht auf Leib und Seele in gesunden und kranken Tagen. 80 Pf.

Die Behandlung der Wäsche. 50 Pf.

Anstandskatechismus. 50 Pf.

Katechismus für den Offiziersburschen. 50 Pf.

Diese Werke sind die offiziellen Lehrbücher in dem Fröbel-Oberlin-Hause und seinen Schulen.

Für Gesellschaften, Schulen und Vereine, zum Verteilen und in Partien ermässigte Preise.

Resterküche. Ein eigenartiges Kochbuch mit über tausend Rezepten zur Resterverwendung. M. 2.50.



Gegen Voreinsendung des Betrages portofreie Zustellung! Auf dem Abschnitt einer 10 Pf.-Anweisung (b. 5 M.) zu bestellen!



Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Neue Romane beliebter Autoren:

Als das Rittertum in Blüte war.

Roman von Charles Major. Autorisierte Übersetzung von H. Wirth.
Broschiert 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark.

Die in Amerika erschienene Original-Ausgabe dieses Romans ist in kurzer Zeit in mehr als 200 000 Exemplaren verbreitet worden. Die spannende Geschichte des ritterlichen Charles Brandon und der liebrenden Mary Tudor, nachmaliger Gemahlin Ludwigs XII. von Frankreich, wird auch bei der deutschen Lesewelt ungeteiltem Interesse begegnen.

Fata morgana. Roman von Gustav Johannes Krauß.
Broschiert 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark.

Die Erzählungen von Gustav Johannes Krauß erfreuen sich großer Beliebtheit. Rasch fortschreitende, anziehende Handlung und klare, gefällige Schilderungsweise machen den obigen Roman zu einer ebenso fesselnden wie genügenden Lektüre.

Sabine Bucher. Roman von Adelheid Weber.
Broschiert 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark.

Ein fein und geistvoll geschriebener Roman aus den Kreisen des märkisch-pommerschen Adels, voll lebensfrischer, prächtiger Gestalten, deren Lust und Leid die Dichterin den Leser ebenso wahr mitempfinden läßt, wie sie es versteht, die märkische Landschaft, das Gestade der Ostsee oder die Salons des vornehmen Berliner Westens vor seinem geistigen Auge erstehen zu lassen.

Zu haben in den meisten Buchhandlungen.

UNIVERSITY OF MINNESOTA



3 1951 D01 241 881 I

**WILSON
ANNEX**